

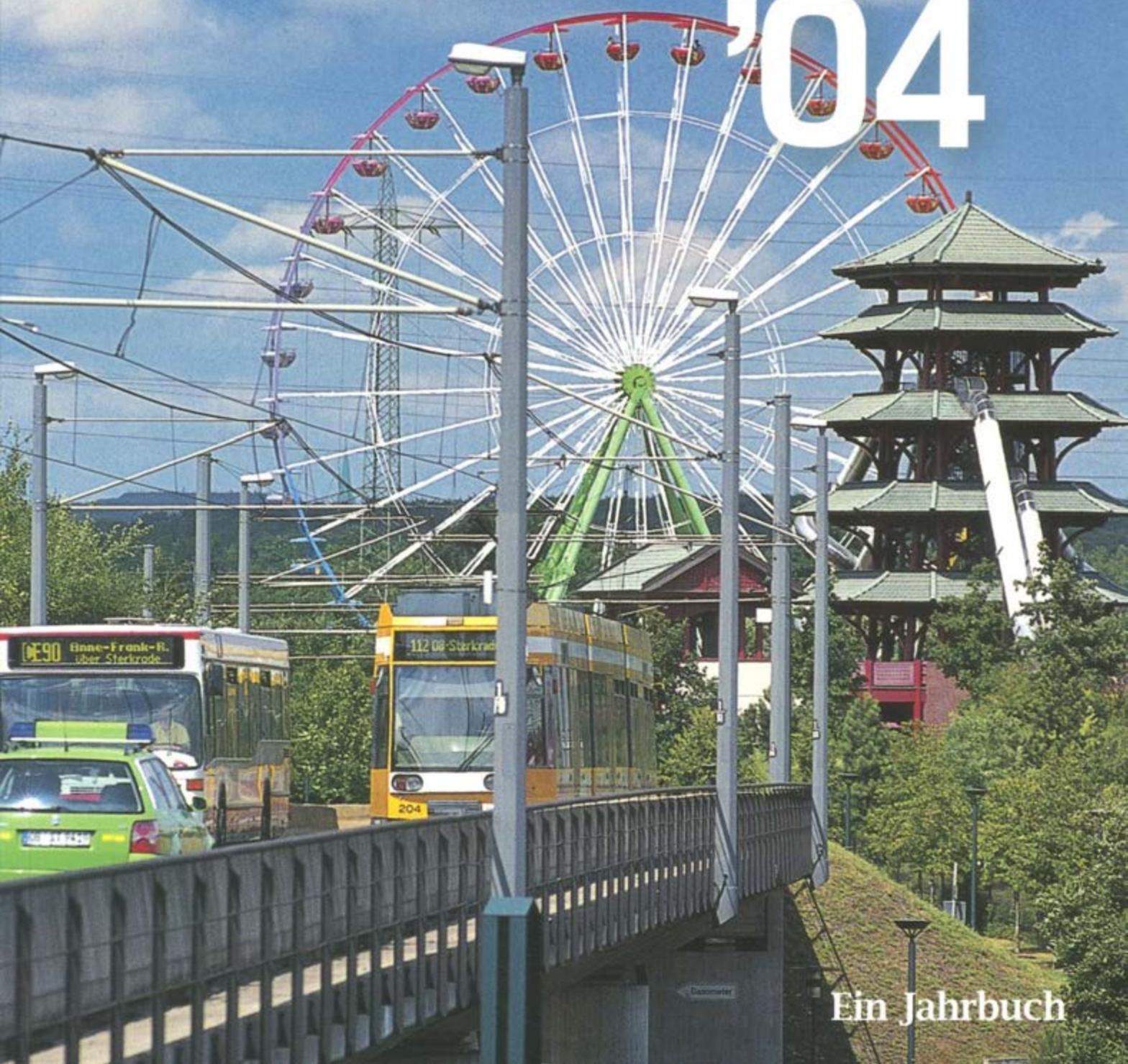
2004

- Rainer Suhr
Auf dem Weg zu neuen Ufern / Aquarium und Marina werden im Sommer 2004 eröffnet 27
- Dietrich Behrends
Indiskretion entschied über ersten OB Groß-Oberhausens / Vor 75 Jahren entstand unsere heutige Stadt 33
- Dr. Magnus Dellwig
Die „neue Stadt“ braucht immer Visionen / 75 Jahre Oberhausen: Betrachtungen zu einem bemerkenswerten Jubiläum 43
- Michael Schmitz
Ein Ende als Anfang / Am Oberhausener Theater beginnt nach Klaus Weise mit Intendant Johannes Lepper eine neue Ära 53
- Heinz Ingensiep
Eine flotte Fünfzigerin / „Oberhausen“ schwimmt 59
- Helmut Kawohl
Visuell in die Knie gezwungen / Videokünstler Bill Viola zeigt im Gasometer gigantische Projektionen 63
- Gustav Wentz
Altes „Kleeblatt“ auf neuen Wegen / Der SC Rot-Weiß Oberhausen feiert 2004 seinen 100. Geburtstag 67
- Jasmin Fischer
Loopings zwischen Himmel und Erde / Wenn Probst Michael Ludwig neben der Achterbahn predigt 73
- Hajo Berns
Als das Lied eine Brücke wurde / Chorgemeinschaft Alstaden feierte ihren 150. „Geburtstag“ 79
- Daniel Zapaniuk
Vom Wohnzimmer auf die Dächer der Welt / b+w garantiert die kommunikative Freiheit 83
- Martina Nattermann
„komma en bisssen bei mich bei“ / Als jüngste Herbergsmütter Deutschlands leiten Christina Antwerpen (25) und Verena Breuckmann (24) das „In hostel veritas“ 87

Monika Idems Ist das noch Kunst? / Seit 50 Jahren leistet der Kunstverein Oberhausen Hilfestellung bei der Auseinandersetzung mit Kunst	93
Astrid Knümann Wenn Wichtel kleine Shetias bändigen... / Jugendreitgemeinschaft Königshardt mit neuen Konzept fürs Reiten lernen	99
Michael Schmitz Das Zeitungs-Bild / Seit mehr als vier Jahrzehnten belichtet der Fotograf Richard Oertel den Oberhausener Alltag	103
Carsten Dilly Auftritt der Altmeister in „Auberchoisin“ / Stones, McCartney, Gabriel – Internationale Superstars gaben sich die Garderobentürklinke in die Hand	107
Klaus Müller Ein Forum für Junggebliebene / Redaktion der Seniorenzeitung „Wir für Euch“ ist ein eingespieltes Team	113
Michael Schmitz Das Mekka der Shorties / Die Internationalen Kurzfilmtage werden 2004 schon 50 Jahre jung	119
Helmut Kawohl Marktplatz für Nachwuchsathleten / 40. Ruhrolympiade ein glanzvolles Kapitel in der Oberhausener Sportgeschichte	125
Hans-Walter Scheffler Wo der Zug durch die Gemeinde endet / Die Oberhausener Gastronomie gestern und heute	131
Barbara Hoynacki Arzt in der Ferne / Seit fast zehn Jahren behandelt Dr. Klaus Kevenhörster im Auftrag der Hilfsorganisation „Ärzte für die Dritte Welt“ Menschen in Armenvierteln	141
Michael Schmitz Von Mensch zu Mensch / Bärbel Höhn hat sich als Ministerin ihre Nahbarkeit bewahrt	147
Gestern/heute / Interessante historische Fotos von Rudolf Holtappel	154

Gustav Wentz Die Weichen ins zweite Jahrhundert gestellt / Die Vereinsgeschichte ist auch ein Stück Stadtgeschichte	165
Herta Holtappel Wo niemand auf Godot wartet / Die Kleinstädter Bühne im ehemaligen Lito-Palast Sterkrade	169
Achim Beer Alles muss raus! / Im CentrO sorgen rudernde Officer für Sicherheit der Besucher	173
Heinz Ingensiep Libellen, Lebenshilfe und Logistik / Das Gewerbebiotop „Waldteich“	177
Monika Idems Von „Kleinen Müttern“ und feurigen Drachen / Billie Erenkamp macht Kunst voller Energie in und für Oberhausen	183
Volker Strommenger Wo Palmen neben dem Förderturm stehen / Auch Oberhausens sardische Partnerstädte haben eine große Bergbau-Tradition	187
Helmut Kawohl Blick zurück auf 2003 / Oberhausener Schlagzeilen	192
Rüdiger Schumann Glückwunsch: Zwei Jahrzehnte Sparkassen-Bürgerstiftung Oberhausen	198

OBERHAUSEN '04



Ein Jahrbuch

TITELBILD

Eine Reise mit Bus und Straßenbahn quer durch Oberhausen - hier in der Neuen Mitte der Stadt - hat der Fotograf Rudolf Holtappel für das neue Jahrbuch gemacht

RÜCKSEITE

Endstation der Reise mit Bus und Bahn an der Bebelstraße in Alstaden

HERAUSGEBER

*Printmanagement Plitt GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Tourismus & Marketing Oberhausen GmbH, Bereich Stadtwerbung,
und mit freundlicher Unterstützung
der Sparkassen-Bürgerstiftung Oberhausen
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION

Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG

Claus Schneider

FOTOS

*Archiv Dietrich Behrends · Janne Beuter · Hans Blossy · Manfred Ehrich
Jochen Emde · Ortwin Goertz · Ralph Heeger · Harald Hoffmann · Rudolf Holtappel
Archiv Internationale Kurzfilmtage Oberhausen · Werner Joppke · Dr. Klaus Kevenhörster
Richard Oertel · Privatarhive · Archiv Rudolf Selhof
Stadtarchiv Oberhausen · Marco Stepniak · Volker Strommenger · Thomas Thöne
Archiv Thyssen Aktiengesellschaft · Wolfgang Volz · Paul Walther
WAZ-Archiv · Axel Wolniewicz*

HERSTELLUNG

*Printmanagement Plitt GmbH, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 02 08 / 205 70 07*

November 2003

Tempo.

Inzwischen ist er 80, und Jahrbuch-Leser kennen ihn schon von der Ausgabe „Oberhausen 03“, als er für die Titel-Bildgeschichte „VisiOnen“ nachgespürt war. Heuer hat Rudolf Holtappel, den man als Person kaum kennt, aber dessen Fotografien einem allüberall begegnen, aus Bussen und Straßenbahnen heraus Oberhausen bebildert.

Als Bildkünstler ist der Oberhausener eine immer noch überaus aktiv fotografierende Legende. 1923 wird „Rudi“, wie ihn seine Freunde rufen, in Münster geboren. Seine dortige Fotolehre bei Rudolf Lindemann wird durch den Militärdienst unterbrochen, der angehende Fotograf wird schwer verwundet, kann nach einem Lazarettaufenthalt in München an der Staatslehranstalt für Bildwesen studieren. 1950 macht er seinen Meister, seit 1953 arbeitet Rudolf Holtappel als freier Bildjournalist.

WDR und ZDF sind seine „Kunden“, auch Tageszeitungen, Wirtschaftsmagazine und Werkzeitungen, er gestaltet zahlreiche Ausstellungen, inzwischen auch 16 Bildbände. Und er heimst Preise ein; Handelsblatt-Wirtschaftsfoto: Platz 1, 2 und 6 anno 1976; Deutscher Wirtschaftsfotopreis: 5. Platz 1978, 1. Platz 1979.

Holtappel arbeitet für Henkel und Karstadt, das für die photokina unesco „Work and Leisure“ ausgewählte Foto geht in einer Bildschau auf Welttournee. Und Holtappel widmet sich zunehmend der Wiederentdeckung alter Fototechniken, arbeitet mit Bromöldruck, Cianotypie und Salzprints aus den beinahe 160 Jahre zurückliegenden Anfängen der Fotografie.

Eine weitere Facette ist der Bildkünstler Rudolf Holtappel, der wie wohl kein anderer Oberhausener Industriekulisse der 50-er und 60-er Jahre abgelichtet hat - und dessen eigentliche Liebe und Passion die Theaterfotografie ist. Schon früh fängt er damit an, für die Bühnen in Mainz, Krefeld, Berlin und natürlich in Oberhausen, damals schon seiner Heimatstadt. Holtappel begleitet beinahe die gesamte Ära des legendären Regisseurs Günther Büch, seine Porträts etwa von Günther Lamprecht oder Peter Handke oder Büch, jenem „enfant terrible“ des deutschen Sprechtheaters der Sechziger selbst, sind erzählte Geschichte. Bei einigen Inszenierungen gestaltet er gar Bühnenbilder. 1992 entdeckte ihn das Oberhausener Schauspiel als Theaterfotografen wieder. Es ist eben ein Tempo-reiches Leben, das des Fotografen Rudolf Holtappel.



Hoch oben im Oberhausener Norden, dort, wo sich Füchse und Hasen „Gute Nacht sagen“, endet der CE 96 am traditionsreichen Gastronomie-Treffpunkt „Theissen am Eck“.



Ein Blick durchs Busfenster richtet sich auf einen Garanten für Arbeitsplätze und Gewerbesteuer, das Holtener Werk Ruhrchemie von Celanese.



Ausnahmsweise einmal nicht Eisenheim: Die STOAG rollt auch durch die Dunkelschlag-siedlung, in seiner Urwüchsigkeit das vielleicht beeindruckendste Ensemble alter Arbeiter-wohnungen in Oberhausen.



Zwischen sattem Grün entdeckt das Objektiv in Königshardt das sogenannte „Blaue Haus“, ein städtebaulicher Blickfang im Oberhausener Norden.



Auf dieses Zentrum rollen Busse und Bahnen mit geballter Macht zu, entlassen sie täglich unzählige Kunden in die Sterkrader Innenstadt.



Gebaute Anmut spiegelt mit der Antony-Hütte in Klosterhardt beinahe 250 Jahre Oberhausener Geschichte als „Wiege der Ruhrindustrie“.



Im westlichsten Teil von Buschhausen gewähren die Linien 956 und 976 die Sicht auf eines der schönsten Bauwerke in Oberhausen, die alte Baumeister Mühle, die heuer anspruchsvolle Gastronomie und ein exzellentes Weinangebot bereit hält.



Allgegenwärtig im Oberhausener Stadtbild ist einst Europas größter Scheibengasbehälter. Aus dieser Altenberg-Perspektive wirkt er gerahmt wie ein Kunstwerk.



Von hier aus geht es über die Trasse in eine neue Welt; alle Busse und Bahnen fahren vom Bahnsteig 1 am Busbahnhof auf dem Hauptbahnhofsvorplatz Richtung Neue Mitte.



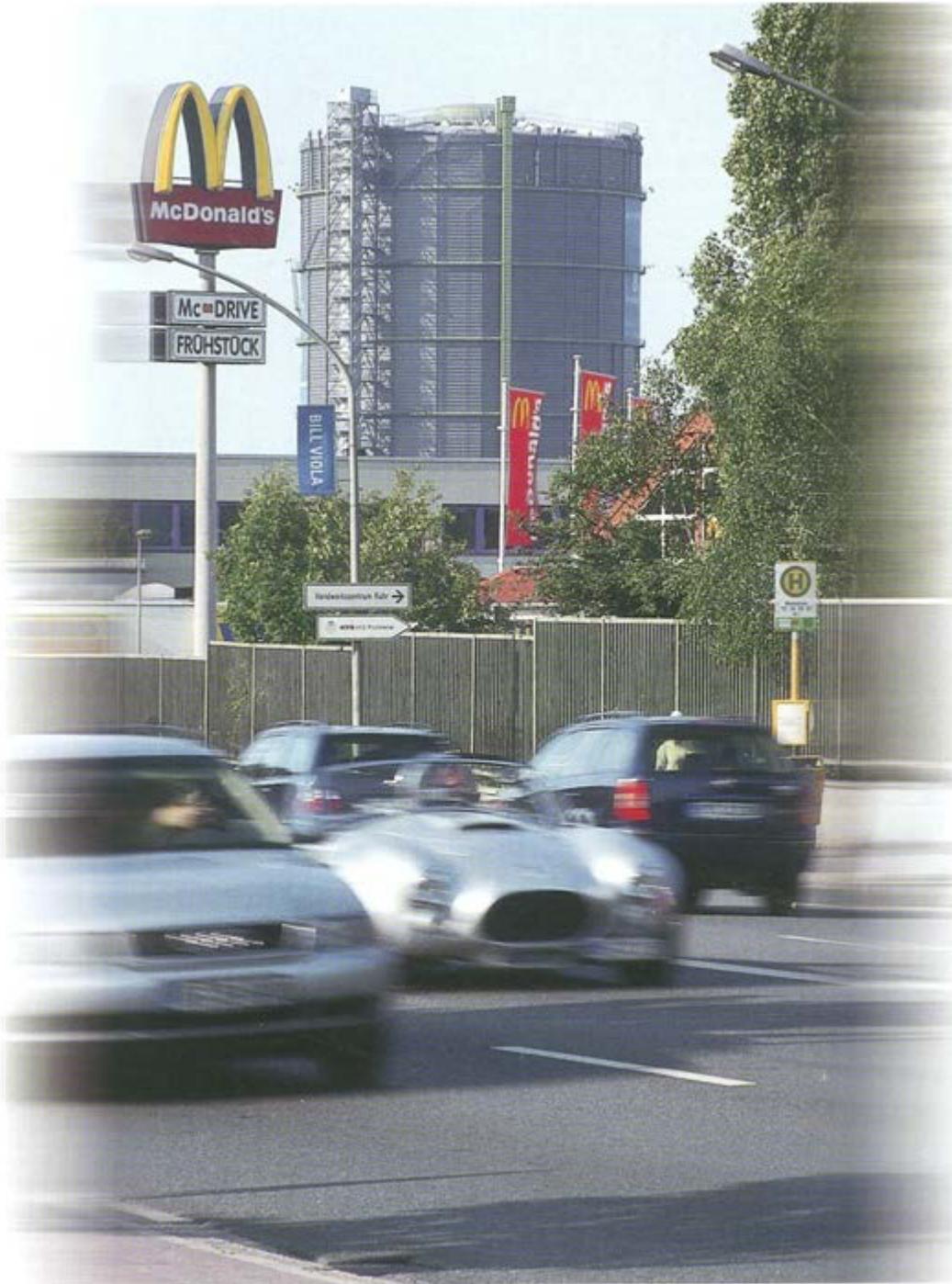
Und in fünf Minuten ist man da, hat von der Haltestelle „Neue Mitte“ aus einen spannenden Blick auf alte Industrie-Architektur mit dem Gasometer als wahren „Höhepunkt“.



Weit näher türmt sich ein in U-Form gebauter Magnet auf, in dem sich unter dem Zeichen des Ruhrgebietsbieres schlechthin Stars und Sternchen aus aller Welt die Klinke in die Hand geben.



Vielfältig ist das Panorama auf der Haltestelle mit dem Dach, das immer wie ein sturzgefährdet wirkt. Hier entdecken wir das ehemalige Hauptlagerhaus der GHH, das vom Architekten Peter Behrens geschaffene imposante Industriemonument.



Hier steigt man aus, um vor dem Abtanzen in Oberhausens größter Diskothek oder dem Fideln in der Städtischen Musikschule sich bei Allerweltskost zu stärken.



*Auch auf der anderen Seite der Mülheimer
Straße lockt im kleinen neuen Gewerbegebiet
Fast Food aus aller Herren Länder.*

Zum Bahnsteig 1



ÖPNV
Österreichischer
Public Transport

Neue Mitte Osterfeld



*Am ÖPNV-Bahnhof „Arbeitsamt“, den
sogar die reizvollsten Facetten eines
multikulturellen Oberhausens bevölkern.*



Auf der B 223, der wichtigsten Verkehrsader, die unsere Stadt vom Norden bis zum Süden durchzieht, haben die STOAG-Linien nicht nur zur Rush Hour gegen die Verkehrsströme zu kämpfen.



Grünes Licht für die Fahrt durch den in den letzten Jahren erheblich aufgewerteten Osten, in dem sich die Drei Knappen als bewohnte Wahrzeichen in den Himmel erheben.



Stopp! Hier dürfen wir nicht fahren. Nur durchs Fenster dürfen wir auf das Mekka des Einzelhandels schauen, das sich von der Mülheimer Straße weitgehend fußläufig gen Westen bis zur Eisenbahnbrücke zieht.



*Amen! An Osterfelds wichtigstem
Verkehrsknotenpunkt endet mit Blick auf
die St. Pankratius-Kirche für heute die
STOAG-„Tour de O.“.*

STADTENTWICKLUNG

Auf dem Weg zu neuen Ufern

Aquarium und Marina werden im Sommer 2004 eröffnet

VON RAINER SUHR

Leinen los, das Ruhrgebiet wird zum Revier für Wassersportler. Einer der spannendsten Anlaufpunkte für See- und Sehleute an den Binnenwasserstraßen zwischen Duisburg und Dortmund entsteht im Herzen der Neuen Mitte Oberhausen. Mit der Marina am Centro und dem benachbarten Großaquarium sollen im Jahr 2004 gleich zwei neue Attraktionen am Rhein-Herne-Kanal realisiert werden.

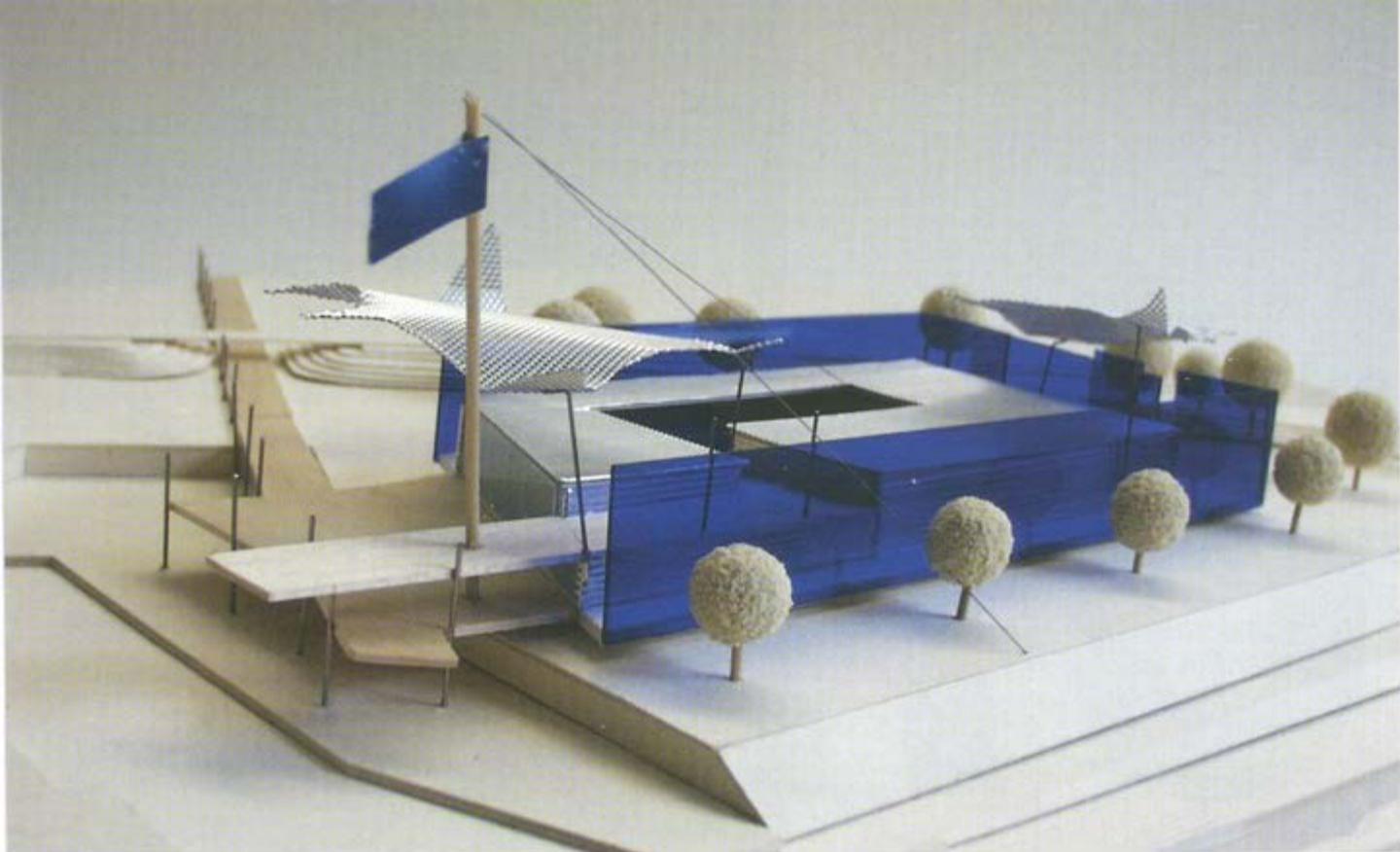
Stromkilometer Neun-Komma-Neun, irgendwann im Herbst 2003: Von Ferne hört man die Autos auf dem Emscherschnellweg vorbeirauschen, ein niederländisches Frachtschiff zieht tuckernd Richtung Schleuse-Lirich vorbei, und zwei ältere Männer steigen von ihren Tourenrädern, um die Auffahrt zur Tausendfüßlerbrücke schiebend zu meistern. Gerade haben sie den Bauzaun passiert, hinter dem Oberhausen aufbricht zu neuen Ufern. Fast 160 Jahre nach Fertigstellung der Köln-Mindener-Eisenbahn durch die öde Lipperheide wird die einstige „Wiege der Ruhrindustrie“ zur Hafenstadt. – Na, ja. Wenigstens ein bisschen. Und wenn die beiden Männer von der Brücke zurückblicken, sehen sie die ersten Bagger, die den Platz bereiten für Boote und Babyhaie.



Ein gläserner Tunnel durch den zentralen Ocean-Tank wird zu den Hauptattraktionen des Oberhausener Sea-Life-Centres gehören

Rund 50 Millionen Euro werden hier binnen Jahresfrist in drei große Baumaßnahmen investiert, die sich gegenseitig ergänzen und gemeinsam die Attraktivität eines neuen Ankerplatzes für Ausflügler zu Wasser und zu Lande schaffen sollen: Da ist zum einen der eigentliche Hafen mit Stegen und Liegeplätzen für etwa 70 Sportboote, dann die beiden wellenförmigen Neubauten unter dem Arbeitstitel „Port.O“, die das Hafenbecken an seiner südlichen und östlichen Seite einrahmen, und schließlich das „Sea-Life-Centre Oberhausen“ mit seinem riesigen Fahnenmast an der Einfahrt zur Marina.

Volldampf voraus – so lautet das Motto auf der Aquarium-Baustelle. Denn in weniger als zehn Monaten zwischen dem ersten Spatenstich im November 2003 und der geplanten Eröffnung in den Sommerferien 2004 will die britische Merlin-Gruppe in Oberhausen ihr bislang größtes Investitionsvorhaben und das „Flaggschiff“ ihrer bisher vier deutschen „Sea-Life-Centre“ realisieren. Europas erfolgreichste Betrei-



ber publikumsträchtiger Süß- und Meerwasser-Aquarien sind hierzulande bereits am Timmendorfer Strand, in Konstanz, Berlin und seit Ostern 2003 auch in Speyer vertreten.

Nach Plänen des Düsseldorfer Architekturbüros Jokiel/Springer wird das Aquarium mit seiner spektakulären Dachkonstruktion in Form eines schwebenden Rochens aus Stahlrohren eine weithin sichtbare Landmarke bilden. Oberbürgermeister Burkhard Drecher zeigte sich bei der Präsentation der Pläne im vergangenen Frühsommer überaus angetan: „Der lange Atem hat sich gelohnt. Die Entwürfe sind überaus vielversprechend.“

Generalunternehmer für das 20-Millionen-Euro-Projekt ist die Oberhausener Heine Bau AG. Deren Mitarbeiter führen einen täglichen Kampf gegen die Witterung und die Uhr: Schon Ende Februar soll der Rohbau stehen. Architektonischer Clou des Gebäudes sind halbtransparente, leuchtend-blaue Wände, die den eigentlichen Baukörper umgeben und das Aquarium schon von weitem als riesige Wasserwelt erkennen lassen. 3500 Quadratmeter Bruttogeschossfläche bieten genug Platz für über 40 Becken. Das kleinste wird nur einige hundert Liter haben; das zentrale

Der imposante Fahnenmast an der Hafeneinfahrt und das Dach in Form eines Rochens lassen das Aquarium schon von weitem erkennen

Becken – der „Ocean Tank“ – fasst mit 18 mal 12 mal 5,50 Metern allein fast 1,2 Millionen Liter Wasser.

Die Besucher werden vom Foyer im Erdgeschoss auf einem thematisch geordneten Rundgang durch das Gebäude geführt. Dabei, so Merlin-Manager Johannes Mock, folgen sie dem Weg des Wassers. „Von der Quelle des Rheins geht es stromabwärts, sie passieren die Lebensräume Kanal und Süßwasserhafen, erreichen die Küstengewässer und den Sandstrand im Bereich der Rheinmündung bei Rotterdam. Schiffswracks liegen auf dem Weg weiter zu den Schelfmeeren und hinaus in die Weiten des Atlantiks.“

Dabei lernen die Besucher die Besonderheiten der verschiedenen Ökosysteme und ihrer Bewohner kennen. Teilweise hautnah: So führt ein begehbare gläserner Tunnel durch den „Ocean Tank“, und über den Köpfen gleiten Haie und Muränen scheinbar schwerelos dahin. Daneben sind Becken für Seepferdchen, Rochen und viele andere Wasserbewohner geplant. Abgerundet wird das Angebot durch einen „Forscherbereich“ für Kinder sowie durch eine große Quarantäne-

und Aufzuchtstation, von der aus auch die anderen deutschen „Sea-Life-Centre“ mit Nachwuchs versorgt werden. Im Obergeschoss mündet der Rundgang in einen Shop für Merchandising-Artikel und ein Restaurant mit Aussichtsterrasse an der Hafeneinfahrt. Von dort fällt der Blick auf die vorbeifahrenden Schiffe des Rhein-Herne-Kanals und auf das Treiben in der Oberhausener Marina.

Weithin sichtbar wird ein überdimensionaler Fahnenmast die Hafeneinfahrt markieren und Hobbykipper beim Passieren der Neuen Mitte zu einem Abstecher in die Marina Oberhausen und einem Besuch des Aquariums einladen. Zahlenmäßig wichtiger sind natürlich die Besucher auf dem Landwege - per Auto oder öffentlichem Nahverkehr. Die Marina erhält eine eigene Haltestelle an der geplanten Verlängerung der Straßenbahnlinie 105 von der Stadtgrenze Essen zum Centro. Schon vor der Eröffnung blickt Merlin optimistisch in die Zukunft. „Wir erwarten jährlich etwa 500.000 Besucher“, erklärt Johannes Mock. „Das Grundstück ist groß genug für Erweiterungen mit neuen Attraktionen.“

Parallel zur Errichtung des Aquariums entsteht die Marina Oberhausen. Sie ist der letzte Sportboothafen am Rhein-Herne-Kanal vor dessen Mündung in den Rhein, der mit seiner starken Strömung eine Barriere für viele schwach motorisierte Wasserfahrzeuge oder



Das Rochenbecken ist fester Bestandteil der Sea-Life-Centres; die freundlichen Meerestiere schwimmen neugierig auf die Besucher zu

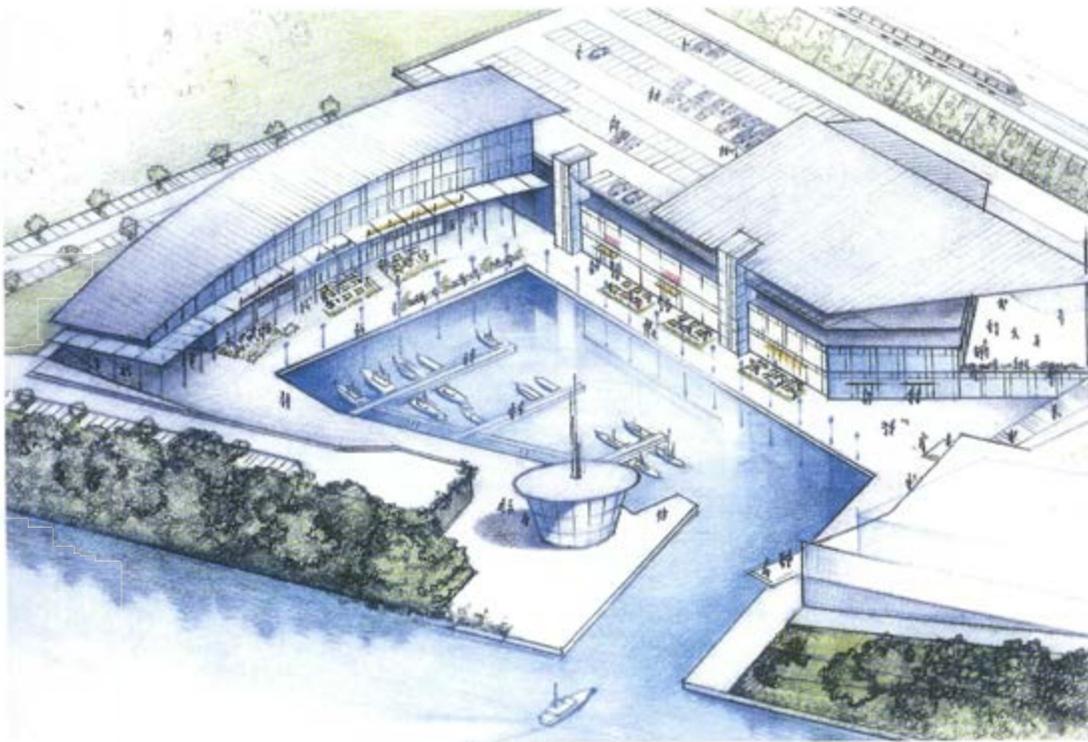
für weniger erfahrene Hobbyskipper darstellt. Dieser „Kopfhafen“ ist ein idealer Ausgangspunkt für Bootstouren über rund 250 Kilometer schiffbare Wasserwege durch das Ruhrgebiet und - mit etwas Zeit - auch weit darüber hinaus. Bis nach Berlin oder zur Ostsee führen die Binnenwasserstraßen.



Das Oberhausener Aquarium wird nach Größe und Investitionssumme das Flaggschiff der bislang fünf deutschen Standorte von Sea-Life

Doch der Oberhausener Hafen soll mehr sein als ein Ankerpunkt für unternehmungslustige Sportboottouristen. Oberbürgermeister Burkhard Drescher versprach beim ersten Spatenstich „ein angenehmes Ambiente am Wasser“, das „wir sonst nur aus dem Urlaub kennen“. Es soll Wassersportler und Landratten gleichermaßen anziehen. Gebaut wird der Hafen von der städtischen OBG, der Oberhausener Bauförderungsgesellschaft, mit finanzieller Unterstützung des Landes Nordrhein- Westfalen.

Die Investitionskosten für den Bau des Yachthafens - also für den Bodenaushub, die Spundung des Hafenbeckens und den Durchstich zum Rhein-Herne-Kanal - betragen ca. 4,2 Millionen Euro. Die öffentliche Förderung beläuft sich auf insgesamt 80 Prozent- 2,1 Millionen Euro finanziert die Europäische Union, weitere 1,3 Millionen Euro das Land Nordrhein-Westfalen. Hinzu kommen noch die Steganlagen und die Infrastruktur für Wassersportler, wie Strom, Wasser, sanitäre Anlagen und das Büro des Hafenmeisters. Für diesen Teil des Projektes ist die Betreibergesellschaft der Marina am Centro verantwortlich. Partner in dieser Gesellschaft sind die Wirtschaftsbetriebe Oberhausen (WBO) und die derzeit noch in Mülheim



Eine markante Architektur mit viel Glas und wellenförmig geschwungenem Dach zeichnet das Port.O-Projekt an der künftigen Marina aus

ansässige Bootswerft Hesse. Die beiden Unternehmen vereinen Kenntnisse aus den Bereichen Wassersport und Wassertourismus mit Erfahrungen in der Wasserhaltung und im Betrieb von Freizeiteinrichtungen, wie Schwimmbädern, dem Tiergehege im Kaisergarten oder dem Übernachtungsplatz für Wohnmobile. Auch in der Marina wird ein Teil der Liegeplätze für Wassersportler auf der Durchreise reserviert, die mit dem Boot ganz andere Perspektiven vom Ruhrgebiet gewinnen und beim Landgang die Publikumsattraktionen der Neuen Mitte erkunden wollen.

Die Fertigstellung der Marina ist bei einem strammen Bauzeitenplan parallel zur Eröffnung des „Sea-Life-Centre“ im Sommer 2004 vorgesehen. Auf Hochdruck laufen derzeit auch die Planungen und Vermarktungsbemühungen für die umliegenden Büro- und Geschäftshäuser. Auf der Münchener Immobilienmesse „Expo-Real“, die auch international zu den wichtigsten Marktplätzen für Projektentwickler und

Investoren gehört, wurde „Port.O.“ erstmals einem großen Fachpublikum präsentiert.

Etwa 25 Millionen Euro beträgt das Investment einer Arbeitsgemeinschaft der beiden Oberhausener Bauunternehmen Heine und Grünewald. Geplant sind zwei repräsentative Geschäftshäuser mit wellenförmigem Dach und viel Glas. Sie umrahmen das Hafenbecken von zwei Seiten und bieten zusammen etwa 12.000 Quadratmeter Nutz-

fläche für Büros, Einzelhandel oder Erlebnis- und Themengastronomie. Im Souterrain sind weitere freizeitorientierte Nutzungen geplant – denkbar wäre etwa ein Bowlingcenter.

Das große Plus bei der Vermarktung dieser Flächen ist die attraktive Umgebung: Ein Ort zum Shoppen und Entspannen, zum Arbeiten und Genießen. Diese Mischung kennen und schätzen wir sonst vor allem aus dem Süden. „Mit Marina, Aquarium und dem Port.O-Projekt schaffen wir eine Einheit von hohem städtebaulichen Wert und angenehmer Aufenthaltsqualität“, so Oberbürgermeister Burkhard Drescher. „Ein Ambiente, das Wassersportler und Landratten gleichermaßen anzieht.“

Davon können die beiden Radler im Herbst 2003 auf der Tausendfüßlerbrücke noch nicht viel sehen. Bagger und Raupen prägen das Bild. Aber schon im nächsten Jahr schaukeln die ersten Boote am Steg der Marina, und vielleicht legen die beiden älteren Herren ein Verschnauß-Pauschen im Molen-Café ein. Bei Milchkaffee oder Eis, und einer seufzt zufrieden: „Das ist Urlaub gleich vor der Haustür.“



STADTGESCHICHTE

Indiskretion entschied über ersten OB Groß- Oberhausens

*Vor 75 Jahren entstand
unsere heutige Stadt*

VON DIETRICH BEHRENDIS

„Endgültig: Oberhausen-Sterkrade-Osterfeld vereinigt.“ So lautete die Schlagzeile der „Oberhausener Zeitung“ vom 11. Juni 1929. Ähnlich titelten die drei anderen damals in unserer Stadt erscheinenden Zeitungen ihren Bericht über das am Tag vorher vom Preußischen Landtag in Berlin mit 210 gegen 169 Stimmen verabschiedete rheinisch-westfälische Umgemeindungs-gesetz, das durch Erlass vom 29. Juli 1929 in Kraft trat: 2004 vor 75 Jahren. Anders als bei den bisher begangenen Stadtjubiläen kann Oberhau-

Ein bedeutsames Ereignis unserer Stadtgeschichte: die Wahl des ersten Oberbürgermeisters und Beigeordnetenkollegiums von Groß-Oberhausen nach der Städtezusammenlegung. In der „Ruhrwacht“-Ausgabe vom 26. Februar 1930 lassen die Unterzeilen der Hauptüberschrift erkennen, dass die Wahl nicht nach Wunsch der Zentrumspartei verlief, die in der Stadtverordnetenversammlung die stärkste Fraktion bildete. Mit dem Schuldezernenten, „der im Rufe eines Freimaurers steht“, war Dr. Schnöring aus Sterkrade, evangelisch, gemeint. Kritisch wird im Vorspann des Berichts vermerkt, dass katholische Stadtverordnete der Wirtschaftspartei und der Rechten Dr. Schnöring und einem Sozialisten - gemeint ist SPD-Mitglied Behrends - in der Stichwahl den Vorzug vor katholischen Beigeordneten-kandidaten gegeben haben.

sen damit erstmalig ein Jubiläum feiern, das die ganze Stadt betrifft.

Das jahrelang unkämpft gewesene Gesetz - bereits ab 1919 plante die preußische Regierung die Neuregelung der Kommunalgrenzen im Ballungsraum von Rhein und Ruhr - veränderte stark die rheinisch-westfälische Landkarte, es betraf dreieinhalb Millionen Menschen. Hamborn kam zu Duisburg, Buer zu Gelsenkirchen, Uerdingen zu Krefeld, Rheydt zu Mönchengladbach. Unter dem Namen Wuppertal wurden Elberfeld und Barmen in eine Zwangsehe gebracht. Durch Auflösung des Landkreises Essen gewann die Ruhrmetropole insgesamt zehn Gemeinden hinzu, darunter Städte wie Steele und Werden. Dieser große Wurf der kommunalen Neugliederung gelang gegen den erbitterten Widerstand betroffener Land-

Den Bürgern von Oberhausen ein Abschiedsgruß!

An 24 Jahre sind wir zusammengegangen in guten und bösen Tagen. Selten hat ein Geschlecht auf gemeinsamem Lebensweg Größeres erlebt und Furchtbareres gelitten als wir.

Und auch in unserem engeren Kreise war die Bahn steil, aber sie führte aufwärts.

Es schlägt die Abschiedsstunde. Ich sage allen Dank, die mir freundlich gesinnt und hilfreich zur Seite gestanden haben. Gemeinsame Arbeit in gleichem Geist und Ziel schlägt starke Bande.

Wie ich begonnen, will ich enden. Ich gedenke unserer Jugend, daß sie heranwache: stark, gesund und gottesfürchtig, gewachsen den Aufgaben, die ihre Zeit ihr stellen wird.

Oberhausen Glückauf!

„Es schlägt die Abschiedsstunde“: Mit diesem von der Oberhausener Presse veröffentlichten „Abschiedsgruß“ verabschiedete sich Oberbürgermeister Otto Havenstein 1930 von den Oberhausener Bürgern. Havenstein: „An 24 Jahre sind wir zusammengegangen in guten und bösen Tagen.“ Dem verdienstvollen Kommunalpolitiker ist es nicht vergönnt gewesen, als erstes Groß-Oberhausener Städtoberrhaupt in dem von ihm initiierten Rathausneubau auf dem Galgenberg zu amtieren.

gemeinden und Städte. Mit 18 anderen Kommunen legte Sterkrade beim damaligen Staatsgerichtshof wegen „Verletzung demokratischer Grundrechte“ Verfassungsbeschwerde ein. Aufschiebende Wirkung hatte diese letzte Gegenwehr nicht.

Provinzgrenze geändert

Bei dieser gründlichen kommunalen Neuordnung nahm Oberhausen eine Sonderstellung ein. Nirgendwo sonst wurden zwei Mittelstädte - Sterkrade und Osterfeld - mit einer Großstadt vereinigt, nirgendwo sonst mussten Provinzgrenzen geändert werden. Das westfälische Osterfeld mit traditionellen, starken Bindungen an das Vest Recklinghausen - die Einmündung der Bottroper Straße in die Sterkrader Straße hieß im Volksmund „Westfälische Ecke“ - wurde dem Rheinland zugeschlagen. Osterfeld war die einzige von der Kommunalneuordnung betroffene Stadt, die

aus eigenem freiwilligen Entschluss noch vor der Berliner Entscheidung auf ihre Selbstständigkeit verzichtete und sich vertraglich zum Anschluss an Oberhausen bereit erklärte.

Johannes Schulte-Kellinghaus, seit 1921 Beigeordneter in und seit 1922 Oberbürgermeister von Osterfeld, beurteilte in der hitzigen Debatte um die Gebietsreform die Situation illusionsloser als sein Kollege Dr. Wilhelm Heuser im benachbarten Sterkrade. Schulte-Kellinghaus erschöpfte seine Kraft nicht in einem

Auf der Suche nach dem neuen Oberbürgermeister.

Bildung einer achtköpfigen Kommission zur Auswahl des Oberbürgermeisters.

Oberhausen, den 31. Januar.

Der Finanz- und Verfassungsausschuss wählte in seiner gestrigen Sitzung einen Ausschuss von acht Mitgliedern, der die Aufgabe hat, aus der Zahl der eingelaufenen Bewerbungen um den Oberbürgermeisterposten die am meisten geeignet erscheinenden Kandidaten auszuwählen. Der Kommission gehören an:

Zentrum: Jahnender, Höwer, Blum,

Arbeitsgemeinschaft: Becker, Dr. Blumberg,

SPD.: Schag,

Kommunisten: Schneider,

Deutsche Vereinigung: Stagmann.

Das Aus für Otto Havenstein, der als Oberhausener Oberbürgermeister die Groß-Oberhausener Lösung befürwortet hatte. Auf Betreiben der Zentrumspartei wurde die Groß-Oberhausener OB-Stelle neu ausgeschrieben (aus der „Ruhrwacht“ v. 31. Januar 1930).

Preußische Gesetzsammlung

1929 | Herausgegeben in Berlin, den 31. Juli 1929 | Nr. 21

Die Gesetze über die kommunale Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes
Gesetz über die kommunale Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes
Gesetz über die kommunale Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes

(Nr. 13 447.) Gesetz über die kommunale Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes.
vom 29. Juli 1929.

Inhaltsverzeichnis.
Teil I.

Abschnitt IX:

Stadtgemeinde Oberhausen.

§ 24.

(1) Die Stadtgemeinden und Stadtkreise Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld werden zu einer Stadtgemeinde und einem Stadtkreise „Oberhausen“ zusammengeschlossen.

(2) Zwischen der Stadtgemeinde und dem Stadtkreis Oberhausen und der Stadtgemeinde und dem Stadtkreis Bottrop findet eine Grenzberichtigung gemäß der Grenzbeschreibung der Anlage A dieses Gesetzes unter XVII statt.

Jetzt hatten es die Oberhausener, Sterkrader und Osterfelder Schwarz auf Weiß: In der Preußischen Gesetzsammlung, herausgegeben am 31. Juli 1929 zu Berlin, wurde der Wortlaut des Gesetzes über die Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes vom 29. Juli veröffentlicht. In dem Oberhausen betreffenden Abschnitt IX heißt es klipp und klar: „Die Stadtgemeinden und Stadtkreise Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld werden zu einer Stadtgemeinde und einem Stadtkreise ‚Oberhausen‘ zusammengeschlossen.“ Die erwähnte Grenzberichtigung zwischen Oberhausen und Bottrop fand in Vonderort statt.

aussichtslosen Kleinkrieg gegen den drohenden Verlust der Selbstständigkeit, sondern behielt den Weitblick zu der nüchternen Erkenntnis, dass nur die Wahl blieb zwischen dem Zusammenschluss mit Bottrop oder Oberhausen. Er war bemüht, für seine

Stadt das Beste herauszuholen, das kleinere Übel zu wählen. In seinen Verhandlungen mit Oberhausen erreichte er feste Zusagen für den Osterfelder Straßen, Kanal-, Schul- und Sportstättenbau, so auch für das Hallenbad an der Westfälischen Straße. Mit dem Einlösen dieser Zusage ließ sich Oberhausen allerdings einige Jahrzehnte Zeit.

„Abwehr-Gemeinschaft“

Sterkrade wehrte sich bis zuletzt gegen den Anschluss an Oberhausen. Dr. Heuser ließ eine Denkschrift verfassen, in der allen Ernstes eine Aufteilung Oberhausens zwischen Sterkrade und Mülheim vorgeschlagen wurde. Auf einer Kundgebung der Bürgerinitiative „Abwehr-Gemeinschaft der Sterkrader Wirtschafts- und Berufsverbände“ im Mai 1929 prote-



Protest mit zwei Pferdestärken: Die vermutlich erste Bürgerinitiative in unserem heutigen Stadtgebiet kämpfte 1929 für die Erhaltung der Selbstständigkeit Sterkrades. In diesem Demonstrationszug auf der Steinbrinkstraße, Höhe GHH, rollt ein von zwei Rössern gezogener, mit Plakaten benagelter Möbelwagen des Spediteurs Brauckmann aus der Friedrichstraße mit.

stierten die Teilnehmer in einer Entschliebung „gegen die willkürliche, jede wirtschaftliche und kulturelle Einsicht Hohn sprechende Absicht der Regierung, der Stadt Sterkrade ihrer geschichtlich begründeten, gesunden und entwicklungsfähigen Selbstständigkeit zu berauben“. Es könne keine staatspolitische Notwendigkeit vorliegen, „unsere Heimatstadt gegen den einmütigen Willen der gesamten Bevölkerung mit der Nachbarstadt zu verbinden, von der sie bei deren



Ihm ist es nicht vergönnt gewesen, als Erfolg seiner Bemühungen um die Groß-Oberhausener Lösung als erstes Stadtoberrhaupt der Gesamtstadt in das auf sein Betreiben hin errichtete neue Rathaus einzuziehen: Berthold Otto Havenstein hatte als Evangelischer das falsche Gesangbuch. Weil das Zentrum im Stadtparlament von Groß-Oberhausen die stärkste Fraktion stellte, musste der Oberbürgermeister katholisch sein. Havenstein wirkte ab 1906 als Bürgermeister und von 1910 bis 1929 als Oberbürgermeister von Alt-Oberhausen.

überspannter Großstadtpolitik... weder in wirtschaftlicher, verkehrstechnischer noch kultureller Beziehung etwas zu erwarten hat".

„Ein großes Unrecht“

In der letzten Sitzung der Sterkrader Stadtverordneten am 29. Juli 1929 beklagte sich Dr. Heuser: „Wir werden gegen den Willen des größten Teils unserer Bevölkerung einem größeren Gemeinwesen zugeschlagen.“ Der Zentrum-Stadtverordnete Robertz jammerte: „Ein großes Unrecht ist unserer Stadt

Die Groß-Oberhausener Lösung verrät die Handschrift von Berthold Otto Havenstein, Bürgermeister von Oberhausen seit 1906, Oberbürgermeister seit 1910. Gemeinsam mit seinem starken Verbündeten aus der Großindustrie, dem auch kommunalpolitisch aktiven GHH-Generaldirektor Paul Reusch, betrieb er mit Nachdruck den Zusammenschluss der drei wirtschaftlich, verkehrsmäßig und strukturell eine Einheit bildenden Städte Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld.



Hatte sich mit aller Macht gegen einen Anschluss von Sterkrade an Oberhausen gewehrt und konnte doch von der Groß-Oberhausener Lösung profitieren: Dr. Wilhelm Heuser, seit 1916 Beigeordneter in und ab 1920 letzter Oberbürgermeister von Sterkrade, zog 1930 als erster Groß-Oberhausener Verwaltungschef ins neu erbaute Rathaus auf dem Galgenberg ein. Obwohl nicht Kandidat seiner Partei ging das Zentrumsmittglied aus der Oberbürgermeisterwahl vom 25. Februar 1930 als Sieger hervor. In der Zeitung seiner Partei konnte Dr. Heuser lesen, dass er sich von den vereinigten Zentrumsgegnern habe auf den Schild heben lassen.

zugefügt worden.“ Der damalige Sterkrader Beigeordnete und spätere Oberhausener Stadtkämmerer Dr. Behrends bewertet in seinen Erinnerungen die Entscheidung von Berlin wie folgt: „Bei strenger Auslegung des Gesetzes über die Neuordnung der Gemeindegrenzen im rheinisch-westfälischen Industriegebiet kann keine Rede davon sein, dass 1929 Sterkrade und Osterfeld nach Oberhausen eingemeindet wurden wie vorher Alstaden und Teile von Styrum, Dümpten und Frintrop. Mit dem Inkrafttreten des Gesetzes erlosch die Existenz der drei Städte. Durch ihre Zusammenlegung entstand ein neues kommunales Gebilde.“ In der neuen „Dreierstadt“ lebten auf 7965 Hektar damals 193 000 Menschen.

Wollten die GHH-Stadt

Zwei Klammern hielten das Städte-Trio zusammen: der inzwischen bis auf einige kleinere Nachfolgeunternehmen aus unserer Stadt verschwundene GHH-Konzern mit seinen Hüttenbetrieben und der Hauptverwaltung an der Essener Straße in der heutigen Neuen Mitte Oberhausen, der Weiterverarbeitung in Sterkrade und dem Bergbau in Osterfeld sowie das den gesamten Raum erschließende Straßenbahnnetz der Stadtwerke Oberhausen. Havenstein und Reusch wollten die GHH-Stadt und erreichten ihr Ziel. Bis zur Wahl der Groß-Oberhausener Verwaltungsspitze fungierte Havenstein als kommissarischer Verwaltungsleiter. Laut Regierungsanweisung wurde ihm ein aus 16 Oberhausener und je acht Sterkrader und Osterfelder Stadtverordneten bestehender Übergangsausschuss „beigegeben“.

In seiner konstituierenden Sitzung am 16. Dezember 1929 traf das erste Groß-Oberhausener Stadtparlament eine wichtige personelle Entscheidung. Sie betraf Havenstein. Mit den Stimmen des Zentrums, das die stärkste Fraktion stellte, und der SPD beschloss das Gremium, die Oberbürgermeisterstelle für Groß-Oberhausen sofort auszuschreiben. Die „Oberhausener Zeitung“ schrieb von einem „unseligen Beschluss, der den erzwungenen Rücktritt unseres verehrten Oberbürgermeisters Havenstein mit sich brachte“.

Das falsche Gesangbuch

Die Konfession spielte damals bei der Besetzung von führenden Positionen in der Verwaltung eine wichtige Rolle. Für die katholische Zentrumspartei besaß der evangelische Havenstein, dem Oberhausen u. a. den stolzen Rathausneubau auf dem Galgenberg zu verdanken hat, das falsche Gesangbuch. Die Sozialdemokraten stimmten mit dem Zentrum, weil ihnen am konservativen Havenstein dessen enger Kontakt zur Industrie nicht gefiel. Dem damals 63 Jahre alten verdienstvollen Kommunalpolitiker, der gern seine letzten Dienstjahre bis zur Pensionierung in „seinem“ neuen Rathaus amtiert hätte, ist es nicht vergönnt gewesen, den mit der Bildung von Groß-Oberhausen erlangten Erfolg als Stadtoberhaupt auszukosten. Enttäuscht zog sich Havenstein nach Coburg in den vorzeitigen Ruhestand zurück. Die Verleihung der Ehrenbürgerrechte konnte für ihn nur ein schwacher Trost sein.



Behielt in der Aufgeregtheit während der hitzigen Debatte um die Groß-Oberhausener Lösung kühlen Kopf: Osterfelds einziger Oberbürgermeister Johannes Schulte-Kellinghaus, dessen Wirken es zu verdanken ist, „dass Osterfeld auch in seinem äußeren Erscheinungsbild zu einer Stadt wurde“, wie es in einer Würdigung in der Presse hieß. Weil die Selbstständigkeit Osterfelds nicht zu retten war, hielt er Ausschau nach einem Partner. In schwierigen, schließlich mit dem Abschluss endenden Verhandlungen mit Oberhausen war er erfolgreich bemüht, möglichst viel für Osterfeld heraus zu holen. Mit dem Vollzug des Zusammenschlusses der drei Städte Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld war die Tätigkeit von Schulte-Kellinghaus in der Kommunalpolitik beendet, er zog sich ins Privatleben zurück.

Zentrum für Dr. Rosendahl

Als stärkste politische Kraft forderte das Zentrum für Groß-Oberhausen einen katholischen Oberbürgermeister. Maßgeblicher Sprecher der Partei war in Oberhausen der auch im Wirtschaftsleben erfolgrei-



Markante Persönlichkeit in der Oberhausener Kommunalpolitik während der Weimarer Republik: Rechtsanwalt Heinrich Faßbender, als Mitgründer der Zentrumszeitung „Ruhrwacht“ einflussreiches Mitglied der starken Zentrumsfraktion im Stadtparlament. Sein Bemühen, den bisherigen Hamborner Oberbürgermeister Dr. Rosendahl als ersten Verwaltungschef von Groß-Oberhausen in unsere Stadt zu holen, scheiterte 1930 am Widerstand der vereinigten Zentrumsgegner. Der Zentrumspolitiker war im Wirtschaftsleben erfolgreich: Gründer der Oberhausener Bank (später Nationalbank) und einer Rechtsschutzversicherung in Düsseldorf, Mitgründer einer großen Krankenversicherung in Köln. Faßbender war Träger hoher päpstlicher Orden. Die Aufnahme entstand 1959 bei der Eröffnung der Nationalbank auf der Helmholtzstraße.

guckt. Der gebürtige Sterkrader, Sohn eines GHH-Ingenieurs, war ab 1915 erster Beigeordneter in seiner Heimatstadt und bei der dortigen Oberbürgermeisterwahl 1920 nur um eine Stimme seinem Rivalen Dr. Heuser unterlegen. Der Oberbürgermeister in der Nachbarstadt seit 1921 genoss als Verwaltungsfachmann hohes Ansehen. Wie zahlreiche andere Verwal-

che Rechtsanwalt Heinrich Faßbender, Mitbegründer der Parteizeitung „Ruhrwacht“ und einer großen Krankenversicherung in Köln, Gründer der Oberhausener Bank, später Nationalbank, und einer Rechtsschutzversicherung in Düsseldorf. Faßbender und seine Parteifreunde hatten sich den bisherigen katholischen Oberbürgermeister von Hamborn, Dr. Rosendahl, als ersten Groß-Oberhausener Oberbürgermeister ausge-

tungschefs und Beigeordnete verlor Dr. Rosendahl sein Amt durch die Neugliederung.

Die anderen Fraktionen bzw. Splitterparteien im Rat anerkannten das Vorschlagsrecht des Zentrums für die Nominierung des OB-Kandidaten und hatten zunächst keine Einwendungen gegen Dr. Rosendahl. Vor allem die mit sieben Sitzen im neuen Stadtparlament vertretenen Sozialdemokraten und der Vertreter der Polenpartei signalisierten Zustimmung. Aber es sollte anders kommen. Angeblich ohne Wissen der örtlichen Parteispitze stellte die „Ruhrwacht“ in ihrer Ausgabe vom 14. Februar 1930 in einem ausführlichen Bericht mit großflächigem Foto den Zentrumskandidaten vor und gab der Hoffnung Ausdruck, Dr. Rosendahl schon bald zur Wahl zum ersten Groß-Oberhausener Oberbürgermeister beglückwünschen zu können. Die Parteien, die geneigt waren, den Zentrumskandidaten mit zu wählen, fühlten sich durch diese Indiskretion brüskiert. Die in streng vertraulich geführten interfraktionellen Gesprächen zustande gekommene mündliche Vereinbarung wurde hin-fällig.

„Unnatürliche Liaison“

Jetzt wurde Faßbenders Berufskollege Dr. Blumberg, Sprecher der Deutschen Volkspartei, aktiv. Er brachte ein gegen das Zentrum gerichtetes Wahlbündnis zusammen, dem sich die SPD keine zehn Stunden vor Sitzungsbeginn anschloss und das somit von den Sozialdemokraten auf dem linken bis zu den Nazis auf dem rechten Flügel reichte. „Ruhrwacht“-Redakteur Kemper schrieb bissig von einer „unnatürlichen Liaison“, einer „Kreuzung republikanisch-demokratisch-monarchistisch-sozialistisch-schwerindustrieller-antisemitisch-national-marxistischer Tendenzen“. Von diesen „vereinigten Zentrumsgegnern“ (Kemper) ließ sich das Zentrumsmitglied Dr. Heuser auf den Schild heben.

Die Dr. Blumberg politisch nahe stehende „Oberhausener Zeitung“ kommentierte diese überraschende Wende in der OB-Kandidatenfrage wie folgt: „Es mag ja zunächst eigentümlich anmuten und wird sicherlich nicht mehr so leicht vorkommen, dass alle Stadtverordneten außer Zentrum und Kommunisten in einer Front stehen. Aber bei näherer Betrachtung ist das leicht zu verstehen, weil der Machtwille des Zentrums unerträglich geworden war.“ Am Tag nach



Erste Sitzung der Groß-Oberhausener Stadtverordneten 1930 im neuen Rathaus. Das obere Archivbild zeigt den linken Flügel der nach der Städtezusammenlegung im November 1929 neu gewählten Stadtverordnetenversammlung. Im Vordergrund die damals nur 7 Mitglieder starke SPD-Fraktion. In der ersten Reihe (v.l.n.r.) u. a. Stadtverordneter Schatz, Arnold Rademacher, Hermann Albertz, der Vater von Luise Albertz, dahinter in der zweiten Reihe Wilhelm Wesendonk aus Schmachtendorf (2.v.r.), Heinrich Oberdries und Fritz Kleine. In den hinteren Reihen saßen die Kommunisten. Den mittleren Flügel bildete die in der Saalmitte platzierte, mit 22 Mitgliedern stärkste Fraktion: das Zentrum. Auf dem unteren Foto in der ersten Reihe Jakob Plum (ganz links), Geschäftsführer der Osterfelder Wohnungsgenossenschaft, Karl Veih und Josef v. Laufenberg. Der freie Platz gehörte Christian Steger. In der zweiten Reihe links ist der einflussreiche Zentrumspolitiker und „Ruhrvacht“-Mitgründer Heinrich Fußbender zu erkennen.

Außer den bereits genannten Fraktionen waren damals folgende Parteien und Verbände bzw. Splittergruppen (Sitze in Klammern) im Rat vertreten: Deutsche Volkspartei (6), Deutschnationale (3), Wirtschaftspartei (2), Demokraten (1), Evang. Volksdienst (2), Haus- und Grundbesitzer (2), Nationalsozialisten (2), Polenpartei (2), Kriegsoffer (1) und Vereinigte Bürgerschaft Sterkrade (1).

Die von der Ortspresse bedauerte, die Zusammenarbeit erschwerende „leidige Parteizersplitterung“ des Rates vor 75 Jahren, hatte drei Jahre später mit der Machtübernahme der Nazis ein Ende: Die Braunhemden beherrschten das Rathaus.

der Oberbürgermeisterwahl berichtete die „Oberhausener Zeitung“, das Zentrum habe noch wenige Stunden vor der Entscheidung versucht, „auf Dr. Heuser einzuwirken, sich dem Diktat der Parteileitung, mit anderen Worten: des Herrn Fußbender und der Zentrumszeitung, zu beugen und die Wahl nicht anzunehmen“. In der politischen Auseinandersetzung ging es damals hart zur Sache, und die Ortspresse mischte kräftig mit.

Wahl in der Schulaula

Weil der Ratssaal im neuen Rathaus wegen der letzten Bauarbeiten noch nicht zur Verfügung stand, fand die „historische“ Ratssitzung mit Wahl der Groß-Oberhausener Verwaltungsspitze am 25. Februar 1930 in der Aula des städtischen Oberlyzeums statt. Dr. Heuser, der sich als Sterkrader Verwaltungschef mit Händen und Füßen gegen die Groß-Oberhausener Lösung gewehrt hatte, wurde mit 28 Stimmen gegen



Der rechte Flügel des ersten Groß-Oberhausener Stadtparlaments während der ersten Sitzung 1930 im neuen Rathaus. Dieser Flügel bestand vor allem aus der „Bürgerlichen Arbeitsgemeinschaft“, zu der sich mehrere kleine Fraktionen zusammengeschlossen hatten. In der ersten Reihe links Rechtsanwalt Dr. Blumberg, Sprecher der mit sechs Sitzen im Rat vertretenen Deutschen Volkspartei. Als politischer Kontrahent des Zentrumspolitikers Heinrich Faßbender war er maßgeblich daran beteiligt, im Vorfeld der Oberbürgermeisterwahl im Februar 1930 das Wahlbündnis gegen die katholische Partei zu schmieden. Neben ihm GHH-Direktor Dr. Kellermann, von 1942 bis 1946 Generaldirektor des Konzerns. In der letzten Reihe hatten die beiden Nazis Ranke und Peppmüller ihren Platz.

22 für Dr. Rosendahl zum ersten Oberbürgermeister der neuen GHH-Stadt gewählt. Mit ihm konnte sich ausgerechnet Havensteins ärgster Widersacher in der Neuordnungsdebatte in das von Havenstein bereitete Nest setzen: Am 20. Mai 1930 nahm Dr. Heuser den Schlüssel zum Rathausneubau entgegen.

Auf Drängen von Dr. Blumberg wurden am 25. Februar auch gleich die sechs Beigeordneten gewählt. Bei diesen Wahlen bewies das neue Stadtparlament Weitsicht und baute den über den Verlust der Selbstständigkeit ihrer Stadt verärgerten Sterkradern gol-

dene Brücken: Obwohl die Oberhausener in der Mehrzahl waren, zog die gesamte Sterkrader Verwaltungsspitze – der Oberbürgermeister und die drei Beigeordneten –, in das Rathaus auf dem Galgenberg ein. Oberhausen stellte nur zwei Beigeordnete, Osterfeld einen. Zu den Beigeordneten, die ihren Schreibtisch räumen mussten, gehörte auch der für den Rathausneubau zuständig gewesene Oberhausener Baudezernent Jüngerich. Seine letzte Amtshandlung bestand in der Schlüsselübergabe bei der Rathauseinweihung.



Oberhausen Rhld., Stadtverordneten-Sitzungssaal im neuen Rathaus.

So sah der große Sitzungssaal im am 20. Mai 1930 eingeweihten Rathaus auf dem Galgenberg aus. Bis zum späteren Umbau waren die Sitze der Stadtverordneten in Längsrichtung angeordnet. Die Aufnahme entstand von der „Regierungsbank“ aus, die sich an der südlichen Stirnwand befand. Wie in einem Klassenzimmer saßen die Stadtverordneten vor der Verwaltungsspitze.

Die „neue Stadt“ braucht immer Visionen

*75 Jahre Oberhausen:
Betrachtungen zu einem
bemerkenswerten Jubiläum*

VON DR. MAGNUS DELLWIG

Am 10. Juli 1929 verabschiedete der preußische Landtag in dritter Lesung das „Gesetz zur kommunalen Neugliederung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes“. Das war die Geburtsstunde der Stadt Oberhausen in ihren heutigen Grenzen. Nach beinahe zehn Jahren immer wieder aufflammender öffentlicher Diskussionen um eine grundlegende kommunale Neuordnung im Ruhrgebiet fielen Entscheidungen von tiefgreifender Bedeutung.

Hamborn, damals um fast 20.000 Einwohner größer als Oberhausen, wurde das größte und prominenteste Opfer der kommunalen Neugliederung von 1929. Hamborn führt uns damit deutlich vor Augen, dass allein der Status einer Großstadt keineswegs die Garantie für das „Überleben“ innerhalb der dichten Städtelandschaft an Ruhr und Emscher gab. Diese Erkenntnis leitet uns Zeitgenossen des Jahres 2004, 75 Jahre nach der Zusammenlegung der drei bis dahin kreisfreien Städte Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld, über zu der elementaren Frage: Was hat das Stadtjubiläum, was hat die Bildung der neuen Stadt „Groß-Oberhausen“, wie man damals sagte, eigentlich mit uns heute noch zu tun?

Sicher, bei einigem Grübeln denken wir zuerst an hi-



Auf die Straße gingen die Sterkrader in der heißen Phase der Auseinandersetzung um die kommunale Neuordnung des Ruhrgebietes 1928/29

storische Fotos in der Zeitung. Damals gingen wohl situierte Sterkrader Bürger auf die Straße. Sie demonstrierten mit Plakaten gegen die „Zwangsvereinigung“, wie es von vielen Menschen damals aufgefasst wurde. So befürchteten die Sterkrader Kaufleute vor allem Nachteile in ihren Ladenkassen, falls sich die Bürgerinnen und Bürger der neuen, größeren Stadt zukünftig stärker als bisher auf Oberhausen als Einkaufsstadt ausrichten sollten. Dies galt um so mehr, weil ja bereits seit der Jahrhundertwende die Oberhausener Straßenbahn für bequeme Nahverkehrsverbindungen an die Marktstraße sorgte.

Den Lokalpatriotismus unserer Vorfahren in den beiden nördlichen Oberhausener Stadtteilen in allen Ehren. Doch dieser allein gäbe sicherlich keinen überzeugenden Grund ab, warum es sich lohnte, der Vereinigung der drei Städte auf heutigem Oberhausener Stadtgebiet vor 75 Jahren zu gedenken. Lohnend ist die Erinnerung allerdings wieder im Vergleich mit Hamborn: Mit einiger Berechtigung darf aus heutiger Warte angenommen werden: Ohne die Zusammenlegung von Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zu der neuen 193.000-Einwohner Großstadt von 1929 gäbe es das Oberhausen von heute gar nicht!



Der Grillopark vor dem Oberhausener Rathaus um 1935

Denn worin hätte die Alternative zur Bildung von „Groß-Oberhausen“, zur Zusammenfassung des Wirtschaftsraumes des Gutehoffnungshütte-Konzerns bestanden? Die Ambitionen der Nachbarn lagen klar auf der Hand; beinahe täglich waren sie in den Zeitungen der Jahre 1927 bis 1929 zu lesen. Das um Hamborn nach Norden ausgreifende Duisburg hätte zugleich Sterkrade vereinnahmt. Bottrop reklamierte die gemeinsamen Wurzeln mit Osterfeld aus der vorindustriellen Zeit, hätte indes Sterkrade am liebsten gleich mit eingemeindet. Und Mülheim schließlich entwickelte im Kampf der Ruhrgebietsstädte um die eigene Unabhängigkeit Ambitionen auf das nur 20.000 Einwohner kleinere, aber dafür nur ein Viertel seiner Fläche bedeckende Oberhausen, um sich besser gegen Essener Zukunftspläne des Ausgreifens nach Westen wehren zu können. Im Ergebnis lässt sich angesichts all jener Ambitionen der Nachbarn zweifelsohne feststellen: Die drei relativ kleinen Städte des Oberhausener Wirtschaftsraumes hatten keine Chance, ihr bisheriges, selbständiges Dasein auch weiterhin zu fristen. Somit wären so oder so, egal welche Eingemeindungspläne schließlich zum Tragen gekommen wären, Fakten geschaffen worden, die den damaligen Wirtschaftsraum der drei „GHH-Städte“,

wie Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld einmütig genannt wurden, zerschnitten hätten.

Die daraus hervorgehenden Nachteile für das Oberhausen von damals, die Behinderungen für das den Wirtschaftsraum dominierende Großunternehmen, mögen uns heute nur noch wenig berühren. Dies hat bei genauer Betrachtung keine Berechtigung, denn: Ohne die Bildung Groß-Oberhausens 1929 hätte es beispielsweise keine aktive und erfolgreiche Politik zur Durchsetzung Oberhausens als Autobahnknotenpunkt im westlichen Revier gegeben, keine Vollendung der Innenstadt-Entwicklung mit Ruhrland-Haus, Hauptbahnhof, Europa-Haus und Stadthalle in den drei folgenden Jahrzehnten.

Doch die Folgen für das Oberhausen von heute wären dramatisch! Statt pulsierendes geografisches Zentrum zu sein, bildete die Neue Mitte Oberhausen lediglich eine Randlage ohne klare Standortgunst. Durch jenen Raum, der in der Gegenwart den Optimismus der Zeitgenossen nährt, verliefen Stadtgrenzen, welche die Barrieren der Infrastrukturbänder Schiene, Schiff und Auto nur weiter vertiefen müssten. Der städtische Verdichtungsraum des heutigen Oberhausen wäre lediglich die Peripherie mehrerer Großstädte. Damit hätte dem Oberhausener Raum von heute, gebeutelt vom dramatischen Verlust seiner ökonomischen Grundlagen, die Chance zur Selbstbesinnung auf die eigenen Stärken und Schwächen gefehlt. Das heutige Oberhausen wäre weder ein kommunales Subjekt noch eine sich als Lebensgemeinschaft begreifende lokale Öffentlichkeit. Folglich hätten die beiden entscheidenden Voraussetzungen gefehlt, um als Antwort auf die Existenzkrise der Stadt, auf den Verlust von beinahe der Hälfte aller Arbeitsplätze im Vergleich zum Höhepunkt der Prosperität 1956 - 54.000 an der Zahl - eine schlagkräftige Strategie zur Revitalisierung der Stadt zu ersinnen und mit viel Elan, Kreativität und Durchhaltewillen in die Tat umzusetzen.

Mit anderen Worten: Ohne den kommunalen Akteur Stadt Oberhausen, der 1929 aus der über das Ruhrgebiet dahinziehenden Eingemeindungswelle hervorgegangen war, gäbe es heute keine Neue Mitte Oberhausen, kein CentrO, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit keinen Gasometer Oberhausen mehr, kein Fraunhofer Institut an der Osterfelder

Straße und auch kein Technologiezentrum im ehemaligen Werksgasthaus. Als Konsequenz aus all dem müssen wir unterstellen, dass rund 10.000 Arbeitsplätze, die in der Neuen Mitte Oberhausen im zurückliegenden Jahrzehnt geschaffen wurden, den Menschen in den dann Realität gewordenen Stadtteilen Mülheim-Oberhausen, Duisburg-Sterkrade sowie Bottrop-Osterfeld als Lebensgrundlage heute fehlen würden.

Wenn wir uns darauf einlassen, diese folgenreicheren Konsequenzen der bloßen Existenz einer Kommune Oberhausen auf uns wirken zu lassen, dann ist das ein gewaltiges Plädoyer für die Leistungsfähigkeit kommunaler Selbstverwaltung im Ruhrgebiet; in jener Region, die wie kein zweiter deutscher Ballungsraum von elf Großstädten geprägt ist, jener Region, die in Folge der Industrialisierung vor rund 150 Jahren mit vielen Entwicklungshemmnissen in die Moderne startete, und die bei allem Mangel an zentralen Verwaltungsinstitutionen aus genau jener Konkurrenz vieler Großstädte um Urbanität ein beachtliches Maß an städtischer Lebensqualität und wirtschaftlicher Dynamik entfaltet hat.

Diese Erkenntnis wirft uns zurück auf die elementare Frage, die sich aus heutiger Sicht an die Oberhausener Stadtgeschichte des Jahres 1929 aufdrängt: Warum wurde die damalige Stadt Oberhausen mit ihren 105.000 Einwohnern – und in der Folge auch Sterkrade mit rund 53.000 und Osterfeld mit 35.000 Einwohnern – nicht eingemeindet? Warum ging Oberhausen damals nicht in einem der größeren Gemeinwesen Essen, Mülheim, Duisburg, oder gar in der damals diskutierten, von Duisburg bis Essen reichenden Ruhrmündungsstadt auf? Ein ernsthafter Vorschlag des Siedlungsverbandes Ruhrkohlenbezirk, dem Vorgänger des KVR (Kommunalverband Ruhrgebiet).

Zwei Antworten auf diese Frage geben uns Einblick in die tieferen Zusammenhänge der gesamten kommunalen Neuordnung des Ruhrgebietes von 1929:

Erstens entschieden sich die preußischen Politiker in Zustimmung zu den Zielen ihres Innenministeriums gegen die Bildung sogenannter „Riesenstädte“, in denen allseits ein bürokratischer Moloch vermutet wurde. Ursächlich dafür war weiterhin die von den Großkonzernen des Ruhrgebietes nachdrücklich, mit all ihrem Einfluss vertretene Überzeugung, dass sich

Kommunalpolitik im Revier am besten in überschaubaren Gebilden machen ließe, die möglichst identisch mit den Wirtschaftsräumen solcher Konzerne wie der GHH in Oberhausen, Hoesch in Dortmund oder der Gelsenkirchener Bergwerks AG waren und zugleich über die nötige Steuerkraft verfügten, um auch zukünftig städtische Lebensqualität durch entsprechende Investitionen zu verbessern. Soweit die eine, für große Teile des Ruhrgebietes gültige Erklärung der Ereignisse von 1929.

Zweitens wurde Oberhausen 1929 nicht selbst „Opfer“ einer Eingemeindung, nicht so wie das größere Hamborn vom kommunalen Subjekt zum Objekt eines Stadtteiles zurückgestuft, weil die Stadt Oberhausen eine Vision verfolgte und im Jahrzehnt vor 1929 tatkräftig bewiesen hatte, dass sie über die Fähigkeit verfügte, ihre Vision von Stadtentwicklung



Das Gelände der ehemaligen Styruemer Eisenindustrie um 1930, Kaufhaus Tietz im Vorder-, Behörden am Friedensplatz im Hintergrund

in die Tat umzusetzen. Diese lautete: Die Stadt Oberhausen beanspruchte, ein innerstädtisches Zentrum herauszubilden, das sich einer Großstadt als würdig und zugleich als Wachstumsmotor erweisen sollte.

Dabei handelten die kommunalen Eliten in allen bürgerlichen Parteien, in der SPD und in der Verwaltungsspitze über einen längeren Zeitraum seit der Jahrhundertwende außerordentlich einmütig und

zielgerichtet. Dies wäre nicht denkbar gewesen ohne das Bewusstsein davon, dass die Großstadtwerdung Oberhausens von 1862 - der Gemeindegründung - bis 1915 - dem Überschreiten der Schwelle von 100.000 Einwohnern - nicht typisch verlaufen war. Selbst für eine Ruhrgebietsstadt ungewöhnlich, konnte Oberhausen nicht einmal an einen dörflichen Ursprung anknüpfen. Daraus entsprang eine Eigenheit, die Oberhausen bis heute mit sehr wenigen Städten - in Deutschland vielleicht alleine mit Wolfsburg und Eisenhüttenstadt - teilt: Als Kind von Eisenbahn und Industrie fehlte Oberhausen jeder alte städtische Mittelpunkt. Das galt es zunächst vorrangig im Interesse an der Schaffung einer lebenswerten Umgebung zu ändern. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts jedoch trat ein sehr viel handfesteres ökonomisches Interesse des Oberhausener Bürgertums aus Handwerk, Handel und freien Berufen hinzu: Über ein großstädtisches Zentrum sollten vor allem Behörden-Ansiedlungen, private Dienstleistungen, Arbeitsplätze und damit Wirtschaftswachstum gefördert werden.

Der seit 1906 die Oberhausener Stadtverwaltung leitende Oberbürgermeister Otto Havenstein wurde zu der Person, die für Oberhausens Ziele und den Willen zum Erfolg Pate stand. Unterstützt von Stadtbau-

meister Ludwig Freitag und einer überwältigenden Mehrheit in der Stadtverordnetenversammlung sollte das ungewöhnlich weite, von den drei Polen Marktstraße, Bahnhof und Rathaus eingerahmte Oberhausener Stadtzentrum in eine großstädtische City verwandelt werden. Die Treiber der Entwicklung bedienten sich zweier Instrumente: Der Städtebau vor allem durch öffentliche Gebäude sollte Architektur-Qualität in die City bringen, um Urbanität zu erzeugen und private Folgeinvestitionen auszulösen. Dabei ging es ganz entscheidend darum, die zwischen Helmholtzstraße und Bahnhof liegende Brache der 1903 in Konkurs gegangenen Styrumer Eisenindustrie zu nutzen, sie zur Klammer zwischen dem Geschäftszentrum im Süden und den Funktionen Verkehr sowie Verwaltung im Norden der Innenstadt werden zu lassen. Am Ende stand die Vision von einem starken Dienstleistungssektor mit zentralen Funktionen über die eigenen Stadtgrenzen hinaus.

Im Ergebnis ging die Rechnung auf: In den 20er Jahren entstanden der Friedensplatz, die Gebäude der Polizei und der Landeszentralbank (damals Reichsbank), das Arbeitsamt (Düppel-/Ecke Danziger Straße), der Rathaus-Neubau wurde begonnen und der Neubau des Hauptbahnhofes bei der Reichsbahn durchgesetzt. Sinnfälliger Ausdruck privater Folgeinvestitionen war und ist das ehemalige Kaufhaus Tietz, heute Bert-Brecht-Haus. Oberhausen wurde damit zum Paradebeispiel für hochwertigen Backstein-expressionismus in Deutschland, zum von Städtebau-Fachleuten bereisten Beweis dafür, dass eine „reine Industriestadt“ sich zu urbaner Lebensqualität, zu einem attraktiven Behörden- und Dienstleistungsstandort aufschwingen konnte.

Als zweites Vehikel der Innenstadtentwicklung sollten die architektonisch wertvollen Gebäude durch Plätze und Parks mit hoher Aufenthaltsqualität ergänzt werden. So entstanden der Friedensplatz und bis in die dreißiger Jahre hinein die Grünflächen vom Hauptbahnhof über den Berliner bis zum Königshütter Park. Der Grillo-Park wurde beim Bau des neuen Rathauses (1927 - 1930) von Grund auf neu gestaltet. Dem Zeitgeist entsprach der hohe Anspruch, für Bewohner und Beschäftigte der Innenstadt Erholungs-räume zu schaffen, frische Luft und Entspannung zur Förderung der Gesundheit in der emissionsbelaste-



Der in den 20er Jahren mit Reichsbank, Polizei und Park gestaltete Friedensplatz, um 1930

ten Industriestadt zu schaffen. Die Ausstellung „Parkstadt Oberhausen – Wiedergeburt eines historischen Stadtzentrums der Moderne“ in der Ludwig Galerie Schloss Oberhausen wird dies im Jubiläumsjahr 2004 eindrucksvoll darstellen.

Wie passte das alles zusammen mit den begrenzten finanziellen Spielräumen einer Industriestadt ohne breites, wohlhabendes Bürgertum, in einer Zeit, in der auch die Großunternehmen der Stadt nicht kontinuierlich hohe Gewinne versteuerten? Die Antwort darauf gibt zunächst die deutsche Inflation nach dem Ersten Weltkrieg, so dass die Stadt zum Jahresbeginn 1924 von beinahe allen Altschulden befreit war. Diese Handlungsfreiheit nutzten Oberbürgermeister und Politik für Investitionen in die Zukunft. Das schloss die Bereitschaft zur Verschuldung mit ein. Diese Phase des euphorischen Optimismus fand zwar bald, mit der Weltwirtschaftskrise ab 1930, ihr Ende. Doch schon bis dahin hatte Oberhausen in der Innenstadt sichtbare Fakten geschaffen. Diese hinterließen starken Eindruck bei jenen hohen preußischen Staatsbeamten, die im Ruhrgebiet nach solchen Städten Ausschau hielten, welche sich als Mittelpunkte für neue Großstädte von urbaner Qualität eignen würden, und diese Vision vom eigenen Aufstieg mit Macht vertraten.

Und trotz dieser vermeintlich zwingenden Gründe für den Erfolg Oberhausens, sich 1929 zum kommunalen Mittelpunkt des Wirtschaftsraumes der Gutehoffnungshütte (GHH) aufzuschwingen, verlief die Entwicklung nicht geradlinig, über lange Zeit von 1926 bis 1928 nicht einmal für die Zeitgenossen absehbar, auf die Groß-Oberhausener Variante der Neuordnung hinaus. Es war im Sommer 1928, als der ansonsten so resolute Oberbürgermeister Havenstein nach Gesprächen in Berlin, beim Regierungspräsidenten in Düsseldorf und beim Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk in Essen allen Mut sinken ließ. Havenstein gelangte zu der Überzeugung, Oberhausen werde zwischen den Alternativen der Ruhrmündungsstadt und der Aufteilung der GHH-Städte auf Duisburg, Mülheim und Bottrop aufgegeben. Nun aber, erst zu diesem sehr späten Zeitpunkt, erhob der in Berlin auch in allgemeinen wirtschaftspolitischen Fragen sehr einflussreiche Vorstandsvorsitzende der GHH, Paul Reusch, öffentlich seine Stimme. Reusch

forderte die kommunale Zusammenfassung der drei Städte rund um seine Werke in der Mitte, an Kanal und Emscher, zwischen der Essener Straße im Süden und der Steinbrinkstraße im Norden gelegen. Dieser Rückenwind baute Havenstein und seine Mitstreiter wieder auf und ließ sie bis zum Erfolg im Sommer des folgenden Jahres weiter beharrlich für Groß-Oberhausen streiten.



Hauptbahnhof mit Berliner Park und Ruhrlandhaus im Vordergrund, um 1935

Was lehrt uns die Bildung von Groß-Oberhausen im Jahr 1929? Sicher mehr als allein die Tatsache, dass Geschichte nicht nach naturgesetzlichen Notwendigkeiten verläuft. Zu den Lehren tritt hinzu, dass der Erfolg oftmals einer großen Strategie, einer Vision von einer besseren Zukunft bedarf. Zu den Lehren gehört ebenso, dass trotz aller Umsicht bei der Verfolgung der eigenen Strategie Mutlosigkeit eintreten kann und dann nur noch starke Verbündete aus der Klemme helfen. – Da drängen sich unweigerlich Vergleiche mit den Herausforderungen für Oberhausen heute auf. An Stelle der Vision von einer urbanen City mit stetig steigenden Dienstleistungsarbeitsplätzen von damals steht heute die Vision von der Neuen Mitte Oberhausen als Motor des Wandels zu einem sich selbst tragenden Dienstleistungs-, Tourismus- und Gesundheitsstandort. An der Stelle des starken Verbündeten Gutehoffnungshütte mag heute der

große Partner Land Nordrhein-Westfalen stehen, wenn es um die Einwerbung und Realisierung der großen Infrastrukturinvestition O.VISION mit dem Gläsernen Menschen geht.

Nachdem die Bedeutung der Städtezusammenlegung von 1929 für die kommunalen Perspektiven, für die Chancen auf Lebensqualität im Oberhausen von heute und morgen deutlich geworden ist, gilt es eine letzte große Frage zu beantworten: War es nicht auf lange Sicht betrachtet ein großer Fehler, den Otto Ha-



Das Gelände des O.VISION Zukunftsparks in den 50er Jahren, auf dem Höhepunkt der Montankonjunktur

venstein in den 20er Jahren beging, als er die Zukunft Oberhausens in einer Stärkung der Alt-Oberhausener City suchte? Oder hätte es weitsichtiger Chancen gegeben, um dem post-montanindustriellen Oberhausen ein festeres wirtschaftliches Fundament zu hinterlassen?

Die Frage, die nicht ohne Rückwirkung auf unser Selbstvertrauen bei der Umsetzung der Neuen Mitte als Strategie zur ökonomischen Erneuerung Oberhausens um die Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert bleiben kann, lässt sich mit der Distanz und aus der Perspektive des Historikers getrost mit „Nein“ beantworten. Warum?

Die Oberhausener Kommunalpolitik im ersten



Auch der Gasometer wird „75“

Gemeinsam mit Oberhausen feiert der Gasometer (Foto von der Fertigstellung im Jahre 1929) 2004 seinen 75. Geburtstag. Der Riese am Rhein-Herne-Kanal steht für die Industriekultur der Stadt und ihre ehemalige Bedeutung als ein Zentrum der Montanindustrie, in dem einmal zehn Prozent der deutschen Stahlerzeugung produziert wurden. In den Jahren 1928/29 wurde der Gasometer für die Eisenhütte Oberhausen zur Speicher des Hochofengases gebaut. Mit 117 Metern Höhe, 68 Metern Durchmesser und fast 350.000 Kubikmetern Fassungsvermögen war er der größte Gasbehälter seiner Zeit. 1992 hatte der Rat der Stadt beschlossen, den Scheibengasbehälter - zuletzt bis 1988 von der Ruhrkohle AG für die ehemalige Kokerei Osterfeld genutzt - zu erhalten und zu sanieren. Nach seinem Umbau zur Ausstellungshalle und als markanter Aussichtspunkt wurde der Gasometer 1994 mit der Ausstellung „Feuer & Flamme“. 200 Jahre Ruhrgebiet“ eröffnet. Zudem wurde er zu einem bedeutenden Projekt der Internationalen Bauausstellung Emscher Park erklärt. Insgesamt 2,3 Millionen Besucher wurden bis Ende 2003 gezählt. Heute ist der Gasometer gleichzeitig Oberhausener Wahrzeichen und Symbol für den Strukturwandel.

Drittel des 20. Jahrhunderts verfolgte beharrlich ein Ziel, dass sich auf der Höhe der zeitgenössischen Kenntnisse um den bereits damals einsetzenden Strukturwandel weg von der Industrie und hin zu den Dienstleistungen befand. Es hatte seine Berechtigung, die industrielle Basis der Oberhausener Wirtschaft als gegeben anzunehmen und dazu eine langfristig angelegte Ergänzung durch die Dienstleistungen der Citygewerbe zu verfolgen. Noch die Zeitgenossen der fünfziger Jahre hätte es überfordert, sich ein Oberhausen ohne Kohle, Eisen und Stahl vorzustellen. Warum auch zu einer Zeit, als zehn Prozent der deutschen Eisen- und Stahlerzeugung aus Oberhausen kamen? Und schließlich fielen so wesentliche Entscheidungen für Oberhausen wie die Entflechtung der GHH nach 1945 und der Verkauf der Hüttenwerke Oberhausen AG an Thyssen 1969 - der Anfang vom Ende des Stahlstandortes Oberhausen - erst Jahrzehnte, nachdem Otto Havenstein und seine Zeitgenossen eine Zukunftsperspektive für ihr Oberhausen aufstellten.

Eine weitere wichtige Überlegung zur Strategie der Innenstadtentwicklung: Im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts entfalteten die deutschen Großstädte großangelegte Ambitionen, ihr Stadtgebiet durch Eingemeindungen zu erweitern. Getreu der Devise „Mehr Raum - mehr Macht“ (so der Stadthistoriker Hein Hoebink) sollte ein Zuwachs an Einwohnern und an Entwicklungsflächen für Gewerbeansiedlungen wie für neue Wohngebiete die Option auf höhere Steuern und einen erweiterten Spielraum zu kommunalen Investitionen bringen. Es ging um einen eigen-dynamischen Prozess: Dauerhaft sich selbst tragendes wirtschaftliches Wachstum, begünstigt von stetigem Bevölkerungszuwachs und dem kontinuierlichen Bedeutungsgewinn der Dienstleistungen in der City.

Es sollte in der Ökonomie und der Stadtentwicklung das Gelingen, dessen Möglichkeit für die Physik widerlegt ist: Das Perpetuum mobile, ein aus sich selbst heraus genügend Energie produzierender Prozess, der dann selbsttätig grenzenlos fortgesetzt werden kann. So hoch der Anspruch auch war, er befindet sich innerhalb unseres Erfahrungsschatzes. Denn es ist ausgerechnet die Wirtschaft, in der mit der „Erfindung“ des modernen Kapitalismus durch Adam Smith - *The wealth of nations*, 1776 - im Industrie-

zeitalter permanente Wertschöpfung erzeugt wurde. Dieser Vorgang speist sich - die Volkswirte mögen mir die Simplifizierung nachsehen - aus der wechselseitigen Stimulierung von Innovationen, Investitionen in Unternehmen, deren Wettbewerb untereinander und nicht zuletzt der Massennachfrage der privaten Haushalte. So schwer dies in einem städtischen Lebenszusammenhang auch immer zu erreichen war und in Zukunft bleiben wird; an diesem hohen Anspruch muss sich visionäre und zugleich gegenüber den nachfolgenden Generationen verantwortliche Kommunalpolitik messen lassen!

Wenn wir uns aus der Perspektive der Gegenwart, in Anbetracht des dramatischen Strukturwandels nicht nur in der Montanindustrie, sondern ebenso dem damals unvorstellbaren Wegrationalisieren von Dienstleistungs-Arbeitsplätzen - heute etwa bei Banken und selbst bei öffentlichen Verwaltungen - ein Bild über den Realitätssinn der Stadt-Visionäre von 1929 machen sollen, dann fällt unser Urteil zwiespältig aus.

Vieles von den Visionen der damaligen Strategen in den Städten ist tatsächlich eingetroffen. Trotz der 1929 nicht absehbaren „dritten industriellen Revolution“, der Mikroelektronik sind heute in Städten wie Frankfurt, Köln, Düsseldorf, München und Hamburg 80 % und mehr der Erwerbstätigen in den Dienstleistungen beschäftigt. Das visionär erdachte Perpetuum mobile großstädtischen Wachstums und stetig ansteigender urbaner Lebensqualität ist im Großen und Ganzen Realität geworden, ist im Wesentlichen die richtige Antwort der Moderne auf die Herausforderungen der Globalisierung, der Dienstleistungs- und Wissensgesellschaft.

Aber warum hat diese Strategie dann in Oberhausen nicht in gleichem Umfang funktioniert? - Ja, die Frage liegt nahe. Von ihrer Beantwortung hängt ab, was man von der gegenwärtigen Vision für eine urbane Zukunft der Emscherstadt, von der Neuen Mitte Oberhausen zu halten hat.

Oberhausen wies zu Beginn des 20. Jahrhunderts, als es mit Eingemeindungsabsichten und raumgreifender Politik - Straßenbahnbau, Versuch der Handelskammergründung - hervortrat, gleich eine Vielzahl von Entwicklungshemmnissen auf. Sie alle bilden die Ursache dafür, warum Oberhausen nicht

Frankfurt, aber ebenso im Ruhrgebiet nicht ein zweites Essen oder Dortmund zu werden vermochte:

- Oberhausens Bürgertum war klein. Von ihm gingen unterdurchschnittliche Impulse für Unternehmensgründungen und für Dienstleistungen aus, die auf wohlhabende Nachfrager angewiesen sind.

- Oberhausen befindet sich mit seiner Lage im Ruhrgebiet in der Ausnahmesituation einer Städtekonkurrenz, ohne auf die Basis eines eigenen ländlichen Umlandes als Arbeitskräfte- und Kaufkraft-Reservoir zurückgreifen zu können.

- Im Ruhrgebiet waren und sind es die alten Städte am Hellweg (Duisburg, Essen, Bochum, Dortmund), die als Kreisstädte, mit ihrem alten Bürgertum und den sich dort konzentrierenden öffentlichen Einrichtungen (Gerichte, staatliche Behörden, Universitäten) wie privaten Dienstleistungen (Konzern-Zentralen, Banken, Freiberuflern), über einen Entwicklungsvorsprung verfügten, der nur schwer auszugleichen war.

- Die Oberhausener Strategie der Besinnung auf die Stärken der industriestädtisch geprägten Innenstadt mit ihren Räumen für Plätze, Parks und große öffentliche Gebäude war richtig. Denn mit ihrer Hilfe gelang Oberhausen ein Aufholprozess, der sich in nichts so sichtbar niederschlug wie in der Städtezusammenlegung 1929.

- Zugleich barg der damalige Erfolg den Keim für das spätere Zurückfallen im „Städteranking“ der Ruhrgebietsstädte in sich: Oberhausens Erfolg war ein nur unvollständiger! Statt großzügige Stadträume rund um das Zentrum auszubilden - wie dies 1929 vor allem Essen, Bochum und Dortmund gelang - dehnte sich Oberhausen „nur“ nach Norden aus. Das war nicht zufällig, sondern Folge des Wirtschaftsraumes der GHH.

- Durch Oberhausens Nordexpansion lag die von Havenstein und seinen Mitstreitern zur Zukunftshoffnung erkorene City beinahe am südlichen Rand der neuen Stadt, nur einen guten Kilometer von der Mülheimer Stadtgrenze entfernt. Da war selbst das seit 1897 ambitioniert nach Norden ausgreifende Oberhausener Straßenbahnnetz nur ein schwacher Korrekturfaktor. Die Wachstumsdefizite der City-Dienstleistungen als Versorger für ein weites Umland - zum Beispiel gegenüber Essen - mussten sich dadurch vergrößern statt abzunehmen. Folglich fehlte

Oberhausen auch nach 1929 die Grundlage für ein sich selbst tragendes Wachstum der Dienstleistungen. - Die Folgen sind in der Alt-Oberhausener City bis heute ablesbar: ein Mangel an einer breiten Palette von Handel, Freiberuflern und Finanz- wie unternehmensbezogenen Dienstleistungen.

Halten wir einen Augenblick inne bei dieser Bestandsaufnahme. Welche Aussagekraft hat dies für die Positionsbestimmung des Oberhausener Strukturwandels heute? - Oberhausen hatte keine echte Chance auf einen grundlegenden Neuanfang allein durch das Fördern der kleinen, zaghaften Pflänzchen in zukunftsorientierten Branchen. Diese Plattform war zu schmal. Oberhausen benötigte, gerade angesichts der den Wandel positiv vorantreibenden Städtekonkurrenz im Ruhrgebiet ein neues Alleinstellungsmerkmal. Die Antwort auf diese Herausforderung war und ist die Neue Mitte Oberhausen.

An die alten Stärken - die zentrale Lage im Verkehrsnetz des Rhein-Ruhr-Ballungsraumes - und auf die Besonderheiten der Industriestadt - jetzt über riesige Brachen nicht am Stadtrand, sondern in der Mitte der Stadt, am Ort der ehemals die drei Städte zusammenschweißenden Gutehoffnungshütte zu verfügen - wurde angeknüpft. Es wurde nicht klein-klein gedacht. Es wurde ein Konzept erdacht, das der Gefahr einer erneuten Monostruktur durch die Ergänzung von Handel und Tourismus um Technologie und neuerdings Gesundheitswirtschaft vorzubeugen sucht. Somit erweist sich die Neue Mitte Oberhausen heute als mindestens so zukunftsorientiert wie die Strategie der 20er Jahre. Immerhin ist ihr eine grundlegende Neupositionierung Oberhausens als ein hoffnungsvoller Zukunftsstandort im Ruhrgebiet bereits gelungen. Angesichts des Aschenputtel-Images vor noch gut zehn Jahren ein beachtlicher Erfolg, der sich vielleicht bereits mit der Bildung Groß-Oberhausens 1929 messen lassen darf.

Wie damals geht es heute darum, nicht auf halber Strecke stehen zu bleiben. Nun wäre die Eingemeindung Mülheims und Bottrops für Havenstein 1929 - obgleich einmal kühn erwogen, um ein Gegengewicht zu Duisburg und Essen mit ähnlichen Entwicklungschancen zu bilden - nicht zu schaffen gewesen. Dennoch schien es verlockend, der Stadt die ökonomische Basis einer Halbe-Millionen-Stadt zu geben.



Die Neue Mitte Oberhausen nach Baureifmachung des O.VISION-Geländes 2003

Doch wahlmöglich ist die Herausforderung der Gegenwart leichter zu bewältigen: Die Neue Mitte Oberhausen muss sich weiter entfalten, damit aus ihr das Perpetuum mobile, der aus sich heraus Innovationen und Dynamik erzeugende Motor für Oberhausens Wirtschaft, im Interesse unsere nachfolgenden Generationen werden kann!

Die beeindruckende Geradlinigkeit und die enormen Erfolge der Citybildung Oberhausens in den 20er Jahren dürfen uns ermuntern, auch in schwierigen Zeiten - allen voran für die Kommunalfinzen - den Mut

nicht sinken zu lassen. Denn eine sinnvolle, verantwortungsbewusste Alternative zur aktiven Gestaltung der Zukunft, nachdem wir ihre Entwicklungsrichtung so gründlich wie möglich analysiert haben, existiert einfach nicht! So stellt dieser Appell am Schluss unserer Betrachtungen zu 75 Jahren Groß-Oberhausen zugleich eine Einsicht in die Spielräume dar, welche die Geschichte bietet.

KULTUR

Ein Ende als Anfang

Am Oberhausener Theater beginnt nach Klaus Weise mit Intendant Johannes Lepper eine neue Ära

VON MICHAEL SCHMITZ

Er hat es mit seinem Ensemble verstanden, dem Publikum zu dienen ohne sich ihm anzubiedern. Und vor allem haben sie es gemeinsam zwölf Spielzeiten lang verstanden, nach dem schweren Wechsel vom Musiktheater zum Schauspiel auch das Sprechtheater unverzichtbar für Oberhausen, für die Region und weit darüber hinaus zu machen. Ein regelrechter Fanclub, viele darin auch alte Anhänger des Musiktheaters, bildete sich um das Ensemble, so war es der Kommunalpolitik einfach nicht möglich, eine aus finanziellen Gründen ja sogar argumentationsfähige Schließung des Theaters auch nur zu diskutieren. Vielleicht war dies der größte Verdienst Klaus Weises und seines gesamten Teams: sie haben das Fundament dafür gelegt, dass es nach dem Ende der Ära Weise einen neuen Anfang geben musste.

Aber was war das für ein Ende! Mit einer hinreißenden vierstündigen Show verabschiedeten sich der alte Intendant Klaus Weise und fast sein komplettes Ensemble am 12. Juli 2003 aus dem Oberhausener Theater nach Bonn. Das Publikum feierte bis Mitternacht die Collage aus einigen Revuen, mit denen das Theater seit den legendären „Wilden Herzen“



Hereinspaziert, hereinspaziert: Hinter dem ehemaligen Haupteingang verbirgt sich jetzt das Besucherbüro des Theaters

begeistert hatte. Zum Finale hörte man ein letztes Mal Günter Alt mit dem unvergleichlichen „Pata-Pata“, auf und vor und hinter der Bühne flossen Tränen, Taschentücher wurden geschwenkt, Oberbürgermeister Burkhard Drescher stimmte eine Eloge auf den scheidenden Intendanten und sein Team an und eigentlich konnte das Publikum sich gar nicht satt sehen und hören. Die WAZ schrieb damals: „Als um Mitternacht die Lichter ausgingen, wusste so mancher nicht recht, ob er Augenzeuge einer Riesenfete oder einer Trauerfeier geworden war.“

Aber irgendwann musste einfach mal ein Ende sein. „Glückaufwiederschen“ hatte man die Show zweideutig eindeutig genannt und in das Wort des Abschieds, der ein Wiederschen nicht ausschließen mochte, den Begrüßungsgruß des Bergmanns gewebt. Und hinterher meinte ein enthusiastischer weiblicher Theaterfan, noch nie in seinem Leben habe er so viele Männer an einem Tresen weinen sehen. Diesen Tre-

sen vom Theaterrestaurant „Falstaff“ hätte sich Klaus Weise liebend gern ausgießen lassen und als Modell mit nach Bonn genommen, „damit wir dran stehen

hanna Heß, beinahe nach dem Motto zu: „Jedes Theater ein Kind.“ Kurt, der älteste, wurde in Karlsruhe geboren, Charlotte, die mittlere, dann in Darmstadt.

Beim letzten Betriebsfest seiner Ära am Oberhausener Theater hat er sich von den Theatermalern verabschiedet, von der Garderobe wie von der Technik überhaupt, Lina, die Gütige, die an der Ebertstraße geputzt hat und eine unvergleichliche Marmelade kocht, wollte ihrem ehemaligen Chef noch einmal ein paar Gläser der süßen Verführung vorbeibringen.

Klaus Weise erinnerte sich im Gespräch an die erste Revue unter seiner Intendanz, an die „Wilden Herzen“: „Jedes Mal habe ich hinter der Bühne gestanden, bis alle auf der Bühne waren. Wenn ich dann die Musik hörte, wusste ich, es war gelaufen.“ Enttäuscht ist er, dass seine Regie „Schlachtfest, Woyzeck“ nicht so angekommen ist, die hält er selbst für eine seiner besten Oberhausener Inszenierungen. Er hätte es sich ge-

wünscht, dass er bei der seiner Meinung nach dezi- diertesten Arbeit wütender gewesen wären: „So fühlte ich mich isoliert und allein gelassen, in der Reaktion des Publikums nicht so recht aufgehoben.“

Andererseits war Weise auch so selbstbewusst festzustellen, dass es ihm schwer falle, selbstkritisch zu sein: „Es berührt einen schon, dass wir das hier einigermaßen hingekriegt haben.“ So eitel, wie Klaus Weise als Künstler natürlich auch ist: bei der Bewertung seiner Oberhausener Zeit benutzte er oft das Wort „Wir“.

Auch die letzte Spielzeit, die er nicht als die gelungenste seiner Oberhausener Zeit sieht, bewertete Weise im Fazit noch positiv: „Die Publikumszahlen haben wir deutlich überstiegen. Ich habe immer gesagt, wir müssen hier noch mal viel spielen und dürfen das nicht so einfach ausleben lassen. Dass man



Blumentumkränzt und symbolträchtig thront Klaus Weise zum Abschied von Oberhausen auf etwas Dickhäutigem

können“. Seit Monaten war er Künstler zweier Welten gewesen, hier hat er intendiert, in Bonn inszeniert, bereitete er seine erste Spielzeit vor. „Wenn man dann hier anfährt, wird einem bewusst, dass es vorbei ist.“ Sein Haus in Osterfeld hatte er längst verkauft, „ich will gar nicht mehr sehen, wie es da weitergeht“. Da ist Wehmut im Spiel, er hat es bislang noch nicht übers Herz gebracht, an seiner ehemaligen Heimstatt vorbeizufahren, obwohl er natürlich noch oft in Oberhausen ist.

Zu unserer Stadt hat Klaus Weise eine besondere Beziehung auch über das Theater hinaus. Hier wurde Theresa, seine jüngste Tochter geboren. Ohnehin ging es bei Klaus Weise und seiner Frau, der Künstlerin Jo-

sich auch an der Triennale mit einer Produktion beteiligte, die dann weitgehend durchfiel, sieht er eher gelassen: „Die Jungens haben das Beste draus gemacht, wir hätten ja auch einen Gassenhauer auflegen können.“

Den Wechsel in eine andere Stadt betrachtete der 51-Jährige auch als sehr reizvoll, dann habe man auch mal wieder die Mittel für andere ästhetische Dimensionen: „Hier habe ich ja auch viel ausgereizt. Aber ich bin von Presse und Politik stets gut und kritisch begleitet worden, bin in Ruhe gelassen worden, um was zu machen. Aber man muss sich wieder neu riskieren, keiner sollte bei einem solchen Job unbefristete Verträge haben.“

Eine Riesenanerkennung zollt Klaus Weise dem Oberhausener Publikum. Er habe es nach Anfangsschwierigkeiten verstanden, seinen Stil zu integrieren, und das sei vom Publikum zunehmend honoriert worden. Die Außenprojekte, die ja gewissermaßen eine Erfindung von Weise waren, um Kathedralen der Industriekultur zu bespielen, hätten viel Überzeugungsarbeit gekostet, „aber dann hatten wir auch Erfolg. Ich habe alle meine Pläne hier umsetzen können. Selbst mit dem Foster-Projekt. In Frankfurt und mit dem ZDF hat es nicht geklappt, hier war es möglich.“

Die Direktheit der Menschen hier ohne Vorurteile, die habe ihn zunehmend fasziniert: „Die wollen den Hamlet nicht, wie er im Kopf ist, hier ist man offener, die Diskussion um Werktreue war schnell weg. Einen Bildungsbürgertumdünkel gibt es hier nicht. Man ist sehr emotional und hatte die Bereitschaft, sich auf uns einzulassen.“ Diese Unreserviertheit für die Arbeit der Kulturellen hat Klaus Weise immer als sehr angenehm empfunden.

Und das Oberhausener Publikum speziell zeichne aus, dass es nach anfänglichen Protesten angesichts der Schließung des Musiktheaters sehr begeistert gewesen ist für das Neue und nicht zehn Jahre Krokodilstränen geweint hat. Dankbar und glücklich ist der ehemalige Intendant darüber, dass er hier tun konnte



Johannes Lepper bei der Matinee zu „König Ödipus“ im Dialog mit dem Publikum

und auch getan habe, was er tun wollte: „Überall geht es der Kultur an den Kragen, aber hier ist etwas Neues entstanden. Das ist wohl in Deutschland einmalig. Die Kraft, die davon ausgeht, hätte noch weiter in die Republik hineingetragen werden können. Vieles hätte man auch mit der einen oder anderen Bühne austauschen können.“

Eine Ausnahme machte er bei seiner Bilanz, und das frustriert ihn immer noch: Mit der von ihm angestrebten Fusion der beiden Schauspielhäuser Oberhausen und Essen habe es nicht geklappt. Denn der Mann, der in Mülheim aufgewachsen ist und als Student in München „Nie wieder Ruhrgebiet“ gesagt hat, er ist inzwischen ein glühender Fan dieser Region: „Die Qualität des Ruhrgebietes ist eher die Solidarität und nicht die Intrige. Das gilt auch für andere Bereiche wie den Sport. Und noch eins: Arbeitslose gibt es in anderen Regionen auch, aber hier ist mit der Montanidentität richtig was zusammengebrochen, dafür aber anders wieder implodiert. Es bedarf hier einer gewissen Zentrierung, nicht Zentralisierung, durch Bündelung erreicht man ein höheres Potenzial.“

Bündelung aber darf für Weise nicht das Ziel sein, den Stadtkämmerern die Säckel zu füllen: „Kultur ist Investition in die Bildung und Zukunft und nicht nur Selbstzweck. Eine kulturpolitische Debatte unabhängig vom Geld, die wird viel zu selten geführt. Aber dazu fehlen im Ruhrgebiet die Gesprächspartner.“

Darin unterscheidet er sich nicht einen Deut von Johannes Lepper, der seit Beginn der Spielzeit 2003/2004 Intendant am Oberhausener Theater ist. Mit einem wunderbaren Theaterfest feierten Lepper und sein Ensemble am 13. September 2003 so etwas wie eine aufregende Generalprobe für die erste Spielzeit einer – so darf man es jetzt schon werten, zumindest nach dem siebenteiligen Eröffnungsmarathon – viel Spannung und heftige Auseinandersetzungen versprechenden Zukunft des Theaters. Unterhält man sich mit dem Intendanten über seine Ziele und sein Verständnis von der Theaterarbeit, so wird gleich deutlich, dass der Schüler bei seinem „Lehrmeister“ Klaus Weise zwar viel gelernt hat als Regieassistent in Oberhausen, dass seine Handschrift aber eine ureigene, eine ungleich radikalere ist als die seines Vorgängers. Schon seine ersten Regiearbeiten der neuen Saison legen davon ein beein-

druckendes Zeugnis ab. Auch einige Neu-Auflagen von Moerser Inszenierungen belegen dies, der Sprung vom Schlosstheater in Moers, dem kleinsten Stadttheater in Deutschland, nach Oberhausen, ist zwar ein gewaltiger, aber eine Herausforderung, der sich Lepper und sein Ensemble gleich zu Anfang mit Bravour stellen.

Die Arbeit mit den Schauspielerinnen und Schauspielern sei ja gar nicht so anders. Natürlich seien die Bühne, die Bilder größer, die man in Oberhausen entwerfen kann. Und er sei froh darüber, dass er an einem zentralen Theaterort des Ruhrgebietes weiter entwickeln kann, „was wir in Moers begonnen haben.“ Oberhausen sei kein normales Stadttheater, „das Schauspiel ist schon etwas Besonderes. Wir wollen hier zwischen dem Bochumer Schauspielhaus und dem Mülheimer Theater an der Ruhr Profil gewinnen. Die Tendenz geht ja dahin, das Ruhrgebiet insgesamt immer mehr als Kulturlandschaft zu verstehen. Das muss weiter gefördert werden, nicht als Konkurrenz zur Triennale. Aber von Oberhausen aus etwa sind ja wichtige Impulse für die spätere Triennale ausgegangen.“

Natürlich plant auch Lepper Außenprojekte, beispielsweise im Gasometer. Aber vor allem wird das Oberhausener Theater ein anderes Profil bekommen. Er habe ja nicht den Kopf seines Vorgängers auf den Schultern. Man könne hier in Oberhausen mit den vorhandenen Mitteln ein Theater machen, das mit jedem anderen im deutschsprachigen Raum mithalten kann. Und je mehr gute Theater in der Region, desto besser natürlich.

Mit Vehemenz wehrt Lepper sich gegen die häufige Bezeichnung Provinz. Die sei eher in den Köpfen anderer verhaftet: „Das hier keine Kultur-Provinz ist, gilt für das Theater Oberhausen, wo ich es mitbestimmen kann, aber auch für die gesamte Region. Aber ich glaube, es wird immer noch nicht richtig vermittelt, was hier kulturell stattfindet im Ruhrgebiet. Das ist auch eine Frage von Werbestrategien.“

Wenn man nur merke, wie man sich in Oberhausen bemühe, ein neues Gesicht zu entwickeln, dann habe man schon das Gefühl einer positiven Anstrengung. Hier sei man bei allen Problemen bemüht, nichts verelenden zu lassen, man merke förmlich, dass hier viel bewegt wird: „Und da sollte das Theater als kulturel-

les Highlight einen Schimmer draufwerfen und ein Stück Lebenshilfe mitgeben.“

Dafür hat Lepper sich und seinem Team gleich zu Anfang ein riesiges Programm auferlegt. Er hatte auch nichts, was er aus dem Oberhausener Repertoire übernehmen konnte. Spannend findet er es schon, dass er sich dem Oberhausener Publikum nicht mehr nur als Regisseur, der ja irgendwann wieder abreist, sondern als Intendant viel intensiver stellen muss. Das wird auch die enge Zusammenarbeit mit anderen Kulturschaffenden einschließen, mit städtischen wie der Stadtbibliothek oder den Kurzfilmtagen wie freien (Ebertbad etwa) gleichermaßen. Wichtig ist ihm der ständige Dialog mit dem Publikum. Die ersten Matineen vor allem in der zauberhaften neuen „Rauchbar“ im alten Raucherfoyer waren überfüllt. Das Publikum ist hungrig auf Theater auch nach Weise geliebt und das nährt natürlich die Hoffnung des neuen Intendanten auf Erfolg: „Ich wünsche mir, dass uns das Publikum sein Ohr und sein Herz leiht und nicht sofort sagt, dass früher doch alles anders gewesen ist. Ich habe aber Vertrauen, dass das aufgeht und erwarte auch kontroverse Diskussionen. Die große Zuneigung zu meinem Vorgänger Klaus Weise ist doch der Beweis dafür, dass man diesem Theater Liebe entgegenbringen kann und will. Jetzt ist es an mir und meinem Team, diese Zuneigung zu gewinnen. Die beste Voraussetzung dafür ist, dass eine Stadt ein Publikum fürs Theater hat, und das ist hier eindeutig so.“

Natürlich kennt Lepper auch die Diskussion um die Bedeutung des Theaters als Wirtschaftsfaktor einer Region, aber als Kulturstandort sei das Revier ja nicht nur für die Wirtschaft interessant. Das Theater habe auch die Verpflichtung gegenüber den Bürgern, sich mit ihnen über Werte auseinander zu setzen: „Für mich ist das Volkstheater im besten Sinne, wenn man auf Leute zugeht, ohne dann nur dem Publikumsgeschmack nachzuhängen. Mit dem alten Sophokles etwa kann ich doch das Menschsein so un-

tersuchen, wie es im Augenblick nötig ist. Die Welt wird immer mehr von Politik bestimmt und auf Politik wird immer mehr Einfluss genommen. Heute werden Sechsjährige ja schon bei der Einschulung auf den Karriere-Trip getrimmt. Sie haben immer weniger Zeit, um sich in der Welt zurecht zu finden. Das ist die Aufgabe, der wir nachgehen müssen. Nach einer Stunde Fernsehen weiß ich, was ich nicht erreiche. Da ist das Theater in seinem Anachronismus für mich befreiend.“

Man müsse sich mit den Fragen der Wirklichkeit auseinandersetzen, die nicht nur Theaterleute sich stellen, sondern die alle Menschen bewegen. Beant-



Kulturell wie städtebaulich setzt das Theater in Oberhausen markante Zeichen

worten allerdings könne das Theater sie auch nicht: „Aber das Publikum soll aus dem Theater auch nicht rausgehen mit dem Gefühl: ‚Jetzt hänge ich mich auf‘, sondern mit der Erkenntnis, dass es weitergeht. Die kulturelle Vielfalt war eine historische Notwendigkeit, aber jetzt verwachsen die Städte.“

Da ist er dann wieder wie sein Lehrmeister Klaus Weise, der Johannes Lepper, nur eben radikaler. Wie gesagt: Weise hat den Boden bereitet, ein Ende als neuen Anfang zu begreifen. Diese Chance scheint der neue Intendant Johannes Lepper bestens zu nutzen.

FREIZEIT

Eine flotte Fünfzigerin

„Oberhausen“ schwimmt

VON HEINZ INGENSIEP

„Oberhausen“ schwimmt. Denn sie hat keine andere Bestimmung. Gemeint ist nicht etwa unsere Stadt an der Emscher; okay: die „schwimmt“, weil ihre Finanzen nicht stimmen; aber sie hält sich erstaunlicherweise immer noch irgendwie über Wasser. Nein, gemeint ist hier vielmehr ein Schiff, benannt nach unserer Stadt, und es ist - wie bei Schiffen üblich - weiblichen Geschlechts. Die „Oberhausen“ schwimmt natürlich nicht auf der Emscher. Wer treibt (sich) schon auf einer solchen Abwasserrinne (herum)?! Sie könnte auf dem Rhein-Herne-Kanal schippern, aber der Weg dorthin ist - allein wegen diverser Schleusen - umständlicher, als man als Landratte gemeinhin denkt. Und: Der künstliche Schifffahrtsweg ist zwar viel befahren, aber er ist eher eintönig, zu sehr geradeaus und landschaftlich reizarm. Banal, eben ein Kanal. Obwohl: Das könnte sich ändern, wenn Oberhausen - die Stadt - demnächst ihre Marina bekommt.

Der Heimathafen der „Oberhausen“ liegt an der Ruhr, genauer gesagt: am „Wasserbahnhof“ von Mülheim an der Ruhr. Sie ist ein Schiff der „Weißen Flotte“ der Nachbarstadt. Und das seit immerhin 50 Jahren. 1954 wurde sie in Dienst gestellt. Ihre Vorfahrin



2003: Eine Sommersaison, wie Mülheims Weiße Flotte sie gerne immer hätte

- im wahrsten Sinne des Wortes - hat sie nie kennen gelernt. Die verschwand nämlich in den Kriegswirren der frühen 1940er Jahre irgendwo in der damaligen Sowjetunion, tauchte sozusagen unter in der Weite des Ostens. Kriegsgefangen, verschollen für immer. Im Gegensatz zu den Menschen, die sie einstmals steuerten, konnte sie wirklich nichts für ihr Schicksal.

Aber fangen wir ganz vorne an. Karnevalisten würden so etwas feiern: Die moderne Personenschifffahrt auf der Ruhr zwischen Mülheim und Kettwig wird 2004 immerhin 77 Jahre alt. Am 8. Juli 1927 nahm der planmäßige Ruhrtal-Schiffsverkehr seinen Betrieb auf. Damals lenkten Fluss-Kapitäne - passend zu Start

und Ziel - erstmals Schiffe namens „Mülheim“ und „Kettwig“ mit dem Kiel gegen die Strömung.

Kaum eine Woche später ging auch die erste „Oberhausen“ ins Rennen um die Gunst der Ruhr-Touristen. Mit 50 Stundenkilometern maximal. Sie war besagte Vor-Fahrin unseres Jubiläums-Schiffes. Angetrieben von einem 90-PS-Motor auf Rohöl-Basis, konnte sie damals bis zu 140 Personen befördern, so viele, wie in eine Straßenbahn mit zwei Anhängern passen. Der Ausflugsdampfer sah für heutige Verhältnisse recht gewöhnungsbedürftig aus: komplett aus Eisen mit fünf wasserdichten Schotts und ziemlich spartanischen Aufbauten. Aber unsere



Die „Oberhausen“: Seit 50 Jahren vom Mülheimer Wasserbahnhof aus unterwegs



Das sieht der „Käpt'n“ der „Oberhausen“ gerne: ein volles Deck beim Ablegen

Vor-Fahrenden waren da nicht so wählerisch.

Die alte „Oberhausen“ bekam bald ein weiteres „Schwesterchen“. Da die kommunale Gebietsreform von 1929 noch nicht vollzogen war, wurde die Mülheimer „Dampfer-Flotte“ 1928 um einen künftigen Ortsteil der Emscherstadt bereichert: Die „Sterkrade“, ähnlich gebaut wie die „Oberhausen“, nahm ihren Liniendienst auf der Ruhr auf.

Schon die erste volle Saison der Ruhrschifffahrt war ein Erfolg: Nicht weniger als 487.000 Menschen gingen 1928 auf Fluss-Tour. Wegen des großen Interesses wurden bald auch mehrtägige Ferienfahrten zum Rhein angeboten. Dafür ließen sich die Mülheimer damals allerdings ein Doppeldecker-Ausflugsschiff bauen: die 400 Personen fassende „Oberbürgermeister Dr. Lembke“, benannt nach dem Manne, der mit der „Weißen Flotte“ den schwimmenden Ruhr-Tourismus erst „salonfähig“ gemacht hatte.

Das war's dann leider schon: ein Zwischenhoch. Bereits 1932 gingen die Einnahmen der Ruhr-Flotte

um 30 Prozent zurück; die Exkursionen zum Rhein wurden sogar ganz eingestellt. Die Menschen hatten in Zeiten der Weltwirtschaftskrise einfach kein Geld mehr übrig für solche Vergnügungen. Vier Jahre später wurde der Paradedampfer „Oberbürgermeister Dr. Lembke“ verkauft. Er endete als Werkstattschiff namens „Jan van Werth“ bei der „Köln-Düsseldorfer“.

Als es in den späten 1930er Jahren langsam wieder aufwärts ging, zettelten die Nationalsozialisten bekanntermaßen den Zweiten Weltkrieg an. Die Folge: Im März 1940 wurde die Ruhrschiffahrt gänzlich eingestellt. Zwei Schiffe der Flotte waren von der Wehrmacht sogleich beschlagnahmt und als schwimmende Schreibstube beziehungsweise als Kleiderkammer für eine Marineeinheit in den Niederlanden zweckentfremdet worden.

Im Dezember 1941 erwischte es dann auch die „Oberhausen“: Sie wurde von der Obersten Heeresleitung in den Osten verfrachtet - und tauchte mit einem ungewissen Schicksal unter. Augenzeugen wollen sie irgendwann auf dem Dnjepr in der damaligen Sowjetunion gesichtet haben; bestätigt wurde das allerdings nie.

Der Zweite Weltkrieg war - was ein Krieg immer und für alle ist - auch für die Mülheimer „Flotten“-Chefs eine Katastrophe. Die Menschen hatten wahrlich andere Sorgen als ihre Freizeitgestaltung. Und: Ohne Schiff fehlte sowieso jede Chance, sich auf der Ruhr von den täglichen Einschlägen ins Privatleben irgendwie abzulenken.

Als die Mülheimer und ihre Kapitäne Jahre nach dem Desaster langsam wieder Wasser unter den Kiel bekamen, wurden erst einmal alte Boote ausgemottet und einige gebrauchte angeschafft. So kam bis 1952 ein Ruhr-Pott namens „Sterkrade“ vorübergehend wieder in Dienst - ein Schiff, das man am Mittelrhein losgeest hatte.

Das war allerdings nur der Frühstart. Eine wirklich neue Epoche wurde eingeläutet, als die frisch gegründeten „Betriebe der Stadt Mülheim an der Ruhr“ bei der Clausen-Werft in Oberwesel nach und nach Schiffe eines neu entwickelten Typs anschafften. Der erste Neuzugang (Baujahr 1954) war - ausgerechnet - die „Oberhausen“. Erst fünf Jahre später, 1959, legte wieder eine „Mülheim an der Ruhr“ am Wasserbahnhof der Nachbarstadt an.

Die „Oberhausen“ der Neuzeit war und ist 26 Meter lang, 5,20 Meter breit. Sie verdrängt 59,1 Kubikmeter Wasser bei einem - für die zeitweilig seichte Ruhr nötigen - maximalen Tiefgang von nur 1,02 Metern. Ein Vier-Takt-Motor treibt das Ausflugschiff an, bei 125 kw mit 1500 Umdrehungen pro Minute. Über die letzten fünf Jahrzehnte musste die „Oberhausen“ so manchen Umbau über sich ergehen lassen.

Das Ergebnis des ständigen Make-up: Eigentlich hat sie von den Aufbauten her nicht mehr allzu viel gemein mit ihrem ursprünglichen Aussehen: Face-Lif-



Kurs: Kettwig; diese Ruhr-Route ist die „Oberhausen“ schon zigtausendmal gefahren

ting als Tribut an modernen Komfort und veränderte Sicherheitsbestimmungen. Maximal 200 Passagiere darf der „Dampfer“ heute befördern. Für 150 Mitfahrer gibt es Sitzplätze: 48 sind überdacht, 66 befinden sich auf dem Oberdeck, 26 auf dem Achterdeck.

Die größeren Umbauten und Reparaturen werden natürlich in einer Werft vorgenommen. Für den jährlich fälligen TÜV geht es nach Duisburg. Bei den üblichen Kleinigkeiten wie zum Beispiel einem neuen Anstrich geht es huckepack über Land (mittels Transport auf dem Schienenweg) zum Mülheimer Hafensbahnhof. Dort wurde für solche Zwecke extra eine Halle errichtet.



Die „Oberhausen“ ist übrigens „rheinfähig“, das heißt: Sie darf auch auf dem großen Strom verkehren und wird damit nicht nur im reinen Linienverkehr zwischen Mülheim-Wasserbahnhof und Kettwig eingesetzt. Sie kommt also „auch mal raus aus dem Ruhrtal“, zum Beispiel, wenn in Duisburg der „Rhein in Flammen“ aufgeht oder eine Sonderfahrt nach Xanten und Zons ansteht.

Heinrich Stucht ist einer der Schiffsführer, die sommertags am Ruder dieses Ruhr-Potts stehen, streng nach Fahrplan ihre Route abfahren und an Haltepunkten wie „Dicken am Damm“ oder dem „Mintarder Wasserbahnhof“ Fahrgäste absetzen bzw. aufnehmen. Oder: Er schippert gen Duisburg und darüber hinaus, denn auch er hat das „Rheinpatent“ - wie die „Oberhausen“. Im Sommer ist Stucht wirklich „in seinem Element“, nämlich auf dem Fluss. Für ihn ist das die willkommene Abwechslung, denn außerhalb der Saison lenkt er einen Bus oder eine Straßenbahn der Betriebe der Stadt Mülheim (seit 2003: Mülheimer Verkehrsgesellschaft, MVG), quasi als „Kapitän der Stadtstraßen“. Wer bei der Weißen Ruhrflotte anheuert, muss eben beides können. Begleitet wird der jeweilige Käpt'n auf seinen Ruhr- und Rheintouren von einem Bootsmann (zuständig unter anderem fürs An-

Der Stolz der Mülheimer Verkehrsgesellschaft: die Weiße Flotte im Schleusenkanal

und Ablegen) und mindestens einer Servicekraft, die die Linien- und „Kreuzfahrer“ aus ganz Deutschland und aller Herren Länder mit Speisen und Getränken versorgt.

Zigtausend Flusskilometer und sicherlich ebenso viele Passagiere - genaue Angaben darüber gibt es nicht - hat die „Oberhausen“ in ihren 50 Jahren bewältigt. Eine wahrhaft treue Seele also - und kein „Seelenverkäufer“. In unserer Nachbarstadt denkt man derweil darüber nach, wie man das Jubiläum würdig begehen kann, zumal es den Auftakt der neuen „Weißen Flotte“ nach dem 2. Weltkrieg markiert. Die Oberhausener hätten da vielleicht einen Vorschlag zu machen: Auch wenn die Marina am Rhein-Herne-Kanal - übrigens künftig betrieben von einem Mülheimer - bis zur Saison 2004 noch nicht fertig sein sollte, könnte das Geburtstagskind namens „Oberhausen“ mindestens einmal in der Stadt längsseits gehen, nach der es 1954 benannt wurde, und sich hier richtig feiern lassen. Immerhin hat die Emscherstadt einen eigenen Schiffssteiger am Rhein-Herne-Kanal, den am Kaisergarten.

KUNST

Visuell in die Knie gezwungen

Videokünstler Bill Viola zeigte im Gasometer gigantische Projektionen

VON HELMUT KAWOHL

Mit der Multimedia-Installation „Five Angels for the Millennium“ des amerikanischen Videokünstlers Bill Viola präsentierte der Gasometer Oberhausen von Mai bis Oktober 2003 ein herausragendes Beispiel moderner Gegenwartskunst. Auf fünf überdimensionalen, jeweils 165 Quadratmeter großen Leinwänden - installiert in unterschiedlichen Höhen an den Innenwänden des ehemaligen Gasspeichers - waren die größten jemals gezeigten Projektionen dieser Videoarbeit von Bill Viola zu sehen. „Five Angels for the Millennium“ wurde im Rahmen der RuhrTriennale gezeigt - ein Fest der Künste unter der Leitung von Dr. Gerard Mortier, das die großen Denkmäler des Industriezeitalters im Ruhrgebiet erschließt und sie als unvergleichliche Kulturstandorte mitten in Europa etablieren will. Die Londoner Tate Modern Galerie, das New Yorker Whitney Museum und das Museum Centre Georges Pompidou in Paris haben das Werk von Bill Viola Anfang 2003 gemeinschaftlich gekauft - eine bisher einzigartige Aktion in der Kunstszene.

Mit insgesamt über 136.000 Besuchern war die Videokunst-Installation im Gasometer die erfolgreichste Veranstaltung der diesjährigen RuhrTriennale-Sai-



Bill Viola präsentierte im Gasometer seine Multimedia-Installation „Five Angels for the Millennium“

son. Zwei von vielen begeisterten Einträgen in den Gästebüchern: „Also wir fanden die Ausstellung toll. Man konnte sich in die Mitte legen und abschalten - fast wie eine Meditation. Die Bilder, die Geräusche, die Dunkelheit - einfach alles hat zusammen gepasst. Das ist eine tolle Idee, schade, dass sie uns nicht eingefallen ist. Wir sind sehr beeindruckt.“ (Kunst-Leistungskurs des Franziskus-Gymnasiums, Lingen) und „Aus Industrie wird Kunst und Unterhaltung. Hat uns super gefallen, ist einfach gut.“ (B+B aus Köln).

Mit der Videokunst-Installation von Bill Viola ist es dem Gasometer dieses Mal ganz besonders gelungen,



In einer Explosion aus Luftblasen und Licht durchbrechen menschliche Figuren die Oberfläche

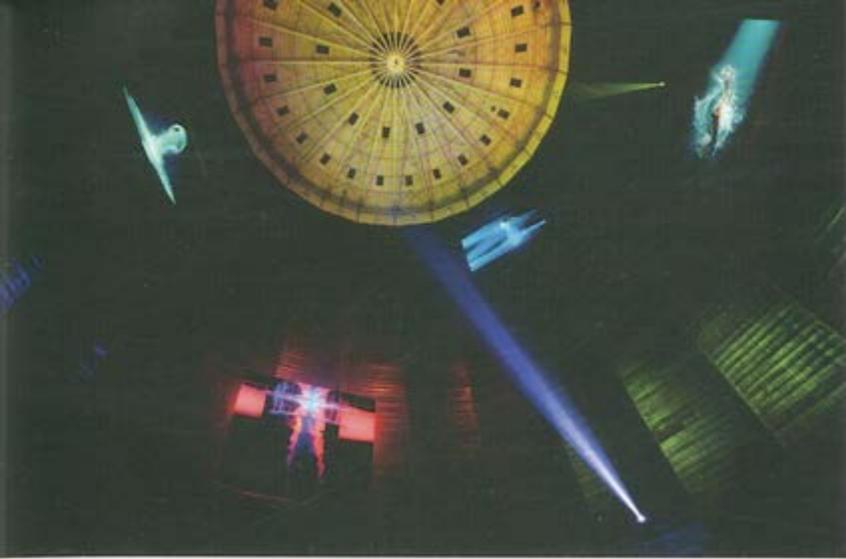
über die Grenzen des Ruhrgebietes hinaus für Aufmerksamkeit zu sorgen. Weit über ein Drittel aller Besucher kam aus dem gesamten Bundesgebiet und dem Ausland. Dies ist die höchste Quote, die jemals bei Ausstellungen verzeichnet wurde. Sehr zufrieden zeigte sich denn zum Ende auch Gasometer-Geschäftsführerin Jeanette Schmitz: „Mit Bill Viola konnten wir vor allem ein hochkarätiges, internationales Kunstpublikum zu unseren Besuchern zählen. Damit sind der Gasometer und Oberhausen auf dem besten Wege, auch in der internationalen Kunstszene als Ausstellungsort ein Begriff zu werden. Über 65 Prozent der Besucher sind zudem in erster Linie wegen der Ausstellung nach Oberhausen gekommen, unser Gasometer ist somit für die Region ein wichtiger Wirtschaftsfaktor.“ Insgesamt wurden 544 Führungen, davon 146 für Schulklassen sowie 39 fremdsprachige Führungen gebucht.

Bill Viola zählt weltweit zu den wichtigsten Künstlern unserer Zeit und beschäftigt sich in seinen Arbeiten stets mit den Grundfragen der menschlichen Existenz. Seit mehr als 30 Jahren arbeitet er bereits mit dem Medium Video und war bei zahlreichen technischen Neuerungen Vorreiter. Er hat in dieser Zeit seine eigene unverkennbare Formensprache entwickelt. Mit Hilfe neuester Videotechniken wie Zeitlu-

pen, Zeitraffer, Überblendungen oder extremen Mikro- und Makroaufnahmen gewährt Viola einen Blick aus noch nie gesehenen Perspektiven.

Das Wasser ist das zentrale Motiv des bereits 2001 entstandenen Werkes „Five Angels for the Millennium“, das Bill Viola im Gasometer unbedingt in dieser Größe zeigen wollte, da er von dem 110 Meter hohen Innenraum schon beim ersten Anblick überwältigt gewesen war. Es handele sich, so Viola, um einen sakralen Raum, erfüllt mit Spiritualität wie die großen Kirchen christlicher Religion. Die höchste der fünf Leinwände hing in 75 Metern Höhe, direkt gegenüber wurde einer der fünf Projektoren angebracht. Die Projektoren mit einer Lichtstärke von 18 000 Lumen wurden speziell für diese Installation ausgewählt, weil sie trotz der gewaltigen Bildgröße noch eine gestochen scharfe Projektion mit außergewöhnlicher Farbbrillanz erzeugen.

In Bill Violas Werk durchbrechen menschliche Figuren in einer Explosion aus Luftblasen und Licht die Oberfläche. Mal taucht die Figur - ein mit einem lockeren Hemd bekleideter Mann - ins Wasser ein, mal wird sie wie von unsichtbaren Kräften herausge-



Mit einer Lichtstärke von 18000 Lumen erzeugten die Projektoren trotz der gewaltigen Bildgröße gestochene scharfe Projektionen

Ereignis des Sprungs eines Menschen ins Wasser wird zu einer symbolisch-rituellen Handlung gedehnt und aufgeladen. Der Mensch selbst wird hier zum Symbol für die Koordinaten seiner Existenz.

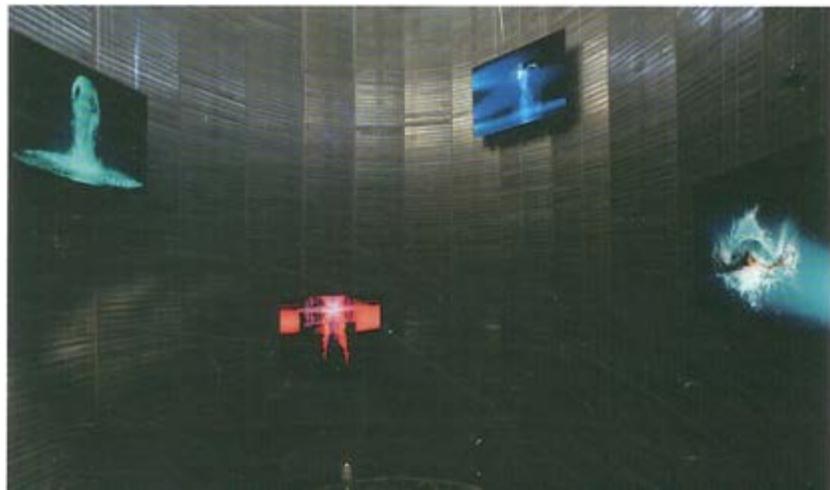
Die Presse war von Violas Inszenierung in Oberhausen begeistert. Die „Süddeutsche Zeitung“: „Die größte Viola-Arbeit im größten Gasometer der Welt, realisiert mit der neuesten Technik der Welt - wo bleibt da die De-

zogen, so dass die friedliche, wasserartige Landschaft zerstört wird. Kameras über und unter Wasser haben an einem Swimmingpool diese dynamische Bewegung sowie das Perlen von Millionen Luftblasen und Spritzen des Wassers aufgenommen. Die in sich abgeschlossenen und zwischen fünf und neun Minuten andauernden Videosequenzen mit eigenem Sound bzw. Akustik wurden in der Ausstellung simultan als Endlosschleife abgespielt und ununterbrochen wiederholt. Taucht die menschliche Figur schwerelos und reglos in die Tiefen einer mysteriösen Unterwasserwelt ein, entsteht eine leuchtende Leere unbekannter Dimensionen, in denen physikalische Gesetze aufgehoben scheinen und die Grenzen zwischen unbegrenztem Kosmos und begrenzt menschlichem Körper eins werden. Departing Angel (Engel des Abschieds und des Neubeginns), Birth Angel (Geburtsengel), Fire Angel (Feuerengel), Ascending Angel (Aufsteigender Engel) und Creation Angel (Engel der Schöpfung) heißen Violas „Five Angels for the Millennium“.

Typisch für Bill Violas Handschrift ist die auf eine einzige Szene reduzierte Bildsprache, die in unterschiedlicher Variation auf den fünf Leinwänden zu sehen ist. Stilmittel sind die extreme Verlangsamung in Super-Zeitlupe sowie Farbe und Rückwärtsprojektion. Das eigentlich nur wenige Sekunden dauernde

emut, möchte man als Bewohner des alten Europa fragen, um dann doch Stunden in der Oberhausener Riesendose bei der Betrachtung von Violas Engeln zu verweilen. Und das keineswegs nur der typischen Extremverlangsamung wegen, mit der Viola kurze Szenen in minutenlange Sequenzen zerdehnt.“ Der „Tagesspiegel“: „Es ist ein richtiges Millenniumsprojekt, ein Überbleibsel aus Zeiten, in denen anderenorts Riesenräder, schwankende Brücken und Millennium-Dome geplant wurden, die ihren Zweck, riesige Zuschauerzahlen anzuziehen, nie erreichten. Die Installation ‚Five Angels for the Millennium‘ des amerikanischen Videokünstlers Bill Viola, die die RuhrTriennale nun in den Gasometer im Ruhrgebiet geholt hat, ist in ähnlichem Sinne megaloman: Sie sprengt - in einem der größten und eindrucksvollsten Industriedenkmäler Deutschlands - technisch, inhaltlich und von ihrer schieren Größe her alles bislang Gesehene - und zwingt den Besucher visuell in die Knie.“

Die höchste der fünf jeweils 165 qm großen Leinwände hing in 75 Metern Höhe unter dem Gasometer-Dach



SPORT

Altes „Kleeblatt“ auf neuen Wegen

*Der SC Rot-Weiß Oberhausen
feiert 2004 seinen
100. Geburtstag*

VON GUSTAV WENTZ

Wer immer als Oberhausener durch Deutschland reist (manchmal kann er es auch im Ausland erfahren) und sich als solcher zu erkennen gibt, wird irgendwann mit der Frage konfrontiert: „Was ist eigentlich mit RWO?“. Ist der Gesprächspartner älteren Geburtsdatums, fallen gleich Namen wie Willy Jürissen, Werner Stahl, Kalli Feldkamp, Willa Demski, Lothar und Friedhelm Kobluhn, Franz Krauthausen, Peter Maaßen. Im „alten“ Fußball-Deutschland war der Verein eine feste Größe – zwar nie Deutscher Meister oder Pokalsieger, aber immer als Synonym für Fußball im Ruhrgebiet. Kraftvoll, schnörkellos, kompromisslos, hart – das waren die Eigenschaften, die ganze Generationen von RWO-Spielern verkörperten. Am 18. Dezember 2004 wird der SC Rot-Weiß Oberhausen, den frühere Generationen gern als **das** Oberhausener Aushängeschild und als **den** Oberhausener Botschafter bezeichneten, stolze 100 Jahre alt.

Man könnte es sich leicht machen und mal wieder in den Chroniken blättern. Die mittlerweile von Manuela Rettweiler und Peter Seiwert vorzüglich er- und aufgearbeitete frühe Geschichte des ältesten Fußballvereins der Stadt ist spannend genug dazu, und es gä-

*S.C. Rot-Weiß Oberhausen E.V.
Niederrheinmeister 1045-47*



*Die Ehrentafel wurde dem großartigen
Willy Jürissen gewidmet*

be gewiss zahlreiche Anekdoten um angemietete Weiden, ungehaltene Lehrer, restriktive preußische Obrigkeit, Animositäten zwischen kickenden Oberschülern und Nicht-Oberschülern. Es gäbe Geschichten von der Urzelle des Oberhausener Spielvereins und diversen Zusammenschlüssen bis hin zum SC Rot-Weiß, es gäbe auch die Geschichte um das Vereinswappen – das vierblättrige Kleeblatt (das eben nicht als Glückssymbol auf die Trikots rutschte, sondern weil ein Quartett eng zusammen haltender und zusammen wirkender junger Männer rund um den Gründungsvorsitzenden Edmund Hendus so genannt wurde: das „Kleeblatt“).

Nicht nur Ergebnisse

Die Geschichte der Rot-Weißen spiegelt sich ja nicht nur in Ergebnissen und Tabellen, Auf- und Ab-

stiegen, Siegen und Niederlagen, es ist auch die Geschichte von Liebe und Hass, Zuwendung und Abneigung, Tränen und Triumphen, Träumen und Trauer. Ein ganz normaler Fußballverein? Nein!

Natürlich ist RWO keine „Religion“, wie es ein viele Jahre lang im Schatten der Herz Jesu Kirche an der Stöckmannstraße prangendes Graffito glauben ma-



Die Mannschaft des Oberhausener Spielvereins im Jahr 1911/12

chen wollte. Aber jener anonyme Anhänger der Rot-Weißen, der den Spruch auf den Giebel der Kneipe „Von 8 bis 8“ gesprüht hatte, muss dies heißen Herzens getan haben. Was ist daraus geworden? Wo sind jene 30 000 geblieben, die noch in den 50er und 60er Jahren nicht regelmäßig, aber auch nicht so selten die Ränge gesäumt haben, die mit Karl Otto Marquardt unter Fouls gelitten, mit Horst Schlagowski über Kopfballtore gejubelt haben? Und wo jene, die im Frühsommer des Jahres 1969 mitten in der Woche den Aufstieg in die Bundesliga so exzessiv feierten, dass die Neue Ruhr Zeitung vom „Karneval im Juni“ schrieb?

Die rot-weiß gestrichenen Bürgersteige zeigen längst wieder das Alltagsgrau des Trottoirs. Die Laternen, die bei „Fritz am Altmarkt“ einst nach RWO-Spielen entzündet wurden („Rot“ für Sieg, „Grün“ für Niederlage, „Weiß“ für Unentschieden) leuchten



Torwart Willy Jürissen bei einer für ihn typischen Faustabwehr

längst nicht mehr. Nur hin und wieder flackert noch Interesse auf, wenn die Rot-Weißen mal eine kleine Serie hinlegen, wenn ihnen ein besonderer Sieg gelingt, wenn sie den Trainer wechseln oder sich im letzten Augenblick vor dem Abstieg aus der 2. Bundesliga retten. Die 2. Bundesliga immerhin zählt den Kleeblatt-Club wieder zu den etablierten Größen – selten herausragend, meist solide in der Leistung, aber seit einigen Jahren eben immer wieder dabei.



Den Rang in der Gunst abgelaufen

Andere Vereine haben dem SC Rot-Weiß den Rang in der Gunst abgelaufen. Zur Mitte der 70er Jahre waren es die Mönchengladbacher „Fohlen“, denen sich die Fußballfreunde vom Niederrhein – einem traditionellen Einzugsgebiet der „Kleeblätter“ – zuwandten. Später wuchsen wieder Traditionsvereine wie Borussia Dortmund und Schalke 04 zu alter Größe und Bedeutung, und selbst dem fernen FC Bayern München schenken Jungen ihre Gunst – Erfolg zieht an, verführt, schafft Freunde. Und wenn ein Fußballherz sich mal an eine Vereinsfarbe gehängt hat, wendet es sich nur schwerlich wieder jenem zu, der jahrelang im Schatten gestanden hat. Wer nicht auf der ganz großen Bühne steht, wer nicht in den Super-Arenen der Neuzeit spielt, der hat verspielt. Und der hat es unsagbar schwer, ein Comeback in der Gefühlswelt zu feiern.

Das sportliche Comeback nach den Jahren des Niedergangs zum Ende der 80er war schon ein unglaublicher Kraftakt, und noch schwerer fiel das Stemmen der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen. Dafür

So präsentierte sich die Mannschaft vor dem Aufstieg in die Bundesliga – ganz rechts Trainer Addi Preisler (†2003)

steht vor allem der Unternehmer Hermann Schulz, der sich in einer Zeit des sportlichen wie finanziellen Niedergangs zur Verfügung stellte und den Fall ins Nichts stoppte. Nun grübelt er – schon länger – an der Frage (und Aufgabe), wie die Zuschauerresonanz zu verstärken ist. Im Schnitt sind es nur gute 4000, die Heimspiele der „Kleeblätter“ im zwar renovierten, aber völlig außer Trend und Anspruch befindlichen Niederrheinstadion sehen wollen. Niemand könnte ihm ernsthaft verdenken, die „Brocken zu schmeißen“, aber dafür ist Schulz dann doch einer, der nicht nur Geld, sondern vor allem Gefühl investiert – und zunehmend Geduld zeigt.

In kleinen und kleinsten Schritten

In einer Unzahl kleiner Schritte und kleinster Fortschritte (Neubau der Geschäftsstelle in der Alt-Oberhausener City, Modernisierung der internen Organisation, Wiederaufbau der Jugend- und Amateurabtei-

lung, Beteiligung an Schulprojekten, Förderung der Zusammenarbeit mit Fanclubs) ist der Verein dabei, sich für sein Jubiläumsjahr zu positionieren. Andere Vereine haben sich zu solchen Anlässen andere Ziele gesetzt: Der MSV Duisburg will aufsteigen, der FC Schalke in der nächsten Saison vermutlich Deutscher Meister werden – um nur zwei zu nennen, die auch



So voll war es an einem Mittwochabend im Juni 1969: RWO spielte gegen Freiburg 0:0 und stieg auf

gerade und sehr bald auf eine hundertjährige Historie zurückblicken. RWO will einfach nur eine gute und solide Adresse sein. Das ist – gemessen an den Rahmenbedingungen in einer Stadt mit deutlich ermatender Wirtschaftskraft, mit den gewaltigen Problemen des Strukturwandels also – nicht eben wenig und darf nicht klein geredet werden. Aber nicht zu vergessen: Der Spielbetrieb muss das A und O bleiben.

Genau da haben die „Kleblätter“ vor der laufenden Saison für einen Coup gesorgt. Mit Jörn Andersen kam als Trainer ein Mann, den die Fußballexperten Deutschlands nur als Torschützenkönig der Bundes-

liga in den frühen 90er Jahren kannten – für Eintracht Frankfurt. Als Trainer war der gebürtige Norweger mit deutschem Pass, der sich in Oberhausen (Wohnort: Königshardt) mittlerweile pudelwohl fühlt, ein unbeschriebenes Blatt. Stationen in der Schweiz – vornehmlich im Nachwuchsbereich – gelten hierzulande nicht gerade als Nachweis besonderen Könnertums. Aber Andersen nahm und nimmt die Herausforderung an. Mit einem weitgehend namenlosen Kader – zusammengestellt mit Spielern aus Europa, Afrika und Südamerika – gelang schon die eine oder andere Verblüffung bei der Konkurrenz, die vor der Saison durchweg den Rot-Weißen den Abstieg prophezeit hatte. Und der Trainer setzt auf behutsame Weiterentwicklung seiner jungen Garde, die er da um sich versammelt hat. Er fordert offensiven Fußball, der den Spielern und Zuschauern Freude und Spaß machen soll. Dass das alles nicht von heute auf morgen geht, ist klar. Zumal der SC Rot-Weiß nicht der FC Chelsea ist und Hermann Schulz nicht Roman Abramowitsch heißt.

Kraftfutter für die Seele

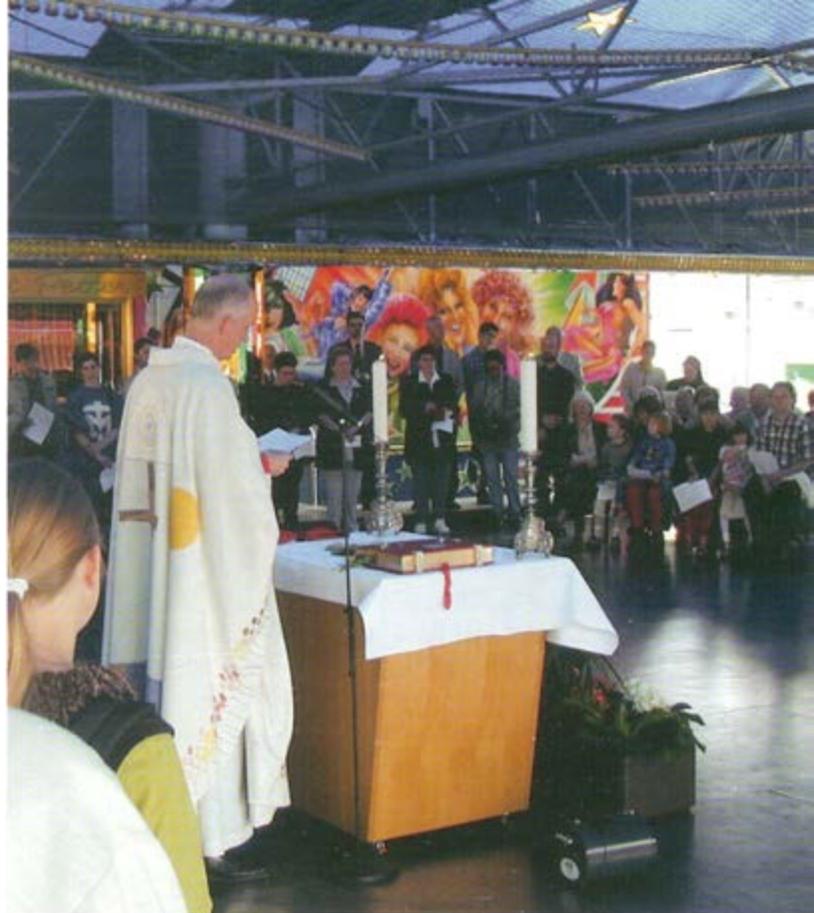
Zurück zu den Zahlen: Der Zuspruch bei Heimspielen ist – wie oben schon erwähnt – eher mager und weist dem Jubilar des Jahres 2004 in der Zuschauerstabelle regelmäßig einen „Abstiegsplatz“ zu. Auswärts aber ist ein besonderes Phänomen zu beobachten. Zu Spielen in der relativen Nachbarschaft wird die RWO-Mannschaft oft von beinahe nach Tausenden zählenden Fans begleitet, selbst im weit entfernten und schwer zu erreichenden Burghausen an der österreichischen Grenze oder in Aue im verwinkelten Erzgebirge entrollen Fans ihre Transparente, sorgen für Unterstützung. Eine neue Generation oder sagen wir besser: ein Teil einer neuen Generation zeigt wieder Herz und Gefühl für den Verein, signalisiert: Wir sind da, wir sind dabei. Das nährt die Hoffnung, das ist Kraftfutter für die Seele all jener, die irgendwie doch an RWO „glauben“. Damit sie schon bald auf Oberhausen angesprochen werden in Zusammenhang mit Oliver Adler, Jörn Andersen, Anthony Tie'ku, Sasa Radulovic oder Leandro Simioni. Wie sich einst die Gymnasiasten und die Nicht-Oberschüler gemeinsam zum Kicken fanden, tun es heute Spieler vieler Sprachen und Nationen. Und zusammen ist das Rot-Weiß Oberhausen.

KIRCHE

Loopings zwischen Himmel und Erde

*Wenn Propst Michael Ludwig
neben der Achterbahn predigt*

VON JASMIN FISCHER



Gott erleuchte die Augen eures Herzens, damit ihr versteht, zu welcher Hoffnung ihr durch Christus berufen seid.

(Weihe spruch von Michael Ludwig; Paulus, aus dem Epheserbrief, Kapitel 1, Vers 18)

Ein Donnerstagabend im Juni, kurz vor der Fronleichnamkirmes: Die Hitze hat die Straßen in Sterkrade leergefegt, die aufgebaute Achterbahn steht noch menschenleer. Vereinzelt irrlichtern Autos durch die Umleitung - wer die Clemenskirche sucht, den schicken die Baustellenschilder ins Nichts. Auch die Gedanken kurven etwas ratlos herum: Ein Portrait über den Sterkrader Propst Michael Ludwig soll heute Abend entstehen. Journalist trifft auf Priester. Oh Gott: Ob das gutgeht?

Der Reporter glaubt an Fakten, der Priester an Führung; der Erste vertraut auf Live-Nachrichten, der Zweite auf das älteste Buch der Welt. Die Journalisten sagen: Glaube nichts, aber halte alles für möglich. Priester hingegen sind verdammt gutgläubig. Was weiß man sonst über den Propst? Michael Ludwig soll Multifunktionär sein. Das reicht noch lange nicht für

*Gottes Botschaft auf dem Autoscooter:
die Fronleichnamkirmes gilt als eröffnet,
wenn der Pfarrer gepredigt hat*

ein gutes Portrait. Es gibt Gerüchte: Er soll nur Propst geworden sein, weil er die Kirmes so sehr liebt. Klingt höchst interessant, stimmt aber vermutlich nicht. Und sonst, was gibt es noch zu fragen? Vielleicht das: Wie stehen Sie zum Zölibat? Ja, das ist gut. Das gibt bestimmt ein knackiges, druckreifes Zitat von fünf Zeilen - oder der Priester schmeißt den Journalisten nach dieser indiskreten Frage gleich vor die Kirchentür. Ah, da ist ja endlich die Klosterstraße. Wir sind am Ziel.

Der Propst wartet schon, klumpert mit den Schlüsseln. „Sie wollen die Kirche sehen, ok“, Michael Ludwig nickt und schreitet zügig voran. Groß ist er, hager, immer in Bewegung. Ein Mann, dessen Tag mit der Frühmesse beginnt und mit Email-Korrespondenz nach Mitternacht aufhört. „Jaja, ich neige manchmal zum Workaholic“, murmelt er einmal in einem Nebensatz. Die Kirche hingegen ist für ihn Arbeitsplatz und Refugium zugleich.

Jetzt, am Abend, ist das menschenleere Gotteshaus das Wohnzimmer vom Propst. Ein paar Schritte

über den Kirchhof und schon steht er zufrieden, entspannt neben dem Sterkrader Gnadenbild in der Kirche. Die flackernden Kerzen machen ihn so glücklich: „Drei- bis vierhundert Lichter zünden die Leute jede Woche vor diesem Bild an.“ Das Gemälde ist ein Hoffnungssymbol für die Gläubigen in Sterkrade und macht die Kirche vom Propst zu einem Wallfahrtsort. „Man sagt, dass das 280 Jahre alte Bild ein Mal geschwebt ist und ein anderes Mal einen Kranken geheilt haben soll“, erklärt er, und das klingt recht nüchtern.

Es gibt andere Dinge in der Kirche, bei denen der Propst mehr ins Schwärmen gerät. Die Ruhrgebietsarchitektur zum Beispiel. „Eigentlich ist diese Kirche eine Turbinenhalle“, sagt Ludwig. Das Portal ähnelt einem Fabrik-Rolltor, die Fenster sind schnörkellose Oberlichter. „Wen wundert's“, erklärt er, „immerhin war es ja die Gutehoffnungshütte, die die Clemenskirche wieder aufgebaut hat.“ Dann ist da das Taufbecken, das vor einigen Jahren ein buntes Glasrondell bekommen hat. „Von außen sehen die Leute nur buntes, leuchtendes Glas - nicht das Kircheninnere“, sagt Ludwig verschmitzt. „Das Innere der Kirche bleibt so ein Mysterium, es macht die Leute neugierig. Wenn sie wissen wollen, was hier am Kircheneingang so funkelt, dann müssen sie schon hereinkommen.“ - Eine Antwort darauf, wie man Kirche wieder begehrllich macht, wie man ihr lästiges Negativimage, Kirchensteuer, Papst et cetera, aufpoliert. Da fällt dem katholischen Priester prompt Verona Feldbusch ein. Nichts für ungut, aber der pralle Busen der jungen Frau, nur knapp bedeckt und ewig lockend ohne sein nacktes Geheimnis preiszugeben, davon kann Kirche etwas lernen. Die gleiche Strategie könne auch Gotteshäuser attraktiver machen, sinniert der Propst, natürlich nur im übertragenen Sinne.

Seit neun Jahren arbeitet Propst Ludwig in dem ehemaligen Zisterzienserkloster. Der 46-Jährige



Als Notfallseelsorger betreut Propst Ludwig Angehörige und Betroffene bei den schlimmsten Katastrophen in Oberhausen

hat zwei Arbeitszimmer, 8 500 Schäfchen, und im Jahr rund 100 Beerdigungen, 60 Taufen und zehn Hochzeiten. „Mein Job ist in erster Linie Pfarrer“, sagt er. Ein Understatement, denn als Vorsitzender des Kirchenvorstandes ist er gleichzeitig Chef von tausend Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Die Gemeinde hat Sondervermögen: Die St. Clemens Hospitale gehören dazu, das Altenzentrum, das Kolpinghaus, der Friedhof, das Reha-Zentrum, die Sozialstation und - seit kurzer Zeit - das Zentrum für Diagnostik, Therapie und Training (ZDTT). Der Job hat den Theologen zum Manager mit Terminkalender, Zeitdruck

und Computertechnik gemacht. „Wollen Sie mich jetzt sofort sehen, morgen oder nächste Woche“, so klopft er oft Anfragen mit dem Etikett „Dringend“ ab. Bei allen Aufgaben gibt es allerdings eine klare Priorität: „Menschen gehen vor, Akten kann ich auch nachts lesen.“

Die Gottesdienstzeiten, und deshalb sieht Ludwig sich auch primär als Pfarrer, die sind ihm heilig. Eine Messe gibt es in der Früh und jeden Tag um 18 Uhr eine Abendmesse - Ritual und Liturgie helfen nicht nur denen, die in der Predigt beim Propst Zuversicht und Kraft suchen; sie helfen auch dem Propst selber. „Hier finde ich die Verbindung zu Gott, und in manchem Gebet kann ich ihm einen Teil der Last auf meinen Schultern abgeben“, sagt Ludwig. Das sind Gebete an jenen Tagen, an denen er zu schweren Unfällen gerufen wird, tragische Nachrichten überbringen muss oder einem vertrauten Schäfchen die Krankensalbung schenkt. Da sieht er manchmal so mitgenommen in der Abendmesse aus, dass alte Damen ihm liebevoll auf die Schulter tätscheln und ein Vaterunser für ihn mitbeten.

Als Notfallseelsorger hat er schon Angehörige und Betroffene bei den schlimmsten Katastrophen betreut, die Oberhausen heimgesucht haben. Da war ein Brand in Osterfeld, der eine ganze Familie ausgelöscht hat, oder die Silvesternacht 1999/2000, in der vier Jugendliche in Lirich in einen Linienbus gerast sind. Keiner der Teens hat den Unfall überlebt. Für Zeugen und Einsatzkräfte beginnt das Drama erst nach dem Drama; wenn sie die Leichen bergen müssen, den Eltern die Nachricht überbringen. Die emotionale Seite nimmt der Propst der Polizei, der Feuerwehr, den Rettungsteams ab: Michael Ludwig erledigt das menschliche Krisenmanagement an Unglücksorten. Und er sorgt dafür, dass es mehr von seiner Sorte gibt: Im Jahr 2000 hat er eine Ausbildung für Notfallseelsorger in der Stadt etabliert. Mitterweile gibt es zehn solcher helfenden Engel.

Wenn Michael Ludwig aus seinem Alltag erzählt, dann spürt man, wie nah Glück und Tragik zusammenliegen; wenn der Job der Mensch mit seiner Seele ist, dann ist jede Schilderung ein Wechselbad aus Mitgefühl, Anteilnahme - und Schmunzeln. Ludwig sieht das Komische in den Dingen und macht mit liebenswürdig-leisem Spott auch nicht vor sich selber halt.

Da ist zum Beispiel die Episode von ihm, wie er zum ersten Mal die Feuerwehrstation als Notfallseelsorger betritt. „Ein Pfarrer, iiehh“, macht Ludwig die Reaktion der Feuerwehrleute nach und schlägt die Hände in gespielter Verzweiflung über dem Kopf zusammen. Harte Kerle, die keine Probleme kennen,



Die Hilfstransporte mit vielen Ehrenamtlichen nach Rumänien liegen Propst Michael Ludwig (2. v. r.) ganz besonders am Herzen

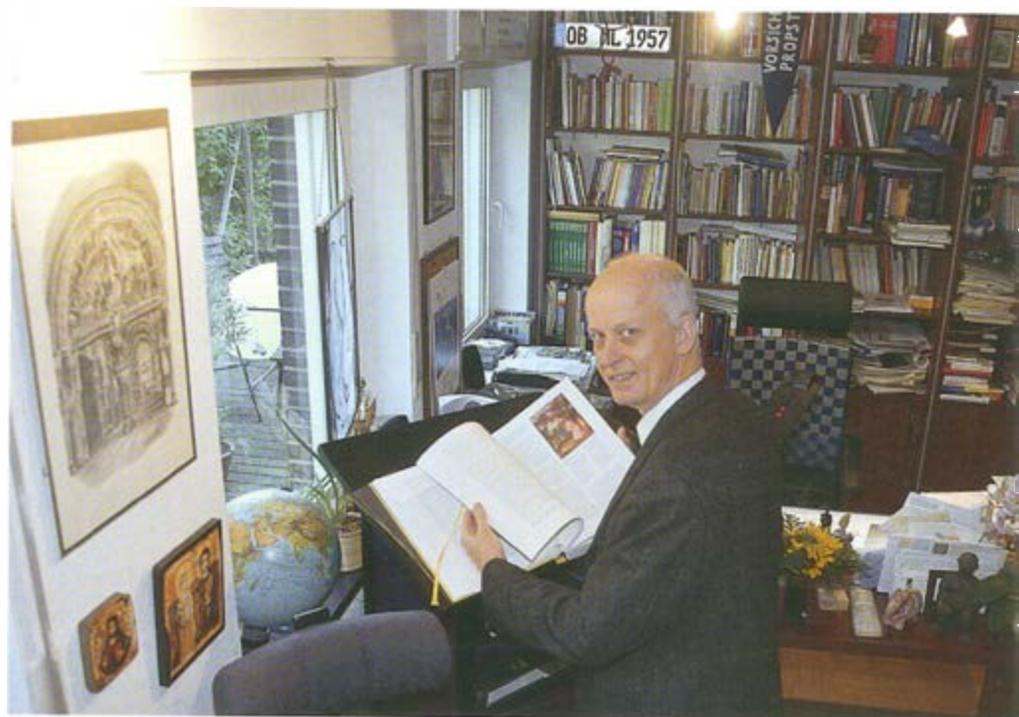
aber dem Pfaffen mal die Stadt zeigen wollen, am besten bei Vollmond, am besten zum Monatsende, wenn's Geld gegeben hat, am besten noch an der Turbinenhalle. Aber der Propst ist zart besaitet genug, um zu sehen, welchen psychischen Ballast die vermeintlich coolen Typen mit sich rumschleppen, und gleichzeitig robust genug, um die „Stadtrundfahrt“ mit ihnen zu meistern. „Ich fahre den Wagen dann zurück in die Garage“, soll Ludwig nach der ersten

Fahrt auf einem Oberhausener Feuerwehrgewagen gesagt haben. „Wie denn, mit der Hilfe des Heiligen Geistes“, haben die Männer gespottet. „Nein, mit dem Rückwärtsgang“, hat der Propst da gesagt. Er war selber freiwilliger Feuerwehrmann gewesen, sechs Jahre vor seinem Theologiestudium in Bochum. Der Pfarrer steht eben mit beiden Beinen im Diesseits. Mittlerweile ist er voll akzeptiertes Mitglied der Rettungskette, was sich auch in dem Abzeichen auf seiner Feuerwehrjacke ausdrückt. „Goldene Pommes“ nennt der Propst den aufgenähten Rang am Ärmel - und da blitzt wieder sein Talent durch, sich selber nicht allzu wichtig und Unterschätzung durch andere sportlich zu nehmen.

Arroganz und Überheblichkeit mag Propst Michael Ludwig gar nicht. Er ist Pfarrer ohne moralischen Zeigefinger. „Jeder hat seine Talente bekommen“, sagt er schlichtweg. „Ich erfülle meine mit Leidenschaft.“ Und darin, findet er, unterscheidet er sich gar nicht von anderen. Noch am Telefon hat er gezweifelt: „Ein Portrait über mich?“ Und: „Müssten Sie nicht eher jemand anderen nehmen, jemand besonderen?“ Da sind ihm gleich einige Namen eingefallen.

Doch wer ist schon Pfarrer in zwei Gemeinden, gleichzeitig Grundschullehrer für Religion, Aufsichtsratsvorsitzender und Seelsorger in einem, wer fährt Hilfstransporte nach Rumänien, organisiert eine Gourmetmeile wie Sterkrade à la Carte, betreut Pfadfinder im Sommerlager und pilgert zu Fuß in zehn Etappen mit seinen Schäfchen nach Rom? Und hopp-la, diese Aufzählung ist nicht einmal vollständig. Welcher katholische Priester hat etwa den Mumm, auf

der größten Straßenkirmes in NRW zu predigen? Kein anderer als der Propst aus Sterkrade. „Kennen Sie die St. Clemens Kirche“, hat ihn der Bischof damals gefragt. „Ich kenne nur die Kirmes“, hat Ludwig als ehemaliges Bottroper Kind da geantwortet. Die Kirmes kannte er länger als die Kirche, aber einige Sitten, die musste er doch noch erlernen, nachdem der Bischof ihn in just diese Kirche verpflanzt hatte. Da standen eines Morgens Schausteller vor der Kirchentür und wollten vom Propst wissen, wo sie bittschön seinen Altar aufbauen sollten. Huch, bitte was? Gottes Botschaft neben einem Autoscooter? Ludwig hat jedoch nicht lange gezögert bei dem alten Brauch - die Fron-



Ein Multifunktionär, dessen Familie seine Gemeinde ist: Propst Michael Ludwig

leichnamkirmes gilt erst als eröffnet, wenn der Pfarrer gepredigt hat. Halt, nein, die Glocken müssen auch noch geläutet werden.

„Eine andere Sitte ist, dass ich meinen älteren Messdienern nach der Kirmespredigt ein Bier ausgeben“, erzählt Michael Ludwig. „Ich bin der Propst und

möchte Bier für meine Männer“, hat er letztens auf der Kirmes geordert. „Da kann ja jeder kommen“, entgegnete die Kellnerin patzig. „Ich schwör's“, soll Ludwig versichert haben. „Das glaub' ich erst, wenn Sie die Glocken geläutet haben.“ Und der Propst ließ die Glocken läuten und die Gläser füllten sich. „Das ist Sterkrade“, sagt Ludwig, und es klingt wie immer ein bisschen stolz und ein bisschen amüsiert.

Und auch das ist Sterkrade: Wenn das fahrende Kirmesvolk nicht Fernsehen gucken kann, weil sie keinen Antennenempfang haben, dann stellt ihnen der Pfarrer eine Parabolschüssel in seinen geliebten Garten. Er schätzt kleine Gesten. „Natürlich könnte ich dem Obdachlosen vor der Kirchentür den Weg zur nächsten Suppenküche weisen“, sagt Ludwig. „Aber ich kann ihm auch genauso gut schnell ein Butterbrot schmieren. Deshalb bin ich ja Pfarrer geworden.“ Und diese Haltung, die müssen auch Ärzte in dem kirchlichen Krankenhaus beherzigen: „Ich will keinen Chefarzt einstellen, der auf Schwestern herabsieht oder sich zu fein für bestimmte Handgriffe ist.“ Er sagt, er bekomme die kleinen Gesten zurück, wie letztens, als ihm ein Kind einen Topf Milchreis über den Zaun reichte - weil es die Leib- und Magenspeise von Ludwig ist.

Wie tickt der Propst? „Ziemlich straight“, sagt er über sich. Eine große Leidenschaft, viele Ziele und die notwendigen Konsequenzen: Lange Arbeitstage, und - nun wird es langsam mal Zeit, die Eingangsfrage zu stellen - ein lebenslanges Zölibat. Der Propst ist wahrlich kein Mann, den diese Frage aus der Fassung bringen könnte. Und sollten Sie jemals auf die Idee kommen, ihn danach zu fragen, dann bereiten Sie sich auf Gegenfragen vor, die Ihnen rote Ohren machen werden. „Zölibat“, wiederholt Ludwig schließlich mit einer Mischung aus Belustigung und Angriffslust. „Wie man seine Hormone in den Griff kriegt, meinen Sie?“ Natürlich war auch der Propst mal verliebt, und die eigene Prüfung auf die Ehelosigkeit, die fiel in sein Studium Ende der 70er, als die Mädchen ziemlich kurze Röcke trugen. „Und darauf soll ich verzichten“, erinnert sich Michael Ludwig an seine Studiengedanken - und da schlägt er wieder gespielt verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen. Nach sieben Jahren Selbstprüfung hat er doch die verpflichtende Weihe abgelegt, die Hälfte seines Jahrgangs ist früher ab-

gesprungen. „Die Frau im Bett, die Bibel auf dem Nachttisch, die kannst du auch später lesen“, zitiert Ludwig einen ehemaligen Mitstudenten.

Doch der Propst ist schwer in Gott verliebt und dabei monogam. „Ich habe das Gefühl, Gott hat mich gerufen“, sagt er. Es gibt Textstellen in der Bibel, da hatte Ludwig das Gefühl, Gott spricht zu ihm, ein brennendes Gefühl, seine Berufung. Der Rest ist Fügung, die einzelnen Stationen seines Lebens, die in ihrer Gesamtsumme den Sterkrader Propst auf die Rollen vorbereitet hat, die er jetzt ausfüllt. „Das Schwierigste am Zölibat ist der Verzicht auf Familie“, sagt Ludwig. Das Wunder, wie ein neues Geschöpf entsteht, nicht selber erleben zu dürfen - ein hoher Preis für die gebotene Enthaltsamkeit.

„Doch durch meine Entscheidung habe ich viele neue Dinge erlebt und wieder geschenkt bekommen - ich lerne alle Lebensbereiche von Geburt bis Tod kennen“, sagt Ludwig. Das sei so überwältigend, dass man den eigenen Wunsch zurückstellen könnte. Seine Familie ist seine Gemeinde, und der Priester, der so gern Vater wär, der kann natürlich auch Babies wickeln. Und nach besonders belastenden Einsätzen als Seelsorger schaut er am liebsten in dem quirligen Kindergarten nebenan vorbei. Glauben macht kopflastig - und manchmal, sagt der Propst, muss man den lieben Gott auch einfach mal einen guten Mann sein lassen, selber auf die Schaukel hüpfen oder einen guten Rotwein aufmachen.

Mittlerweile ist es fast halb elf abends, der Propst hat viel und schnell geredet, wie es seine Art ist, aber er ist immer noch lebhaft, hellwach. Wie immer wird er jetzt zu Abend essen, einen Espresso mit Grappa trinken, und sich wieder an den Schreibtisch setzen. Auf Gottes Bodenpersonal in Sterkrade warten heute noch Emails, Bücher, Akten und einige Sorgen seiner Schäfchen. Der Propst gibt dem Journalisten noch ein kurzes Weggeleit, durch die Umleitung an der Kirche zurück auf gerade Strecke. Dann verabschiedet er sich, steht eine Sekunde unter der aufgebauten Achterbahn, winkt im Dunkeln, und geht zügigen Schrittes zurück zur Clemenskirche. Um 1.30 Uhr knipst Michael Ludwig das Licht aus - und träumt von göttlichen Loopings auf der Kirmes-Achterbahn, Zuckerröhre, seinen selbst verfassten Kochbüchern und der letzten Pilgerfußstrecke von Siena nach Rom.

KULTUR

Als das Lied eine Brücke wurde

Chorgemeinschaft Alstaden feierte ihren 150. „Geburtstag“

VON HAJO BERNIS

Älter ist nur die Holtener Amicitia: Als im Februar 1853 der „Urverein“ der heutigen Chorgemeinschaft Alstaden gegründet wurde, gabs noch keinen Ossian, von Rheingold oder Sängerbund GHH war noch nicht die Rede, und selbst die im selben Jahr 1853 konstituierte Sterkrader Cäcilia ist einige Monate jünger. Was heute unter Chorgemeinschaft Alstaden firmiert, begann als Lätitia, dem lateinischen Ausdruck für Freude, hier die Freude am gemeinsamen Singen. Die wird heute zwar nicht mehr ausdrücklich im Schilde geführt, gleichwohl stärkt sie trotz des inzwischen etwas sterilen Ensemblesnamens noch immer das Zusammengehörigkeitsgefühl.

Die Lätitia bestand immerhin fast hundert Jahre. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg kam es zu nennenswerten Änderungen: Auf der einen Seite taten sich 1947 die Lätitia und der Männergesangverein Alstaden von 1896 zum Männerchor von 1853 zusammen, andererseits fusionierten im Jahre 1963 der MGV Quartettverein Heideblümchen Styrum-Alstaden und der Quartettverein 1950. Aus den beiden verbliebenen Chören bildete sich erst 1973 die Chorgemeinschaft Alstaden in der heutigen Form.



Seit 2002 führt Rolf Zeimet den Vorsitz bei den Alstadener Sängern

2003 wurde natürlich der 150. „Geburtstag“ groß gefeiert. Mit allem was dazu gehört, versteht sich, vom Festkonzert über den Ball mit Sängerfrauen und befreundetem Gastchor aus Barig-Selbenhausen bis zum Festakt, bei dem Alt-Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond die Chorgeschiede Revue passieren ließ - und in Verbindung mit der Geschichte Alstadens brachte. Dass er dabei auch Dönekes zum Besten gab wie das vom schwarz geschlachteten Gemeinschaftsschwein einiger Sänger, das damals wegen anschließender „Meinungsvielfalt“ den Chorfrieden bedrohte, sei nur am Rande erwähnt. Bürgermeister Klaus Wehling, wie er selbst sagte, „sehr versiert“ in Sachen 100-jährige Jubiläen, musste eingestehen, dass 150 Jahre auch für ihn „etwas ganz Besonderes“ darstellen. Ein so alter Chor ist ja in der Tat in einer Zeit völlig anderer Gewichtung entstanden.

Etwa ab 1845 war eine verstärkte Polemik gegen die bis dahin üblichen Geschlossenen Gesellschaften der Männerchöre spürbar: In ihnen werde die Kluft



Beim Festkonzert anlässlich des 150-jährigen Bestehens in der Luise-Albertz-Halle

zwischen „vornehm“ und „gering“ untermauert. Bereits zehn Jahre später ist in Zeitungen von einem veränderten Bild zu lesen. Die Chöre öffneten sich mehr und mehr der Allgemeinheit.

In Alstaden verwirklichte sich das fast selbstverständlich. Die Entwicklung vom Dorf zum Ortsteil einer Industriestadt mit zahllosen Zuwanderern prägte auch die Vereinsstruktur. Wie es so schön in den historischen Dokumenten heißt, wurde das Lied „Brücke zwischen den Einheimischen in ihrem Groll auf die Fremden und den Zugewanderten in ihrem Gefühl der Verlorenheit in einem unbekanntem Lande“.

Die Chronik weist den ersten Dirigenten als Lehrer v. d. Heidt aus (Vornamen gibts in Vereinsakten eher nicht, man ist schon froh über jede Abkürzung). In der alten evangelischen, der Braumannschen Schule hielt er die ersten Proben ab. Ab 1860 saßen die Alstadener in der Schrör'schen Wirtschaft, dem späteren Lokal der ebenfalls abgekürzten Witwe W. Wolters, ums Klavier. Dort fand auch bereits 1860 das er-

ste Stiftungsfest statt. 1919 siedelte der Verein zum Hopermannschen Lokal über, 1920, nachdem jene Chorgemeinschaft, die sich in Kriegszeiten aus den daheim gebliebenen Sängern gebildet hatte, zur Lätitia gestoßen war (die zunächst beteiligt war, seit 1918 aber wieder allein probte), zum Lokal „Zur Sängerhalle“ an der Kaiserstraße. Heute treffen sich die Sänger - und das seit Jahrzehnten - in der Gaststätte „Zur Flotte“.

Stand in den ersten Jahren der Lätitia, wie vielfach üblich, neben der Übung im Gesang das Bestreben im Vordergrund, „durch Veranstalten von Familienfesten etc. sich veredelnd und gemütlich zu unterhalten“ (nachzulesen in den Gründungsstatuten), so gewann bald der Leistungsgedanke die Oberhand. Das war spätestens zwischen den Weltkriegen spürbar, etwa

1927, als die Lätitia beim legendären „Sängerkrieg im Union-Saalbau“ (so titelte die Ruhrwacht damals) einen Pokal erstritt. Erst recht gabs eine Blütezeit nach 1945, als namhafte Chorleiter wie Willy Sendt, Helmut Gottschalk oder Wilhelm Gerhard Schmitz für die rechte Einstellung der Sänger sorgten.

Dabei verstand es namentlich der Hamborner Willy Sendt, die Begeisterung der Sänger für neues Chorrepertoire bis hin zu Hugo Distler oder Paul Hindemith zu wecken. Beim 13. Deutschen Bundessängerfest in Mainz machte der Chor 1951 mit solchem Repertoire mächtig Eindruck, ebenso im Herbst desselben Jahres im Rahmen der Internationalen Musikmesse Düsseldorf. Damals hatte der Chor übrigens ein Problem, das heute alle Männerchöre liebend gern hätten: Der starke Zulauf junger Sänger erforderte, wie der Chronist berichtet, eine intensive Schulung. Schon warteten neue Aufgaben: Bei den Darmstädter Musiktagen sollte der Chor 1952 moderne A-cappella-Sätze singen, was leider nicht zustande kam, da Sendt am 22. April 1952 nach kurzer Krankheit verstarb.

Aber auch schon früher suchte man die Herausforderung. So fand 1883 zum 30-jährigen Bestehen der erste Gesangswettstreit statt - mit elf Vereinen.

Über den Ausgang verraten die Aufzeichnungen nichts. Dafür ist überliefert, dass der Verein 1905 bei einem Gesangswettbewerb des MGV Einigkeit Dümpten mitmischte und gegen starke Konkurrenz in der 1. Klasse den 1. Klassen-, 1. Ehren- und 1. Hauptehrenpreis abräumte. Vorsitzender war damals bereits E. Weltmann, der in seiner Amtszeit von 1899 bis 1910 viel für den Chor getan hat, wofür er 1923 zum Ehrenvorsitzenden ernannt wurde. Auch die Feierlichkeiten zum 50-Jährigen lagen 1903 in seiner Verantwortung. Er verstarb 1952, ein Jahr bevor der Chor das Jahrhundert voll machte. Ähnliche Verdienste erwarb



Die Chorgemeinschaft Alstaden mit ihrem Dirigenten Gotthart Mohrmann (ganz rechts) vor dem Schloss Oberhausen



Der MGV Lätitia im Jahre 1928

sich von 1920 bis 1933 B. Derks, der 1952 nach Weltmanns Tod zum Ehrenvorsitzenden ernannt wurde.

In jüngerer Zeit ist allen voran Günter Warbruck zu nennen, der 1984 nach über zwanzig Jahren sein Amt niederlegte. Später sprang er für begrenzte Zeit noch mal ein – das war dann immerhin von 1992 bis 1994. Im Dezember 1998 wurde er Ehrenvorsitzender. Der

aktuelle Vorsitzende Rolf Zeimet löste 2002 Friedhelm Cicholas ab, der sechseinhalb Jahre im Amt war.

Bei den Dirigenten gab es wechselvolle Zeiten. Nach der großen Trias Willy Sendt, Helmut Gottschalk und Wilhelm Gerhard Schmitz wechselten die Namen seit Ende der 70er Jahre des Öfteren. Peter Pflüger (1979), Hans Börgartz (1979-82), Jochen Garbosnik (1982-86), Volker Buchloh (1986-89), Peter Zimmerbraun (1989-91). Als Letzterer nach Berlin zog, überbrückte Vize-Chorleiter Hans Meister die Zeit bis 1995. Damals wurde er Ehrenchorleiter, mit Dorothea Schlebusch stand erstmals eine Frau den Sängern vor.

Jetzt leitet ein Dirigent die Proben im Traditionsvereinslokal „Zur Flotte“, der die Alstadener immerhin schon seit 1996 betreut: Gotthart Mohrmann. Rückkehr zur Kontinuität? Man wird sehen. Die Voraussetzungen jedenfalls sind gut. „Unter seinem Dirigat“, schreibt der Chronist, „setzt der Chor seinen Weg fort, sich der Öffentlichkeit zu präsentieren und mit gut vorgetragenen Liedern sein Publikum zu begeistern.“

WIRTSCHAFT

Vom Wohnzimmer auf die Dächer der Welt

b+w garantiert die kommunikative Freiheit

VON DANIEL ZAPARANIUK

Wer heute wie selbstverständlich zum Handy greift, macht sich wohl kaum Gedanken darüber, welcher Technikaufwand betrieben werden muss, um diese kommunikative Freiheit zu ermöglichen. Heinrich Walterfang jedoch weiß es ganz genau, muss es sogar wissen, denn schließlich lenkt er mit b+w Electronic Systems einen der größten Handwerksbetriebe Oberhausens - und dort spielt die Technik rund um das mobile Telefonieren nun einmal eine wichtige Rolle.

Denn auch wenn das Handy zumeist ohne direkte Stromzufuhr aus der Steckdose auskommt, braucht es jedoch kontinuierlichen Netzempfang, den die vielen Sendeanlagen auf den Dächern der Stadt garantieren. Und die wiederum brauchen Strom, und zwar Gleichstrom. Um diesen sicherzustellen, benötigen die Hightech-Anlagen die unterbrechungsfreien Stromversorgungen in Outdoor- und Indoor-Gebäuden, die b+w in Oberhausen produziert. Der „Energy Cube“ von b+w übernimmt diesen Part und bildet mit den anderen Komponenten die komplette Basisstation. Über 100 sind es allein in unserer Stadt, die dafür sorgen, dass E-Plus- und O2-Kunden nicht ins



Auf dem Dach der Arena sorgen b+w-Komponenten für kommunikative Freiheit in der Neuen Mitte

Funkloch tappen. Einige davon sind auch vom Firmensitz in der Neuen Mitte, Zur Eisenhütte 11, gut zu sehen. b+w erwarb 1997 das für gute Industriearchitektur vom Kommunalverband Ruhr ausgezeichnete Gebäude, spiegelbildlich wurde auf dem erworbenen Areal mittlerweile ein zweites Gebäude errichtet, in dem unter anderem der Schulungsbereich untergebracht ist.

Vor 23 Jahren war das noch nicht vorauszusehen, auch „wenn ich wusste, dass ich nicht auf Dauer einen Hinterhofbetrieb haben wollte“, erinnert sich der gebürtige Oberhausener an die Anfangszeit. Mit 1000 Mark Startkapital wurde das Unternehmen am 1. Oktober 1980 gegründet - als Firmensitz fungierte das heimische Wohnzimmer und die Arbeitsteilung war damals schon so wie heute: Heinrich Walterfang war für die Akquisition und Ausführung der Aufträge zuständig, Ehefrau Ursula Walterfang für Verwaltung und Buchhaltung. Ein erfolgreiches Konzept. Damals wurden noch Schaltschränke für Heizung, Lüftung

und Klima produziert, zunächst für Kunden aus Oberhausen, später kamen Schaltanlagen für die Industrie dazu und ab 1992 setzte die explosive Entwicklung im Bereich der Telekommunikation ein. „Wir haben die Chance genutzt und sind heute zu 70 Prozent in diesem Bereich tätig“, bemerkt der 55-jährige Inhaber.

Zurzeit beschäftigt der Betrieb über 220 Mitarbeiter, das Umsatzvolumen beträgt rund 75 Millionen Euro jährlich. Und dennoch ist der Name b+w den meisten Oberhausenern nicht gerade geläufig. Wenn andere Unternehmen die Medien informieren, weil die Geschäfte gut laufen oder Auszubildende eingestellt werden, wird hier ohne große Worte gehandelt. So



Seit 1997 residiert b+w in dem vom Kommunalverband Ruhrgebiet ausgezeichneten Gebäude an der Straße „Zur Eisenhütte“

wurden in den letzten Jahren zum Beispiel Auszubildende übernommen, deren ursprüngliche Ausbildungsbetriebe in die Insolvenz gehen mussten. „Hier wurde unsere Hilfe gerne von den zuständigen Stellen wie Arbeitsamt und Kreishandwerkerschaft in Anspruch genommen.“ Unterstützung erfahren auch verschiedene karitative Einrichtungen sowie Förder-



Im modernen Produktionsbereich fertigen die Fachkräfte Systeme für vielfältige Einsätze

und Sportvereine. „Aber wir brauchen keine Aufmerksamkeit, wir handeln unbürokratisch und dafür bedarf es keiner besonderen Zeitungsartikel, die das hervorheben.“

Zu diesem Verhalten passt auch der Führungsstil bei b+w: Von wenigen Ausnahmen abgesehen dominiert hier die Teamarbeit. Und so stehen die Türen sowohl bei Heinrich als auch bei Ursula Walterfang immer für die Mitarbeiter offen, der Chef ist spätestens dann gefragt, wenn es um strategische Entscheidungen oder wichtige Termine im In- und Ausland geht. Denn die geschäftlichen Aktivitäten beschränken sich nicht nur auf den ursprünglichen Standort Oberhausen oder die Bundesrepublik. Längst agiert b+w weltweit und mit der Lieferung und Installation von mehr als 35000 Stromversorgungssystemen haben die Oberhausener Telekommunikationsexperten großen Anteil an der Entstehung des internationalen Mobilfunks.

Um global besser aufgestellt zu sein wurde 1994 ein Werk in England gegründet, diesem folgte im letzten Jahr eine weitere Betriebsstätte in Ungarn. Zusätzlich profitiert b+w von der Zusammenarbeit mit Partnerunternehmen in den USA und in Asien. Trotz dieser beiden Auslands-Dependancen schlägt bei Heinrich (in Oberhausen geboren) und Ursula Walter-

fang (gebürtig in Sterkrade, darauf wird übrigens großer Wert gelegt) das unternehmerische Herz in unserer Stadt: Produktion und Verwaltung sind in dem offen und kommunikativ gestalteten Gebäude in der Neuen Mitte Oberhausen untergebracht. Angeschlossen sind zwei nach modernsten Gesichtspunkten konzipierte Fertigungs- und Lagerhallen sowie ein mit innovativer Technik ausgerüstetes Schulungs- und Trainingszentrum. Dort geben hochqualifizierte Mitarbeiter Grund- und weiterführende Kurse in den Bereichen Installation und Inbetriebnahme von Basisstationen und Richtfunksystemen.

Auch wenn der Umsatz angesichts der konjunkturellen Flaute in diesem Jahr etwas geringer ausfallen wird, sieht Heinrich Walterfang die Wachstumsgrenzen des Mobilfunks noch lange nicht erreicht. Dafür steht unter anderem UMTS: „Schon seit Mitte 2002 werden für diese Technik Anlagen gebaut“, erklärt der Unternehmer. So wichtig und zukunftssträchtig die Telekommunikation für b+w auch ist, über 30 Prozent des Umsatzes entfallen auf die anderen Geschäftsbereiche. Seit seiner Gründung hat sich das Unternehmen einen hervorragenden Namen im Bereich der industriellen Automatisierung, der Kabel- und der Gebäudeleittechnik erarbeitet. Das Team in Oberhausen plant, produziert und installiert Niederspannungs- und Steuerungsschaltanlagen und nimmt diese vor Ort in Betrieb, selbst in den entlegensten Teilen Chinas; ein Markt, der seit einigen Jahren immer stärker beliefert wird. Auf modernsten CAD/CAE-Anlagen entwerfen hochspezialisierte Mitarbeiter kundenspezifische Lösungen für Industrie und Umwelttechnik. Zukunftsweisende digitale Gebäudeleittechnik gehört ebenso zum Spektrum wie die Entwicklung von Steuerungen für Klimaanlage und elektrische Systeme, jeweils angepasst an die entsprechenden Anforderungen der Kunden. Nicht unerwähnt bleiben darf der Bereich Kabeltechnik und -garnituren. Dank jahrzehntelanger Erfahrung und mit Hilfe modernster Technologien sowie fachkundiger Techniker realisiert b+w sowohl konventionelle Lösungen als auch solche mit Lichtwellenleitertechnik für die Telekommunikations- und Datentechnik.

So ist es auch kein Wunder, dass sich die Liste jener Unternehmen, die sich bisher die Dienste der Oberhausener Experten gesichert haben, liest wie das

„Who is Who“ der internationalen Wirtschaft. Dazu gehört beispielsweise Hitachi Europe, für die Transformatorsteuerungen und Schaltanlagen entwickelt und hergestellt wurden. Für die Samson AG montierten die b+w-Experten Heizungs-, Lüftungs- und Klimatisierungsanlagen, die unter anderem im Tropenhaus der Universität Bochum zum Einsatz kamen und für die englische Wilson Air Pneumatics wurden Steuerungen für Teigknetmaschinen in 400 Supermärkten geliefert. Zum Kundenkreis gehören zudem renommierte nationale Kunden wie Siemens oder Opel, aber auch viele Verbände und zahlreiche Stadtwerke.

Und wie sind die Zukunftsperspektiven? Positiv: „Wir wollen uns globaler positionieren“, erklärt Hein-



Ursula und Heinrich Walterfang lenken die Geschicke des Unternehmens, Sohn Hendrik soll b+w einmal übernehmen

rich Walterfang, der „Energy Cube“ soll in Lizenz auch in Amerika und Asien gefertigt werden und in den Bereichen Installation und Wartung will sich das Unternehmen ebenfalls verstärkt engagieren.

Einen Teil der Motivation ziehen die Geschäftsführer auch aus dem Wunsch, ihrem Sohn Hendrik einmal die Firmengeschicke eines gut aufgestellten Unternehmens zu überlassen. „Solange“, da sind sich die Eheleute Walterfang einig, „wird auch kein vorgezogener Ruhestand in Erwägung gezogen.“

TOURISMUS

„Komma en bissken bei mich bei“

*Als jüngste Herbergsmütter
Deutschlands leiten Christina
Antwerpen (25) und Verena
Breuckmann (24) das „In
hostel veritas“*

VON MARTINA NATTERMANN

Scheußlich ist es im Kohlenpott: Die Wäsche wird niemals ganz weiß, alles ist etwas schmutzelig, es gibt kaum Grün und die Menschen sind - na ja, ein bisschen „Asi“ eben. „Wir konnten den Mist einfach nicht mehr hören.“ Deshalb war für Christina Antwerpen und Verena Breuckmann eines schon seit ihrem Kennenlernen in der elften Klasse klar: Wenn sie sich mal selbstständig machen würden, dann müsste es „Irgendwas pro Ruhrgebiet“ sein: „Wir haben damals immer schon so rumgesponnen“, erzählt Verena. Aber spinnert wirken sie so gar nicht, die zwei, die ihren Traum inzwischen realisiert haben, eher tatkräftig und unerschütterlich optimistisch: Als jüngste Herbergsmütter Deutschlands leiten Christina Antwerpen (25) und Verena Breuckmann (24) seit gut einem Jahr das „In hostel veritas“, und setzen damit ein Beherbergungskonzept um, mit dem die beiden zupackenden jungen Frauen in Oberhausen in eine echte Marktlücke gestoßen sind.

Die zündende Idee für den Traum von der Selbstständigkeit kam irgendwann wie angefliegen: „Wir waren auf einer Fete. Da hat jemand erzählt, dass er Besuch bekommt, den er auswärts unterbringen müsse.



*Willkommen im Hostel: Wer das Haus vor
wenigen Jahren kannte, erkennt es kaum
wieder*

Aber es gebe in Oberhausen einfach keine günstige Schlafmöglichkeit“, erinnert sich Verena. „Wir haben uns nur angeguckt und die Sache war klar.“ Gut - ein paar unbedeutende Kleinigkeiten gab's da schon noch zu regeln. Etwa: Wo finden wir geeignete Räumlichkeiten? Oder: Wer gibt zwei Anfang 20-jährigen Frauen, die quasi nichts als eine gute Geschäftsidee haben, die nötigen Penunzen für ihr ehrgeiziges Unterfangen?

Zumindest die erste Frage war vergleichsweise schnell geklärt. Als die mittlerweile gelernte Restaurantfachfrau Verena und die BWL-Studentin Christina von dem fast 100 Jahre alten Backsteinbau hinter der

Schilda-Halle, dem ehemaligen Verwaltungssitz der Zeche Oberhausen, hörten, beschlossen sie, sich da mal umzusehen: „Als wir hinfuhren, dachte ich oh Gott, oh Gott: So weit draußen und da unten im Loch - das kann nichts sein“, lacht Verena. „Aber als der Vermieter die Tür aufgeschlossen hatte, wussten wir sofort: Das ist unser Laden!“, erzählt Christina. Schwer zu glauben für alle, die die Örtlichkeit zu dieser Zeit kannten: Nachdem dort jahrelang ein Asylbewerberheim untergebracht war, sah es nicht gerade einladend aus. Dreckig war's und heruntergekom-



*Die Details machen's:
Fahrradreifen als Spiegelrahmen zieren
den Waschraum*

men. Aber die Frauen sahen das Potential dahinter: „Der Bau an sich, die Zimmeraufteilung. Die Duschen und alles - das war ja schon da. Perfekt“, schwärmt Christina noch heute. „Und da es ja irgendwie schon ein Beherbergungsbetrieb war, brauchten wir nicht einmal eine Nutzungsänderung. Nur für die Gastronomie.“

Das zweite Problem - die Finanzierung - sollte sich als deutlich schwieriger entpuppen: „Wir sind erst mal zu einem Unternehmensberater gegangen und haben den vier Stunden zugelabert“, erzählt Christina. Danach haben sie das Konzept schriftlich niedergelegt. Und dann - ging die Arbeit erst mal richtig los: „Die ganzen Zahlen zusammentragen - das war



*Jedes Zimmer mit eigener Note:
Hier fühlen sich nicht nur Keith-Haring-
Fans wohl*

richtig hart. Und dann die tausend Kostenvorschläge einholen“, erzählt Christina - und man meint, ihren Kopf noch jetzt qualmen zu sehen. „Jedes Messer, jede Tasse, jedes Bettlaken musste schließlich kalkuliert werden.“

An 15 Banken haben sie ihr Konzept samt Kalkulation geschickt. Die Resonanz war nicht eben ermutigend. Manche haben alles kommentarlos zurückgeschickt, andere überhaupt nicht reagiert. „Nur zwei

haben wirklich geantwortet“, erinnert sich Christina. Die eine hat sich zwar auch nicht an die Finanzierung herangewagt, die zukünftigen Jungunternehmerinnen aber immerhin zu einem Beratungsgespräch eingeladen. Die andere schließlich hat eine mündliche Zusage erteilt - und sie nach vier Tagen wieder zurückgezogen. Da war aber bereits der Mietvertrag unterschrieben.... „Ich



bin richtig tief gefallen“, sagt Verena zurückblickend: „Aber Christina hat gesagt: Jetzt erst recht!“ Mit der Sparkasse fanden die zwei dann doch noch einen Partner. Die Kreditzusage kam Mitte Juli, für 20. August lagen schon Buchungen vor. Und es hat alles noch geklappt: „Die Renovierung hat so eine ruhrpotttypische Eigendynamik entwickelt: Da kamen viel mehr zum Helfen als wir gedacht haben. Viele haben noch Freunde mitgebracht“, freut sich Verena noch im Nachhinein.

Was sie aus den Räumen gemacht haben, lohnt einen zweiten, dritten und vierten Blick: Jedes der neun Zwei- bis Achtbett-Zimmer entwickelt seinen ganz eigenen Charme. Ein Fußballzimmer ist dabei, eines, in dem Dennis Hopper-Bilder die Wände zieren, ein anderes ist über und über mit Engelchen gespickt. Daneben gibt's ein Fernsehzimmer mit Tischkicker und Spielkiste und einen Waschraum, in dem Fahrradreifen die Spiegelrahmen bilden: „Wir sind inzwischen wahre Ikea-Experten“, lacht Christina. Aber neben dem Händchen für die richtigen Accessoires haben sie auch einen Blick für die Schönheit des alten Gemäuers: „Wir haben versucht, so viel wie möglich zu erhalten.“ Die alten Bodenfliesen im Eingangsbereich zeugen ebenso davon wie das „Hundertwasser-

An der Bar gibt's vorerst nur Erfrischungen, bald soll's auch was zu heißen geben

Badezimmer“. Da nämlich hatten diverse Schäden durch herausgerissene Armaturen und abmontierte Spiegel hässliche Löcher in den Wandfliesen hinterlassen. Da die Kacheln aber bleiben sollten, half nur eines - die Not zur Tugend und die Nasszelle zum „Hundertwasser-Kunstwerk“ zu machen. Die herausgebrochenen Fliesenstücke wurden kurzerhand kontrastfarbig ergänzt, der Duschbereich im Stil des Künstlers bemalt.

Wer quartiert sich hier ein und lässt sich nicht davon schrecken, dass die Dusche „übern Flur“ ist? Männer- oder Frauengruppen, die Junggesellenabschied feiern, Schauspieler, die noch nach einer neuen Bleibe suchen, Sportteams wie die Herren-Volleyballnationalmannschaft des deutschen Gehörlosenverbandes, Wohnungssuchende, Rockkonzert-Besucher („Konzerte in der Arena machen uns die Bude voll“), Kurzfilmtagefans („Da hätten wir locker 100 Betten mehr vermieten können“) und last but not least: „Ruhrgebiets-Touris“(ten). Und vor allem bei denen kommt die Pro-Ruhrgebiets-Mission der Jungunternehmerinnen ins Spiel: „Jeder, der hier schellt,

muss damit rechnen, geduzt zu werden“, lacht Christina. Denn das gehört mit zur Philosophie. Die beiden wollen das Kumpelgefühl, das „charmant asi-tum“, wie sie es formulieren, rüberbringen: „Komma en bissken bei mich bei – das hat doch was Nettes, was Charmantes.“ Hat es. Deshalb heißt die Hausordnung, die Rot auf Gelb an der Flurwand prangt, hier auch nicht einfach Hausordnung, sondern „Watte zu beachten hass!“ Für Nicht-Pöttler wird vorsichtshal-

die vielen Empfehlungen von Gast zu Gast. Die muss es geben, denn: „Groß Werbung haben wir nie gemacht“, berichten beide. „Trotzdem schwimmen wir auf einer Erfolgswelle – von Anfang an.“

Gut, die Welle hat sich aufbauen müssen: Angefangen haben die „Herbergsmütter“ mit einer Zimmer-Auslastung von 4,14 Prozent (in Worten: vierkomma-eins-vier), doch schon im Januar 2003 waren es 20 Prozent. Die 50-er-Marke haben sie im Mai geknackt. Und wie hatte noch gleich der Unternehmensberater errechnet? Bei 40 Prozent Auslastung trägt sich die Herberge, in die die beiden gut 200.000 Euro investiert haben. Die Gastronomieeinnahmen sorgen für zusätzliches Geld in der Kasse.

Und daran, dass die zukünftig noch mehr abwirft, wird schon kräftig gearbeitet. In diesem Sommer erst provisorisch eröffnet, weil es mit der Kühlung noch haperte, soll im nächsten Jahr der Biergarten richtig anlaufen. Dann wird's dort auch kohlenpott-Typisches zu beißen geben – wie „Zipo-Schranke“ (Zigeunerschnitzel mit Pommes Rot-Weiß).

Bis dahin spielt sich das Leben an der Essener Straße 259 noch weitgehend drinnen ab – mittlerweile mit vielen Wochenendveranstaltungen

wie Polterabenden, Hochzeiten oder Betriebsfeiern. „Die reißen raus, was schon mal an Übernachtungen fehlt“, bilanziert Verena.

Und wenn einer nach einem (be)rauschenden Fest dann so gar nicht mehr fest auf den Beinen steht: Ein Zimmer ist vielleicht noch frei. Die Hausordnung sollte er aber noch lesen können, vor allem Punkt acht: „Wennze kotzen muss, geh nach `en Driethüssken, sons` musse die Atta-Fee blechen.“ Charmant-asi-oder?



Christina Antwerpen und Verena Breuckmann (v. l.) sind Deutschlands jüngste Herbergsmütter

ber die amtsdeutsche Übersetzung mitgeliefert. Aber: „Mampfen, nen Piefken pöffen oda nen Pilsken schnasseln is inne Kabäuken verboten“ kommt doch deutlich charmanter rüber als „Essen, Rauchen sowie der Verzehr von alkoholischen Getränken ist auf den Zimmern strengstens untersagt. Dass das so ist, bestätigen die vielen netten Einträge ins Gästebuch. Und

KULTUR

Ist das noch Kunst?

Seit 50 Jahren leistet der Kunstverein Oberhausen Hilfestellung bei der Auseinandersetzung mit Kunst

VON MONIKA IDEMS

Zu wenig Geld ist ein gängiges Problem. Dass Menschen den Kopf schütteln, eine andere Auffassung davon haben, was bildende Kunst ist und wie sie aussehen sollte – das kennen die Mitglieder des Kunstvereins auch. Dass es aber vor Beginn einer Ausstellung massive Probleme mit Umweltschützern gab, das ist in den vergangenen 50 Jahren wohl nur einmal vorgekommen. 1999 nämlich, als eine Schau nicht nur die Oberhausener, sondern auch die Fledermäuse im Kaisergarten erreichen sollte. 100 Quader, jeder 1,50 Meter hoch, wollte die belgische Künstlerin Charlotte Marchal in die Landschaft stellen. Doch die Naturschützer befürchteten, die tierischen Bewohner des Kaisergartens könnten gestört werden. Dieses Problem hat der Kunstverein überwunden. Und es war bestimmt nicht das einzige, seit er am 23. Oktober 1953 ganz offiziell ins Vereinsregister des Amtsgerichts eingetragen wurde.

Hunderte Künstler, tausende präsentierte Werke, zehntausende Besucher in den Ausstellungen: Es ist eine stattliche Bilanz, die der Kunstverein nach einem halben Jahrhundert vorzuweisen hat. So lange hat die Gruppe von kunstinteressierten Oberhausenern daran gearbeitet, auch andere für Gemälde, Grafiken



Ansicht der Installation „Closet“ von Kenny Scharf aus der Ausstellung „Made in USA“ in der Ludwig Galerie Schloss Oberhausen

und Skulpturen zu begeistern. Und war tatsächlich nicht nur bei Menschen erfolgreich: „Kaum war das Kunstwerk aufgebaut, hat’s die Natur völlig akzeptiert“, erinnert sich Ortwin Goertz, Vorsitzender des Kunstvereins, an Marchals Skulptur „Scansion“, „die Vögel haben ihre Nester drauf gebaut und die Fische sich drunter versteckt.“ Denn die Stelen tauchten im Kaisergarten auf, führten durch den gesamten Park, selbst über den Weiher, tauchten wieder ab – um an der polnischen Grenze langsam wieder aus der Erde zu ragen.

Dass die Arbeit des Kunstvereins einmal so weit reichen sollte, hat sich in den 50-ern wahrscheinlich niemand träumen lassen. Zwar wurde die Gruppe erst 1953 offiziell anerkannt, gegründet worden war sie allerdings schon drei Jahre zuvor. Die Idee scheint auf den damaligen Oberstadtdirektor Georg Kaessler zurückzugehen, der wohl auch den städtischen Haushalt hatte schonen wollen: Eigentlich sollte die Städtische Galerie, 1947 als erstes Museum in der Region nach dem Zweiten Weltkrieg gegründet, eine eigene Sammlung aufbauen. Doch es fehlte das Geld - da sollte ein Kunstverein helfen. Im März 1950 berichtete die „Ruhrwacht“ über den bevorstehenden Zusammenschluss Oberhausener Kunstinteressierter: „Ein solcher Verein würde, wie das auch in den Nachbarstädten der Fall ist, die künstlerisch tätigen und interessierten Kräfte sammeln und der Pflege der bildenden Kunst mächtigen Auftrieb geben.“

„Die Initiatoren des Vereins verfolgten das Ziel, die Kunstfreunde Oberhausens zu einigen und für die



Landschaftsskulptur „Scansion“ der belgischen Künstlerin Charlotte Marchal im Kaisergarten

Veranstaltungen der Städtischen Galerie Schloss Oberhausen zu interessieren“, zitiert Ortwin Goertz aus der ersten Satzung. Außerdem sollten die Bürgerinnen und Bürger der Stadt mit Kunstfahrten, Vorträgen und ähnlichen Veranstaltungen fürs Thema begeistert werden. Das funktionierte allerdings nur zeitweise, dann begann das Interesse zu schwinden. Warum? „Ich weiß es nicht“, sagt Goertz ratlos. Der Einsatz habe sich jedenfalls nicht gelohnt: „Heute beschränken wir uns mehr auf die Präsentation von Kunst.“

Und das mit ausgefallenen Ideen und Erfolg. Die erste eigene Ausstellung mit dem Titel „Graphik des 20. Jahrhunderts aus Oberhausener Privatbesitz“ zeigte der Kunstverein im Dezember 1972. Dem Aufruf waren viele Sammler gefolgt, mehr als 500 Blätter wurden eingereicht und schließlich 187 von 129 verschiedenen Künstlern ausgewählt. Mit der Zeit wurden die Titel der Schauen phantasievoller, hießen „Vom Chaos zur Stille“ oder „Malerei im Raum“, „Monumental/Minimal“ oder „Ein Leben mit Zeichen“, „Bildzeichen im Farbklang“ oder „Eat The Code Book“, „Zeitspuren“ und „Made in USA“: 147 Künstler hat der Kunstverein allein in den vergangenen 17 Jahren in Oberhausen gezeigt. Die größten Kreise hat wohl die Jahresausstellung 2002 gezogen: „Made in USA“ waren die Werke der Pop-Art, die der Kunstver-



Beim Kunstsommer in der „Garage“: Meisterschüler der Klasse von Professor Markus Luppertz



Werke der Meisterklasse von
Professor Christian Megert,
Kunstakademie Düsseldorf

ein in Zusammenarbeit mit der Düsseldorfer Galerie Mayer in die Ludwig Galerie geholt hatte und die fast 20 000 Kunstfreunde sehen wollten. Die Schau hat nicht nur in deren Erinnerung Spuren hinterlassen, sondern auch ganz konkret - in Form der tonnen-schweren monumentalen Plastik „Head through belly“ von Pop-Art-Ikone Keith Haring vor dem Schloss.

Die Plastik ist eine Leihgabe der Galerie Mayer. Aber die Gruppe hütet auch einen großen, eigenen Bilderschatz: In der Ludwig Galerie lagern mehr als 400 Werke. Von besonderer Bedeutung seien dabei die von den Gründern des Kunstvereins schon in den 50-er und 60-er Jahren erworbenen Graphikbestände der klassischen Moderne, besonders des deutschen Expressionismus und der „Ecole de Paris“, weiß Caro-



„Kanale“:
Kunstprojekt am Rhein-Herne-Kanal

line Schumacher, stellvertretende Direktorin der Ludwig Galerie, die für das 40-Jahre-Jubiläum 1993 die Historie der Gruppe recherchiert hat. Zum Besitz des Vereins gehören Arbeiten etwa von Picasso, Nolde, Chagall, Dalí und Degas, die auch mit Unterstützung von Oberhausener Unternehmen angeschafft werden konnten; neben vielen Privatleuten spendeten damals die Gutehoffnungshütte, die Babcock Werke, die Hüt-



tenwerke Oberhausen und die Ruhrchemie großzügig.

Heute arbeitet der Kunstverein mit Fördermitteln der Stadt – rund 2500 Euro im Jahr – und vor allem mit den guten Kontakten, die Goertz in den vergangenen 17 Jahren als Vorsitzender aufgebaut hat. Nur so kann der Verein die Ausstellungen stemmen, die er den Oberhausenern präsentiert – von der Jahresausstellung über den Kunstsommer, der seit 2000 regelmäßig in einer Garage in Dümpfen ausbricht, bis hin zur „Kunst im Krankenhaus“. Das Projekt hat-

Plastik „Head trough belly“ der Pop-Art-Ikone Keith Haring vor dem Schloss Oberhausen

te Goertz schon in seinem ersten Jahr als Vorsitzender initiiert, als eines der Konzepte, mit denen der Kunstverein neue Formen der Vermittlung erschließen wollte. Einmal stellte er schrill farbige Grafiken des Zero-Künstlers Rupprecht Geiger im St.-Elisabeth-Krankenhaus aus – und erschreckte damit die Chef-Anästhesistin:

„Was haben Sie denn da hingehängt?“, habe die gefragt, wie Goertz sich lächelnd erinnert, „das tut ja weh!“ „Es tut mir Leid, dass Sie Schmerzen haben“, habe er geantwortet - „aber genau das ist der Sinn der Sache.“

Einen etwas anderen Sinn hat der Kunstsommer, bei dem der Verein seit einigen Jahren ausgewählte Arbeiten von Meisterschülern der bedeutendsten deutschen Kunstakademien präsentiert. „Das Projekt soll Entwicklungsprozesse zeigen“, erklärt Goertz das Konzept, „wo geht die Kunst hin?“ Dabei gehe es nicht um große Namen, denn „die werden so Wesentliches nicht mehr verändern. Aber die neuen“, glaubt der 69-Jährige, „die werden möglicherweise etwas verändern.“ Vielleicht auch in Oberhausen: „Meine kühnste Hoffnung wäre, so ein kleines Mekka zu schaffen, eine Szene zu schaffen an so einem Ort, der auch ausstrahlt.“ Und da stört ihn auch kein bisschen, dass die Arbeiten der Meisterschüler von den Kunstakademien oft schwer zu verstehen sind; da versucht der Kunstverein dann, Experten einzuladen, die helfen, sich den Inhalt der Werke zu erarbeiten.

Der Kunstsommer weist in die Zukunft. Doch was hat der Kunstverein mit seinen Aktivitäten der Vergangenheit erreicht? „Man müsste es analysieren“, überlegt Goertz. Und sagt dann: „Er müsste erreicht haben, dass die Öffentlichkeit zeitgenössische Kunst mehr akzeptiert, als das früher der Fall war.“ Und selbst, wenn Menschen angesichts besonders schwieriger Arbeiten den Kopf schütteln, glaubt Goertz das Ziel erlangt: „Allein die Frage zu stellen, ‚ist das noch Kunst?‘ bedeutet eine intellektuelle Auseinandersetzung.“ Und er glaubt, dass auch das Garagen-Projekt das seinige dazu tut. Schließlich kämen von Jahr zu Jahr mehr Besucher, die verstehen wollen: „Dazu sind wir da“, sagt der Vereinsvorsitzende, „dass wir Hilfeleistung leisten.“

Dass bei diesem Anspruch klingende Namen nicht schaden, haben andere Highlights in der Vereinsarbeit bewiesen: Etwa die aufsehenerregende Ausstellung mit Arbeiten von Ernst Fuchs, dem phantasti-

schen Realisten der Wiener Schule, oder 1992 die Übernahme der Ausstellung „Franco Gentilini“, einem der bedeutendsten Vertreter der Römischen Malerschule. Die nächste große Schau ist für 2004 geplant, dann sollen Werke des Künstlers AR Penck präsentiert werden. Dass die Ausstellung nicht ins Jubiläumsjahr fällt, hat mit organisatorischen Gründen



Der Vorstand des Kunstvereins Oberhausen mit seinem Vorsitzenden Ortwin Goertz (l.)

zu tun - und mit finanziellen. Der Vorstand habe sich auf einen zweijährigen Rhythmus für die großen Ausstellungen geeinigt, erklärt Goertz: „Wenn wir Ausstellungen machen wollen in der Größenordnung von ‚Made in USA‘, dann können wir das nicht jedes Jahr leisten.“

JUGEND

Wenn Wichtel kleine Sheties bändigen . . .

*Jugendreitgemeinschaft
Königshardt mit neuem
Konzept fürs Reiten-Lernen*

VON ASTRID KNÜMANN

Idyllisch am äußersten Rande des Oberhausener Stadtgebietes gelegen, bietet der „Moorhof“ jungen Reiterinnen und Reitern eine Heimstatt. Umrahmt von großen Weiden ducken sich die Gebäude in den grünen Königshardter Norden. Beheimatet ist dort auch die Jugendreitgemeinschaft Königshardt (JRG), die sich ein ganz besonderes Konzept auf die Fahnen geschrieben hat.

Franziska zählt neun Lenze und ist wie viele Mädchen ihres Alters eine Pferdenärrin. Sie verschlingt Bücher über die edlen Vierbeiner und ist stolze Besitzerin einer richtigen Reitausrüstung. Ihre Begeisterung ist aber kaum zu bremsen, wenn sie sich auf den Rücken eines echten Pferdes schwingen kann. Sie sprudelt geradezu über, wenn sie von „Renaldo“, „Manitou“, „Balou“ und „Shadow“ spricht. Und das Besondere: Keines dieser Pferde überragt seine Reiterin um Längen.

Und damit sind wir bei der Besonderheit der Jugendreitgemeinschaft Königshardt: Die Pferde „wachsen“ mit ihren Reiterinnen und Reitern. Das erklärt auch, warum so viele Ponys die Weiden bevölkern. Das Herz der ganz jungen Reiter gehört natürlich den



*Geduldige Partner für die kleinen
Reiterinnen und Reiter: die zotteligen
Shetlandponys*

zotteligen Shetlandponys. Und die sind so klein wie ihre Reiter/innen, denn man kann schon mit vier Jahren anfangen - als „Wichtel“.

Brigitte Schneider erzählt, was es mit diesem Konzept auf sich hat: „Dahinter steckt der pädagogische Ansatz, den Kindern den Zugang nicht nur zum Pferd, sondern zur Natur im Allgemeinen zu ermöglichen. Insofern finden sich die Kinder nicht nur auf dem Pferderücken wieder. Basis des Lernens ist hier ein vierstündiges Nachmittagsprogramm mit verschiedenen Angeboten. Auf diese Weise soll die geistige, psychische und körperliche Entwicklung der Kinder gefördert werden.“

So erobern die Mädchen und Jungen bei Exkursionen auch die nähere Umgebung des „Moorhofes“, die noch einiges an Natur mit allem, was da krecht und fleucht, zu bieten hat. Und um die finanzielle Belastung der Eltern in Grenzen zu halten, zahlen diese zwei der angebotenen vier Wochenstunden. Den Rest sponsert das Gestüt „Moorhof“, erzählt Brigitte Schneider, Vorsitzende der Jugendreitgemeinschaft und zugleich Chefin des „Moorhofes“: „Immerhin

sind die Reitgemeinschaft und das Gestüt eine Symbiose. Sie ergänzen sich.“

Ganz leicht ist das Unterfangen nicht. Brigitte Schneider weiß, wo's am meisten hapert: „Es dauert oft lange, bis wir bei den Kindern und Jugendlichen wieder Kreativität wecken. Sie kommen zu uns und haben oft gar keine Fantasie mehr. Und obwohl sie sich für Natur interessieren, wissen sie damit meist nichts anzufangen.“ Ein Beispiel aus der Praxis: Die kleinen Reiter machten sich auf den Weg in einen nahe gelegenen Grüngürtel, um dort Elfenhäuser zu bauen. Die erste Reaktion der Kinder: „Es gibt gar keine Elfen!“ Nur allmählich ließen sie sich für den Plan erwärmen und es entwickelte sich eine Elfenstadt. Dazu bedurfte es vor allem am Anfang erheblicher Hilfestellungen der Betreuerinnen. Schneider: „Nachdem dann aber die erste Scheu überwunden war, entstanden tolle, sogar mehrstöckige Elfenhäuser in Bäumen und Sträuchern.“ Fantasie pur ist auch gefragt an den Indianer-Wochenenden, bei Ausflügen und Übernachtungen im Heu-Hotel. Viel lernen können die Kinder



Zum pädagogischen Konzept gehört auch ein wenig Theorie rund um die Natur



Gespanntes Warten auf den nächsten Ausritt

wenn sie ihr Können bei der großen Pferdemesse in Essen, der Equitana, unter Beweis stellen können - auf dem Rücken der Shetias.

Das Reitkonzept der JRG Königshardt ist auch geeignet für hyperaktive Kinder, die durch den Umgang mit dem Pferd neue Erfahrungen sammeln und dadurch ihr Selbstbewusstsein stärken können. „Das liegt vor allem daran, dass wir den Kindern hier ganz neue Erfahrungen vermitteln können - über ihren heute gewöhnlich eng begrenzten Lebensraum hinaus“, erläutert Brigitte Schneider. Um diesen Aspekt der Arbeit mit dem Pferd auszubauen, planen die Verantwortlichen die Einrichtung einer Therapiegruppe für Kinder aus der Frühförderung. Diese Gruppe soll dann im „Moorhof“ beheimatet sein.

Die Jugendreitgemeinschaft Königshardt ist ein relativ junger Verein. Er wurde im Jahre 1994 gegründet und basiert auf einer Elterninitiative für Kinder. Brigitte Schneider: „Als Verein hatten wir bessere Chancen an Lehrmaterial zu kommen und Förderungen zu erhalten als als Elterninitiative.“ Besonders stolz ist man bei der JRG auf eine große Voltigier-Abteilung, die schon aus zwei Gruppen besteht. Eine dritte ist im Aufbau; sie soll dem Voltigier-Nachwuchs Platz bieten. Hinzu kommen einige Einzel-Voltigierer, die schon beachtliche Erfolge bei Turnieren

bei Exkursionen beispielsweise in den Meerfelder Bruch, wo sie die einzigen Wildpferde Deutschlands bestaunen können. Stolz sind die Nachwuchs-Reiter,



eingehemst haben. Auch in anderen Disziplinen sind die JRG-Reiter erfolgreich vertreten, denn auch als Jugendliche werden sie gefördert.

Heute hat die Reitgemeinschaft rund 460 Mitglieder, 60 von ihnen sind als erwachsene, aktive Reiter mit an Bord - teils als Freizeitreiter mit eigenem Pferd, teils auch als Turnierreiter. Die Jugendreitgemeinschaft funktioniert jedoch nicht ohne den an gleicher Stelle beheimateten „Moorhof“, ein Gestüt, auf dem schon etliche Fohlen das Licht der Welt erblickten. Mit einer neuen Kinderreit-Pension, die in den Sommerferien ihren Betrieb aufgenommen hat, bietet sich für die Pferdefreunde die Möglichkeit, ein paar Tage ihren vierbeinigen Lieblingen ganz nahe zu sein. Auch für Franziska begann hier die Liebe zu „Renaldo“, „Manitou“ und Co.

Weiterbildungen und gezielte Trainingseinheiten für erwachsene Reiter und Turnierreiter ergänzen das Angebot. Die Zukunft von Gestüt und Reitgemein-

Die Pflege der Pferde macht auf dem „Moorhof“ ebenso viel Spaß wie das Reiten

schaft scheint auch gesichert: Sohn Marius Schneider hat bereits mehrere Trainerlizenzen erworben. So ist er Amateurreitlehrer/ Trainer A, Übungsleiter „Sport in der Prävention“, er ist Pferdewirt Reiten und bereitet sich zurzeit auf seine Reitmeister-Prüfung vor. Außerdem ist er der einzige Trainer in Oberhausen für die „akademische Reitkunst“, ein Angebot an engagierte Freizeitreiter. Marius Schneider tritt also in die Fußstapfen seiner Eltern. Gemeinsam mit neun ausgebildeten Trainerinnen und Trainern - sie alle haben eine Zusatzausbildung als Erzieher oder Sozialpädagogen - sorgt die Familie Schneider für einen reibungslosen Ablauf des Betriebes.

Und Franziska? Sie hofft auf eine sportliche Zukunft auf einem Voltigier-Pferd. Erste Erfahrungen hat sie schon gesammelt - und ist Feuer und Flamme.

GESELLSCHAFT

Das Zeitungs-Bild

*Seit mehr als vier
Jahrzehnten belichtet der
Fotograf Richard Oertel den
Oberhausener Alltag*

VON MICHAEL SCHMITZ

„Sonne lacht, Blende acht!“ Generationen von Oberhausener Tageszeitungsredakteuren kennen diesen Spruch, der nur aus einem Mund kommen kann und auch nur aus einem Mund kommt. Denn kein anderer Fotograf als die Oberhausener Institution Richard Oertel darf sich erdreisten, die Kunst des Zeitungsbildes auf diese vier Worte zu vereinfachen. Seit mehr als vier Jahrzehnten belichtet diese „Institution“, und nichts weniger ist „Ritschie“, wie ihn seine Kolleginnen und Kollegen liebevoll nennen, Oberhausen aus seinem ureigenen Blickwinkel.

Dabei geht er vor allem für die Oberhausener NRZ-Lokalredaktion auf Entdeckungs- und Erkennungstour, immer wieder mal leiht er aber auch der WAZ oder anderen Zeitungen sein Bild. Unzählige Oberhausener Privat-Fotoalben sind ebenfalls bestückt mit den Bildern des inzwischen 76 (!)-Jährigen. Er selbst weiß nicht, wie viele Bilder er in seinem Leben schon gemacht hat. Als ihm das Rheinische Industriemuseum an der HansasträÙe vor knapp zwei Jahren zum 75. Geburtstag eine Ausstellung widmete, wusste Ritschie nicht einmal, wie viele Bilder aus seinem kaum vergleichbaren Archiv gehängt waren. Typisch für



dieses Oberhausener Urgestein, das, wie es lakonisch sagt, „sein Bild macht“, aber kein Aufhebens darum.

Damals im RIM wie auch jetzt in diesem Jahrbuch rankten und ranken sich einige seiner Fundstücke um einen Schnappschuss, wie er eben nur diesem Richard Oertel gelingen kann, weil er in Oberhausen einfach allgegenwärtig ist und Mann und Maus kennt. Am 11. Januar 2001 gerät bei Abrissarbeiten am Stahlwerk Ost der Kühlturm in Brand. Ritschie ist wegen einer Reportage über die Abrissarbeiten vor Ort, Kommissar Zufall und Ritschies unnachahmlicher Riecher, der ihn immer wieder mit seiner Kamera zur rechten Zeit an unvorhersehbare Ereignisse geführt hat, bescheren ihm die Gnade des ersten und daher auch einzigartigen Bildes vom lodernenden Industrieszenario, das ganz unfreiwillig für die vielen Facetten des Oberhausener Strukturwandels steht.

Gleichwohl sind es nicht die spektakulären Bilddokumente, die man aus Richard Oertels Schatzkammer zaubern kann. Wenn Ritschie dem Alltag begegnet, den Menschen im Alltag vor allem und den alltäglichen Menschen, dann entfaltet sich der zauberhafte Charme unserer Stadt. Was die Unverwechselbarkeit



*Demonstration nach Veröffentlichung
des Schließungsbeschlusses für das
Hochofenwerk II*

*Brand des Kühlturms an der
Osterfelder Straße, 2001*

seiner Arbeiten ausmacht ist die Standfestigkeit, mit der Richard Oertel der vielen Pressefotografen eigenen Versuchung widersteht, das Bild für die Tageszeitung künstlerisch zu überhöhen. Seine Bildsprache dagegen ist schlicht und einfach, schnörkellos erzählt sie uns feine und deftige, verträumte und lebendige Geschichten gleichermaßen. Ritschie verletzt sein Motiv nicht, er adelt das Unpräntiöse im Menschen. Er ist nicht der künstlerische Vater seines Bildes, sondern im allerbesten Sinne eines fanatischen



Ruhrgebietsmenschen, der in Essen geboren und dennoch Oberhausener mit Leib und Seele ist, dessen Kumpel. Die Herzenswärme, mit der er jedes Motiv veredelt, sie hat gewiss ihren Ursprung in seiner Frau Anita, die so auf mehr oder minder klammheimliche Art auch seine „Muse“ ist.

Sprengung eines Fördergerüsts der Zeche Osterfeld

Und die ihm wohl auch die Kraft gibt, mit dem Elan eines 40-ers noch heute täglich „sein Bild“ zu machen, sein Zeitungs-Bild.



SHOWBUSINESS

Auftritt der Altmeister in „Auberchoisin“

*Stones, McCartney, Gabriel -
Internationale Superstars
gaben sich die Garderoben-
türklinke in die Hand*

VON CARSTEN DILLY

Denkbar ist dies: Während Sie sich, liebe Leser, gerade mit dem Jahrbuch auf den Knien in die Sofaecke zurückziehen, sitzen zeitgleich Mick Jagger und Paul McCartney ebenso gemütlich beim Nachmittagstee zusammen und schwadronieren über ihre Tourneerlebnisse der letzten Monate. Wenn es so sein sollte, dann fällt irgendwann im Gespräch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit das Wort „Auberchoisin“. Vielleicht ruft gerade auch noch Peter Gabriel an und klinkt sich in die Gesprächsrunde ein. Sie wissen, wovon er gerade sprechen könnte? Natürlich, von seinem Auftritt in „Auberchoisin“.

Zugegeben, an mancher Stelle fehlt ein klitzekleines „vielleicht“. Zumal der eingefleischte Fan weiß, dass sich die Beatles-, Stones- und Genesis-Köpfe lieber gegenseitig in den Kaffee spucken würden als miteinander eine Tasse Earl Grey zu schlürfen. Dennoch: Dass der Städtenamen Oberhausen eine gute Chance hat, im Smalltalk internationaler Stars Erwähnung zu finden und garantiert weder auf Micks noch Pauls noch Peters Stirn ein fragendes Runzeln hinterlässt - das ist ganz sicher. Denn sie waren alle schon mal da. In der Stadt mit dem für fremde Zun-



*Der Inbegriff des weißen Soul:
Simply Red-Sänger Mick Hucknall*

gen nur schwer auszusprechenden Namen. In „Auberchoisin“.

Köln, München, Berlin, Hamburg, Frankfurt ... und unsere bescheidene Emschergemeinde. Längst hat die Stadt einen festen Platz im Tourneepan großer Musiker. Arena sei Dank. Nicht wenige kommen mit schöner Regelmäßigkeit immer wieder. Andere, wie die Teilnehmer unserer imaginärer Nachmittagsteerunde, besuchten 2003 zum ersten Mal die Stadt. Andere zum letzten Mal. Howard Carpendale hat in der Arena rührseligen Abschied von seinem Revierpublikum genommen. So wie sein Schmuseschlagler-Kollege Roger

Whittaker zwei Jahre zuvor. Der nette Onkel Roger ist trotzdem noch einmal in die Arena zurück gekommen. Und Howie? Wirklich kein „Hello Again“? Warten wir es ab.

Andere Top-Stars haben zum ersten Mal nach mehreren Jahrzehnten wieder einen Halt in Oberhausen eingelegt. Wie Udo Jürgens, der unumstrittene Grandseigneur des deutschsprachigen Chansons. Vor drei Dekaden gastierte der scheinbar altertlose Udo mit einer kleinen Besetzung in der vergleichsweise mickrigen Stadthalle. Zurück ins Jahr 2003: Mit großem Orchester bat der Charmeur in der



*Meister der ausufernden Gitarren-Soli:
Carlos Santana*

nahezu ausverkauften Arena wieder zur tonalen Tortenschlacht, verwöhnte seine generationsübergreifende Fangemeinde mit melancholischem Schmachtsong und reichlich Sahneschlagern. Zum Abschluss durfte das obligatorische Bademantel-Medley am gläsernen Flügel natürlich nicht fehlen. Von Müdigkeit keine Spur. Warum auch? Glaubt man einem Songtitel aus Jürgens eigener Feder, dann hat mit 69 Jahren das Leben ja gerade erst angefangen.

Ein paar Jährchen mehr auf dem Buckel hat Harry Belafonte, der König des Calypso. 76 Jahre alt ist er gerade geworden, als er im März das Oberhausener Publikum auf sein „Banana Boat“ einlädt. Mit vertraut rauchiger Stimme ruft er sein „Daaaaay-Oh“, eine ganze Halle ruft zurück und ist berauscht von diesem sympathischen und zudem überaus bescheidenen Altmeister. Vor den Deutschen verneige er sich - so sagt er in einer Zwischenmoderation - weil sie den Mut hatten, sich gegen die Kriegspolitik Amerikas zu stellen. Das geht runter wie Öl.

Und weil gut 9000 Zuschauer in der Arena keine Gelegenheit zum Mitklatschen und -singen ausgelassen



*Verwöhnte seine Fans mit melancholischem Schmachtsong und reichlich Sahneschlagern:
Udo Jürgens*



*König des Calypso:
Altmeister Harry Belafonte*

haben, verleiht der agile Belafonte der Stadt noch einen besonderen Titel: „Auberchoisin ist Banana Country!“ Danke, Harry. Das ehrt.

Einer der ganz Großen war gleich zweimal innerhalb weniger Monate Gast der Arena, einmal davon als Original: Peter Gabriel, nach zehnjähriger Abstinenz zurück auf deutschen Bühnen. Im April verblüffte der Grenzgänger zwischen Pop und Weltmusik mit einer schier überirdischen Show, mit beeindruckenden Bühneneffekten zwischen Copperfield und Cirque du Soleil. So ein Spektakel hatte die Stadt noch nicht gesehen. Ein Maßstab für folgende Multimedia-Konzert-erlebnisse. Im Oktober dann trat „Mister Sledgehammer“ als junger Sangesspund der Superband Genesis erneut in Erscheinung. Wenn auch nur als Kopie: Das kanadische Revival-Projekt „The Musical Box“ nahm das Publikum mit auf eine Zeitreise zurück in die Gründerjahre der Art-Rock-Legende. Peter Gabriels Rollendouble trug statt des mittlerweile ergrauten Resthaarkranzes eine wallende Mähne und hörte auf den Namen Denis Gagné. Doch Stimme, Showtalent und Ausstrahlung - perfekt abgekup-

fert. Fortsetzung folgt 2004.

Wer hat nicht noch alles in den vergangenen zwölf Monaten in Oberhausens schmucker Konzerthalle gastiert. Carlos Santana, der Meister der ausufernden Gitarren-Soli war da und hat das Arena-Publikum mit auf eine musikalische Reise durch Rock-, Jazz- und Latin-Landschaften genommen. Tori Amos ließ es vergleichsweise ruhig und intim angehen, entführte die Halle in ihre sehr eigene,

verwunschene Zauberwelt. Ganz anders der Abend mit Simply Red-Sänger Mick Hucknall: Der Inbegriff des weißen Soul verwandelte die Arena in eine gigantische Großraumdisco. Ein wenig rundlich ist der Rothschof im Laufe der Jahre schon geworden, doch



Gigantische Bühnenaufbauten beim Konzert der Rock-Dinosaurier „Rolling Stones“ auf dem Open-Air-Areal des Zukunftsparks O.Vision



sonst blieb sich der Brite treu. Denn zu beobachten war: Wie seine Vorbilder, die großen R'n'B-Crooner der 60er und 70er Jahre, vertraut Hucknall immer noch auf die technische längst überholte Mikrofon-Ausführung mit langer Kabelschleife. Altbacken, aber authentisch. Oder um es mit einer der schönsten Simply Red-Balladen zu sagen: „Holding back the years“.

Die Jahre festgehalten hat scheinbar auch Sir Paul, Mister McCartney. Unverbraucht und mit diesem stets bubenhaften Zug um die Lippen zeigte sich das frühere Fab Four-Viertel von seiner allerbesten Seite. In den raren Genuss eines Konzertes des Ex-Beatles kam die Stadt, weil der Auftritt von der Arena auf Schalke in die Arena zu Oberhausen verlegt werden musste. Des einen Leid, des anderen Freud. Oberbürgermeister und Hobbymusiker Burkhard Drescher jedenfalls hat es sichtlich genossen. Ihn hält es am Konzertabend bei „Can't Buy Me Love“ nicht länger auf seinem Logenplatz. Der OB lässt die Hüften kreisen, dreht die Luftgitarre voll auf. Einer von 12000 euphorisierten Zuschauern.

Dank der Arena Oberhausen hat die Stadt längst einen festen Platz im Tourneeplan großer Musiker

Das Fanherz hüpfte im Vierteltakt. Und bleibt doch beinahe stehen, als McCartney zur James Bond-Hymne „Live And Let Die“ eine ganze Silvesterladung Feuerwerkskörper in die Luft jagt. Ein wahres Horror-szenario für jeden Brandschutzbeauftragten. McCartneys Show hätte die Bombasteffekte gar nicht nötig gehabt, die alten Evergreens zünden immer noch von ganz alleine. Aber das Idol der Beat-Generation liebt das Wechselbad der Gefühle, taucht die erhitzten Massen mit Balladenklassikern wie „Yesterday“ und „Here, There & Everywhere“ in Schaumberge der Nostalgie ein. Drei Stunden Konzert der Superlative waren das, mit Leinwandeinspielungen, Gauklern, Akrobaten und Schauspielern in Fantasiekostümen. Als ob das Cover der legendären „Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band“-LP Realität geworden wäre. Den Titelsong des Albums singt der Star zum Konzertabschluss. „We hope you have enjoyed the show“ - „Wir hoffen, es hat euch gefallen“ lautet der Refrain. Die

Antwort ist ein fast gar nicht enden wollender Sturmapplaus. Es hat uns sogar sehr gefallen, Sir Paul!

Auch wenn Paul McCartney live im fulminanten Songbook der Pilzköpfe geblättert hat - die Beatles sind Geschichte. Leider. Doch die Rolling Stones, große Widersacher der Pilzköpfe in den 60er Jahren, gibt es immer noch. Dass aber die Dinosaurier des Rock einmal in Oberhausen ein Konzert geben würden - vor fünf Jahren noch hätte das jeder als Scherz abgetan. Und doch ist es so geschehen. Am 13. Juni 2003. Ein Datum, dass sich über 60.000 Fans an Rhein und Ruhr feuerrot im Kalender markiert hatten. Der Run auf die Karten war so gigantisch wie die Bühnenaufbauten der Altrockers. Ein großes Open Air-Areal musste her - der Zukunftspark O.Vision in CentrO-Nähe. Manch einer verspottete das etwas unebene Gelände nach dem Konzert als „Schotterpiste“, andere sahen den Platz durch Mick, Keith und Co. schlicht geadelt. Denn wo die Stones rocken, da sollten rollende Steine nicht als Fremdkörper empfunden werden.

„Brown Sugar“, „Sympathy For The Devil“, „Honky Tonk Woman“, „Satisfaction“ - die Stones ließen keinen Superhit aus satten 40 Jahren Bandgeschichte aus. Zur großer Freude der Massen, die zum ersten Mal die Rockheroen direkt vor der Haustüre begrüßen durften. Ein mit Highlights gespickter Konzertabend, der einen absoluten Höhepunkt hatte: Dass Zusammenspiel mit Angus und Malcolm Young von der Vorband AC/DC. „Rock Me Baby, Rock Me All Night Long“. Die ganze Nacht hielten die betagten Stars dann aber doch nicht durch.

Bevor der unvergessliche Abend in einem Feuerwerkszauber sein Ende fand, sprach selbst der sonst



*Idol der Beat-Generation:
Sir Paul McCartney*

so maulfaule Keith Richards breitgrinsend dieses eine, dieses seltsame Wort aus: „Auberchoisin“. Dann hat er gelacht. Und auch er wird, wie manch anderer Top-Musiker, wissend nicken, wenn er das nächste Mal durch die abgedunkelten Tourbusscheiben ein Autobahnschild mit der Aufschrift „Oberhausen“ erspäht: „Well, da bin ich schon mal aufgetreten. Aber korrekt aussprechen kann ich es nicht.“ Es sei ihm und allen anderen Altstars verziehen. Was wichtig ist: Sie waren hier. In Oberhausen.

SOZIALES

Ein Forum für Jung- gebliebene

Redaktion der Seniorenzeitung „Wir für Euch“ ist ein eingespieltes Team

VON KLAUS MÜLLER

Gut Ding will ja bekanntlich Weile haben. Dass es sich bei der Idee, eine von Senioren für Senioren rein ehrenamtlich erstellte, regelmäßig herausgegebene Zeitung natürlich um eine gute Sache handelt, bedarf sicherlich keiner Diskussion. Ein sorgfältiger Blick in den bundesweit erscheinenden Blätterwald macht zudem aber auch deutlich, wie wenig auf die Interessen der älteren Generation abgestimmte Medien vorhanden sind - und dies trotz aller hinlänglich bekannten demographischen Bevölkerungs-Entwicklungen. Sucht man dann noch ein Magazin, das speziell für die Seniorinnen und Senioren der Stadt Oberhausen produziert wird, findet sich erstaunlicherweise der Titel: „Wir für Euch“!

Am 16. Dezember 1996 zielt dieser Name, der bis heute gleichzeitig auch Programm ist, zum ersten Mal die Titelseite der knapp DIN A 4-großen Zeitung. Die Adressaten der 4.000-er Auflage können nicht ahnen, dass dem Schwarz-Weiß-Produkt, das sie da gerade in ihren Händen halten, die recht üppige Vorlaufzeit von rund drei Jahren zugrunde liegt. Die Idee hierzu erwuchs nämlich bereits 1993, im „Europäischen Jahr der älteren Menschen“. Zwei Jahre vergehen, ehe in

Ausgabe 28 • Kostenlos • September 2003

WIR FÜR EUCH

FORUM FÜR JUNGGEBLIEBENE



Das „Sprachrohr für die Oberhausener Senioren“ hat mittlerweile eine Auflage von 10.000 Exemplaren

Zusammenarbeit mit dem Seniorenbeirat der Stadt Oberhausen das Projekt Gestalt annimmt. Das erste Redaktionstreffen datiert vom 29. Mai 1996, ein halbes Jahr später erscheint die Erstausgabe. Deren Leserinnen und Leser können zu diesem Zeitpunkt vor allem aber noch nicht ahnen, dass in den kommenden sieben Jahren mit einer wirklich bewundernswerten Konstanz und Ausdauer weitere 27 Ausgaben folgen werden.

„Wenn ich so daran zurück denke, welche stundenlangen, teilweise auch recht hitzigen Diskussionen über Struktur, Aufbau, Inhalte, Aussehen, Layout, Fotos, Grafiken und Schreibstil bei der Produkti-

on unserer Erstausgabe geführt wurden, hätte ich ehrlich gesagt auch nicht damit gerechnet, dass wir es tatsächlich schaffen würden, in den nächsten sieben Jahren jeweils viermal die Zeitung pünktlich heraus zu bringen", schmunzelt Rita Weller. Das Oberhausener „Urgestein“ - kreativ, zupackend, zuverlässig und aufgrund eines vielfältigen ehrenamtlichen Engagements aus dem Stadtleben gar nicht mehr weg zu denken - zählte bereits bei der Geburtsstunde von „Wir für Euch“ zum 15-köpfigen Redaktionsteam, das zunächst von der hoch engagierten Angelika Heidler im Rahmen einer neu geschaffenen ABM-Stelle (Arbeits-Beschaffungs-Maßnahme) und von 1997 bis 1999 vom leider viel zu früh verstorbenen Kurt Matzke mit großer Professionalität geführt wurde. Am 19. Juni 1999 wird Rita Weller - der Chronist erlaubt sich einfach mal den mit persönlicher Hochachtung verbundenen Vergleich der „Hanna-Dampfin-allen-Gassen“ - zur neuen Redaktionsleiterin gewählt.

Das schreit förmlich nach Widerspruch, der auch prompt erfolgt. „Jetzt halt mal schön den Ball flach“, spielt die Chefredakteurin eben diesen galant zurück. „Wir sind ein eingespieltes Team von derzeit 14 äußerst rührigen Frauen und Männern, die jede und jeder für sich mit ungemein viel persönlichem Herzblut, Ideenreichtum und Einsatzfreude bei den wöchentlichen Redaktionssitzungen für die Senioren interessante Themen definieren und bisweilen auch sehr kontrovers diskutieren, anschließend die Tastaturen der Schreibmaschinen und Computer malträtieren, mit dem Fotoapparat das Oberhausener Stadtgeschehen illustrieren - und trotz des hohen zeitlichen Aufwands und manch technischer Überraschungen niemals resignieren.“

Kann man sich eigentlich besser „warm-(wort)-

spielen“ für die gleich beginnende Redaktionskonferenz? Tatort: Langemarkstraße 19-21, Donnerstagnachmittag, kurz nach 14 Uhr. Es geht mächtig „zur Sache“: EF (das Kürzel steht für den Namen des Redaktionsmitglieds) plant einen mit spitzer Feder geschriebenen Kommentar zum neuen Tarifsystem der Deutschen Bahn AG. HO (nein, auch hier handelt es sich um ein Namenskürzel und nicht um das gleich geschriebene Miniatureisenbahn-System) schnauft wütend wie eine Dampflok: „Das ist mir zu pauschal. Kriegen wir kein offizielles Statement von einem Bahnsprecher?“ - „Leider nein, aber die können ja einen Leserbrief schreiben“, kontert EF aus dem Eff-Eff.



Im Bürgerfunkstudio werden die Texte für die akustische Ausgabe der Seniorenzeitung eingelesen

MG schlägt für die Rubrik „Rezepte“ die leckeren Nussecken vor. „Was?“, ruft JB. „Aber doch nicht in der JA (will sagen: Juni-Ausgabe!). Bloß, weil die seit Guildo Horn in aller Munde sind...?“ MG schießt zurück: „Warum nicht? Nussecken gibt's doch schließlich das ganze Jahr über.“ Kurze „Feierpause“, dann ist das Thema „gegessen“. Das Rezept wird

veröffentlicht, Seite 4, linke obere „Ecke“ - wo auch sonst... Kein inhaltliches Kontra gibt's für ReH: Die Redakteurin hat gelesen, dass die Post sich damit brüstet, das Porto für die Postkarte von 0,51 auf 0,45 Euro-Cent gesenkt zu haben. „Was die n i c h t sagen ist, dass es die Postkarten mit der aufgedruckten Briefmarke nicht mehr gibt. Jetzt kostet die Postkarte sieben Cent und die Briefmarke 45 Cent - unterm Strich also eine Verteuerung um einen Cent!“ KO geht selbiges. „Das wusste ich noch gar nicht - unglaublich!“ Der Artikel von ReH wird für die Rubrik „Übrigens...“ fest eingeplant.

Apropos: Auch Beiträge von „freien Mitarbeitern“ sind übrigens - neben den schon erwähnten Leserbriefen, über die sich die Redaktion ganz besonders freut - jederzeit willkommen. Und auch hier gibt es engagierte Zeitgenossen wie zum Beispiel Johannes Paus vom Kriminalkommissariat Vorbeugung der Oberhausener Polizei. Seit der Premieren-Ausgabe unterstützt er das „Wir für Euch“-Redaktionsteam mit einer Artikel-Serie, in der er die ältere Generation vor den Tücken und Tricks raffinierter Gauner warnt.

„Jede Ausgabe ist eine schwere Geburt: Zum einen wollen wir mit unserer Themenauswahl eine möglichst große Bandbreite abdecken und ein Höchstmaß an für die Senioren wichtigen Informationen übermitteln, zum anderen haben wir anstelle der bei Geburten sonst üblichen neun Monate aber immer nur drei zur Verfügung - und die vergehen schneller, als man glaubt“, plaudert Rita Weller aus dem Nähkästchen. Bei dieser Gelegenheit sollte nicht unerwähnt

bleiben, dass das ehrenamtliche Redaktionsteam des Oberhausener Senioren-Magazins „Wir für Euch“ jederzeit journalistischen „Nachwuchs“ willkommen heißt. Wer das „Forum für Junggebliebene“, wie es per neuem Untertitel mittlerweile heißt, unterstützen



Das ehrenamtliche Team von „Wir für Euch“ vor einer seiner wöchentlichen Redaktionssitzungen

möchte, ist zu den wöchentlichen Redaktionssitzungen (donnerstags von 15 bis 17 Uhr an der Lange-markstraße 19-21) herzlich eingeladen - getreu der Devise: EMV - einfach mal vorbeikommen!

Der Erfolg von „Wir für Euch“ spricht für sich: Das vom ersten Tag an anzeigenfrei erscheinende „Sprachrohr für die Oberhausener Senioren“ (die kompletten Druckkosten werden von der Stadt Oberhausen getragen) hat aufgrund der großen Resonanz mittlerweile eine Auflage von rund 10.000 Exemplaren. Seit Juni 1998 ist die Zeitung auch im Internet verfügbar, und dies gleich unter zwei Adressen: Zum einen unter <http://bibliothek.oberhausen.de/seniorenzeitung/index.html> und zum anderen unter

<http://www.seniorenweb.uni-bonn.de>, dem Psychologischen Institut der Universität Bonn.

Zudem ist das agile Redaktionsteam auch regelmäßig bei inner- und überörtlichen Tagungen und Kongressen zu Gast: „Sicherheit im Alter, Sicherheit im Alltag“ lautete der Titel einer Veranstaltung der örtlichen Polizei in der Luise-Albertz-Halle, wo beispielsweise ein eigener Infostand aufgebaut wurde. „Alter auf neuen Wegen“ hieß das Motto der Düsseldorfer Senioren-Messe, wo ebenfalls der Info-Stand zum Einsatz kam. Die Inhalte aktiver Medienarbeit mit älteren Menschen wurden bei einer weiteren Ver-

orenbereich findet alle zwei Jahre statt. Die Oberhausener sind jetzt das zweite Mal mit „vor Ort“ gewesen. Auch den vermeintlichen Spagat zur „Jungen Generation“ stellte das Team eindrucksvoll unter Beweis, indem man sich am „Ferienpass der Stadt Oberhausen“ aktiv beteiligte. Gemeinsam mit fünf Kindern im Alter zwischen acht und elf Jahren wurde eine spezielle Kinderzeitung in einer Auflage von 1.000 Exemplaren unter dem Titel „Kids für Euch“ produziert.

Längst haben die „Neuen Medien“ auch im Redaktionsbüro Einzug gehalten: Bits und Bytes in Sachen

Computer, Internet-Recherchen, moderne ISDN-Kommunikationsmittel – für die Zeitungsmacher von „Wir für Euch“ sind dies keine Fremdworte mehr, sondern zum Alltag dazu gehörige Arbeitsmittel. „Ein Beweis dafür, dass die Senioren von heute keine Angst mehr vor der Technik von morgen haben, sondern bereit sind, diese Herausforderung anzunehmen und das Know-how zu

erlernen“, betont Rita Weller. „Wir sind sehr glücklich, mit Marlies Wolterhoff-Lümmen eine echte PC-Expertin in unseren Reihen zu wissen. In unzähligen Stunden und mit grenzenloser Geduld hat sie unser Team geschult – sonst wären wir noch bei weitem nicht dort, wo wir heute stehen.“

Das aktuellste Highlight datiert vom März 2002: Um auch erblindete oder stark sehbehinderte Senioren an Themenvielfalt und Informationsfluss der Zeitung „Wir für Euch“ teilhaben zu lassen, gibt das Team um Rita Weller parallel zur gedruckten auch noch eine akustische Ausgabe heraus. Die Texte wer-



Redaktionsleiterin Rita Weller ist stolz auf den Preis „Der fleißige Biber“ der Luise-Albertz-Halle, mit dem das Engagement des Teams ausgezeichnet wurde

anstaltung in Oberhausen präsentiert: Vom städtischen Fachbereich „Neue Medien“ unter dem Motto „Am besten mehrere Leben leben“ ausgerichtet, trug das Redaktionsteam maßgeblich zur Gestaltung und zum erfolgreichen Verlauf der Tagung bei. Schließlich trat das rührige „Wir für Euch“-Team Anfang November 2003 im Rahmen der Senioren-Fachmesse „vitactiv“ in Essen auf. Der Treffpunkt vieler Dienstleister und ehrenamtlich tätiger Initiativen im Seni-

den von den Autoren im Bürgerfunkstudio eingeleiten, die dort produzierte CD geht dann ebenfalls an alle Interessenten, die das „Forum für Junggebliebene“ ganz einfach in ihren CD-Spieler einlegen wollen.

Bemerkenswert ist im übrigen auch, dass die mittlerweile stolze Auflage von 10.000 gedruckten Exemplaren und etlichen Tonträgern im „Do-it-yourself-Verfahren“ ihre Leser- und Hörerschaft erreicht. Will sagen: Sind die Redaktionsarbeiten erst mal erledigt und das Blatt bzw. die CD erschienen, organisiert das „Wir für Euch“-Team auch den Vertrieb komplett in Eigenregie. Selbstverständlich sämtliche Seniorenheime und Sozialstationen in Oberhausen, zudem aber noch die drei Rathäuser in Oberhausen, Osterfeld und Sterkrade, die städtischen Bibliotheken, die Volkshochschule, kirchliche Einrichtungen, caritative Verbände, Apotheken, Arztpraxen, Krankenkassen und die Filialen der Stadtparkasse werden generalstabsmäßig angesteuert und betreut.

Wieviel ehrenamtliches Engagement, wieviel persönlicher Verzicht auf Freizeit und (andere) Hobbies, welches Höchstmaß an Ideenreichtum, aber auch an Organisationsstalent erforderlich ist, um das Projekt „Wir für Euch“ seit der ersten Redaktionssitzung vor siebeneinhalb Jahren in dieser bewundernswerten Kontinuität nicht nur mit Leben, sondern vor allem mit Zeilen zu füllen – das vermag niemand zu ermessen, der jetzt vielleicht gerade die 28., die aktuelle Ausgabe des Senioren-Magazins, liest oder hört. Mit Ausnahme eines Menschen! Der SPD-Stadtverordnete Helmut Mettler, viele Jahre Vorsitzender des städtischen Seniorenbeirates und in Oberhausen über Jahrzehnte hinweg das personifizierte „Sprachrohr der älteren Generation“, war und bleibt leuchtendes Vorbild für das gesamte Redakti-

onsteam. Von der Gründungsstunde an verfolgte, begleitete und lebte Helmut Mettler dieses Vorzeigeprojekt mit unendlich viel Herz. Bis seines Ende 2002 einfach zu schlagen aufhörte.

Er wäre sicherlich stolz, dass ganz im Sinne seines Lebenswerkes schon in Kürze die 29. Ausgabe von „Wir für Euch“ erscheinen wird. Und die gesamte Stadt kann stolz sein auf eine Schar Junggebliebener, die hoffentlich noch viele Jahre das gleichnamige Fo-



*Keine Angst vor moderner Technik:
Längst haben die „Neuen Medien“
Einzug ins Redaktionsbüro gehalten*

rum ehrenamtlich erarbeiten, produzieren und vertreiben wird. Und wenn sich der Untertitel im Laufe der Jahre auch verändert hat: Der Name des Magazins, „Wir für Euch“, der bleibt bitte für immer und ewig unangetastet. Schließlich hat es drei Jahre gedauert, bis die Erstausgabe stand. Diesen Prozess wirft man nicht einfach so über Bord. Ach so, und ganz nebenbei: Trefflicher hatte der Titel eh nicht gewählt werden können.

FILM

Das Mekka der Shorties

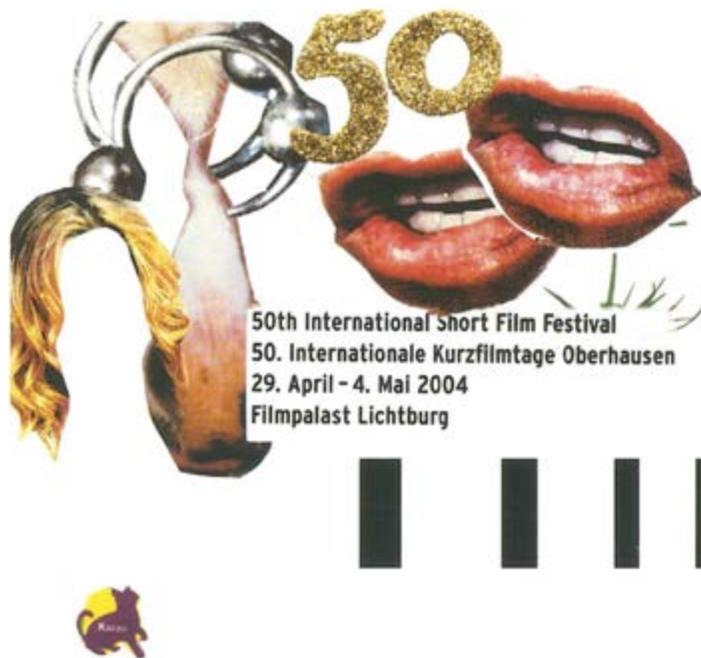
Die Internationalen Kurzfilmtage werden 2004 schon 50 Jahre jung

VON MICHAEL SCHMITZ

Als Hilmar Hoffmann 1954 die damals noch Oberhausener Kulturfilmtage genannten späteren Westdeutschen Kurzfilmtage und heutigen Internationalen Kurzfilmtage in Oberhausen gründete, gab es international kein vergleichbares Festival für die kurze Filmform. Dass es sich alsbald zum weltweit wichtigsten Forum für die Kurzfilmschaffenden entwickeln würde, war da nur folgerichtig. Aber dass es 50 Jahre überdauern würde, hätte damals wohl der kühnste Optimist nicht zu prophezeien gewagt, wahrscheinlich nicht einmal Hilmar Hoffmann selbst.

Nun steht das einmalige Jubiläum an, 2004 gehen die 50. Internationalen Kurzfilmtage über die Leinwände des Lichtburg-Filmpalastes. Pikant und wunderbar der Standort, nach ein paar Jahrzehnten Präsenz in der wenig geeigneten Stadthalle sind die Kurzfilmtage vor einigen Jahren wieder dorthin zurückgekehrt, wo sie schon stattfanden, bevor Oberhausens „Gute Stube“ gebaut wurde und wo sie auch hingehören: ins traditionelle Kino.

Ein wenig zur Historie muss an dieser Stelle natürlich sein: 1954 eben die Gründung der „Westdeutschen Kulturfilmtage“ durch Hilmar Hoffmann. 1958



50th International Short Film Festival
50. Internationale Kurzfilmtage Oberhausen
29. April - 4. Mai 2004
Filmpalast Lichtburg



www.kurzfilmtage.de

Mit einem Plakat der Verführung locken die Internationalen Kurzfilmtage zum 50. Festival

wurde das Motto „Weg zum Nachbarn“ gewählt. Damals, als im offiziellen Sprachgebrauch der Bonner Politik die DDR noch „Sowjetische Besatzungszone“ hieß, sollte dieser Weg vor allem auch zum osteuropäischen Nachbarn führen, zum kommunistischen. 1959 erfolgte die Umbenennung in „Westdeutsche Kurzfilmtage“, die 1960 von der Fédération Internationale des Associations de Producteurs de Films (FIAPF) offiziell den A-Status zuerkannt bekamen.

Ein erster bis heute bedeutsamer politischer wie filmpolitischer Meilenstein war 1962 das Oberhause-

ner Manifest. Junge deutsche Regisseure um Alexander Kluge hatten die Nase voll, erklärten Papas und besser noch Opas Kino für tot, die Geburtsstunde des Neuen Deutschen Films, der fortan Furore machen sollte und auch international Beachtung fand - im Gegensatz zu den Heimatfilmen und Schnulzen, die dem Nachkriegsdeutschland bis dahin die heile Welt vorgegaukelt hatten.

1963 zog man aus dem Europa-Palast an der Elsässer Straße in die soeben neu eröffnete Stadthalle um, die heutige Luise-Albertz-Halle. Wenn die Kurzfilmtage langweilig zu werden drohen, dann Sorge für einen handfesten

Skandal. Niemand in der Geschichte des Festivals beherrschte dieses Handwerk besser als Hilmar Hoffmann, der mit Sicherheit wusste, was kommen würde, als er 1968 Hellmuth Costards Film „Besonders wertvoll“ nach Oberhausen einlud. Die Staatsanwaltschaft untersagte die Vorführung des Filmes, dessen Hauptdarsteller/innen ein Penis und zwei weibliche Hände waren, die das gute Stück solange reizten, bis es auf den Film ejakulierte.

Die deutschen Filmemacher/innen witterten im zentralen Jahr der deutschen Studentenbewegung Zensur und drohten mit Abreise aus Oberhausen. In einer eigens im Mittelsaal der Stadthalle anberaumten Versammlung meinte Hilmar Hoffmann, lässig angelehnt und trefflich auf die Protagonisten von „Besonders wertvoll“ anspielend: „Der Staatsanwalt hat die Hand drauf.“ Thomas Wojtkewitsch, damals noch Student und in den Siebziger Jahren Buchautor und Ideenlieferant u.a. für Rudi Carrells Show „Am laufenden Band“, hatte auf den Tischen im Mittelsaal ein Gedicht ausgelegt, das sich ebenfalls den Hauptdarstellern des Costard-Filmes widmete. Daraus sei ein Zweizeiler zitiert: „Der Mann, der hat ihn lebenslanglich, die Frau nur dann, wenn sie empfänglich.“ Unwidersprochen kursierte damals das Gerücht, das der Hauptdarsteller von Costard selbst stammte und die Hauptdarstellerinnen von der Fernsehansagerin Petra



Alexander Kluge verliest 1962 das Oberhausener Manifest

Krause, deren Mann, der Filmkritiker Uwe Nettelbeck, ebenfalls anwesend war.

1969 wurden die „Informationstage für Filme aus der Bundesrepublik Deutschland und West-Berlin“ eingeführt, die fortan dem internationalen Wettbewerb vorgeschaltet wurden. In das Jahr fällt auch die Gründung der „Filmothek der Jugend“. 1970 zeigte das Festival erstmals eine Computeranimation. Wichtiger aber noch, der erste große personelle Wandel stand an. Hilmar Hoffmann verließ Oberhausen und gab damit auch die Leitung der Kurzfilmtage ab, wurde Kulturdezernent in Frankfurt am Main, sein Nachfolger als Festivalleiter wurde sein Stellvertreter Will Wehling.

1975, nach Wehlings Tod, übernahm der Journalist Wolfgang Ruf die Kurzfilmtage, deren Auswahlkommission er schon angehört hatte. Er baute, damals dann auch unterstützt von der deutschen Politik, den Weg zu den osteuropäischen Nachbarn ebenso entscheidend aus wie den zu den lateinamerikanischen Ländern und da vor allem Kuba. 1978 gründete Ruf das Kinderkino, das seither und bis heute selbst unter „erwachsenen“ Festivalgästen als ein Geheimtipp der Kurzfilmtage gilt.

Nach elf Festivals verlässt Ruf Oberhausen, 1985 wurde Karola Gramann Leiterin des Festivals, auch sie kam aus der Festivalkommission. 1989 wurden eine „Videsektion“ sowie der Filmmarkt eingerichtet, der in den folgenden Jahren rasch angewachsen ist. Ein Jahr später löste Angela Haardt die eher glücklose Karola Gramann als Festivalleiterin ab, 1991 wurde das Festival in „Internationale Kurzfilmtage Oberhausen“ umbenannt. Im gleichen Jahr wurden die „Informationstage“ in den bundesweit ersten deutschen Kurzfilmwettbewerb umgewandelt, die Retrospektiven zu thematischen Programmen ausgebaut. Ein wichtiger filmpolitischer Schnitt kam 1993. Videobeiträge wurden in den Wettbewerben gleichberechtigt zu Filmen zugelassen, man trug schlicht und einfach endlich einer unaufhaltsamen Entwicklung Rechnung.

1997 wurde Lars Henrik Gass Leiter der Kurzfilmtage und betrieb sofort mit Verve den Umzug der Kurzfilmtage, der ein Jahr später in den „Lichtburg Filmpalast“ anstand. Nach 34 Jahren war ein neuer alter Spielort gefunden. 1999 wurden die Kurzfilmtage, die Teil der städtischen Verwaltung waren, in eine gemeinnützige GmbH umgewandelt und damit auf ein kalkulierbares wirtschaftliches Fundament mit Eigenverantwortung für den Haushalt gesetzt. Im gleichen Jahr wurde der weltweit erste Festival-Musikvideopreis eingerichtet, 2000 schließlich die „Filmothek der Jugend“ eingestellt. Und jetzt eben, 2004, das Jubiläum mit dem 50-jährigen Bestehen.

Die Internationalen Kurzfilmtage Oberhausen sind mehr als ein Festival. Neben dem jährlichen Festival betreiben sie einen nicht-kommerziellen Verleih, sie verfügen über das wohl umfangreichste Kurzfilmarchiv der Welt, in dem 50 Jahre Kurzfilmgeschichte versammelt sind, sie veröffentlichen Publikationen und sind international und national für den Kurzfilm aktiv. Sie haben den einzigen Internationalen Kinderkurzfilm-Wettbewerb in Deutschland, als weltweit einzige einen Festival-Musikvideopreis. Seit 1999 gibt es Medienpartnerschaften mit ARTE

und 3sat, seit 2000 mit dem Kinderkanal, seit 2001 mit MTV. Durchschnittlich werden pro Jahr 3 500 Kurzfilme eingereicht zu den Wettbewerben. Die Tendenz ist steigend. Rund 400 Beiträge werden jährlich in ca. 60 Programmen des Festivals gezeigt, etwa 1 200 akkreditierte Gäste aus aller Welt kommen pro Jahr nach Oberhausen, darunter ca. 200 Pressevertreter aus 18 Ländern. Preise mit Dotierungen in Höhe von mittlerweile knapp 40 000 Euro werden alljähr-



Heftige Diskussionen prägten über Jahrzehnte das weltweit wichtigste Forum des kurzen Films

lich vergeben. Der Filmmarkt hält mehr als 3 500 Beiträge bereit. Das weltweit einzigartige Kurzfilmarchiv kann auf über 1 100 Titel zurückgreifen. Es gibt einen nichtkommerziellen Kurzfilmverleih und rund 20 eigene Publikationen zu Filmthemen neben den Festival- und Filmmarktkatalogen. Seit 1998 haben die Kurzfilmtage die Präsidentschaft der International Short Film Conference (ISFC), sie sind anerkanntes Mitglied der Fédération Internationale des Associations de Producteurs de Films (FIAPF), Mitglied der Europäischen Koordination der Filmfestivals E.W.I.V. Das Festival selbst schreibt im Vorfeld seines Ju-

biläums: „Der mit der Gründung der Kurzfilmtage verbundene bildungspolitische und diplomatische Auftrag des Festivals, das sich anfangs »Kulturfilmtage« nannte und sich das Motto »Weg zum Nachbarn« gab, setzt sich bis heute in dem hohen Programmanspruch der Wettbewerbe und Sonderpro-

gesetzt. Das Festival zeigt heute Kurzfilme und Videos von unterschiedlichster formaler, kultureller und sozialer Herkunft und berücksichtigt darüber hinaus sehr weitgehende gesellschaftliche und ästhetische Fragestellungen.“

Ehrenpräsidenten übrigens sind Fernando Birri,

Jerzy Bossak, John Grierson, Bert Haanstra und Hilmar Hoffmann. Namen aus der Geschichte der Kurzfilmtage, von Regisseuren, die in Oberhausen mit kurzen Filmen oft den Grundstein für eine spätere Karriere als Langfilmer legten und hier mit Preisen dekoriert wurden, lesen sich wie das „Who is Who“ des internationalen Filmes der letzten 50 Jahre, in Folge nur ein Auszug:

Eija-Liisa Ahtila, Chantal Akerman, Igor & Gleb Aleinikov, Santiago Alvarez, Lindsay Anderson, Kenneth Anger, Craig Baldwin, Irit Batsry, Yann Beauvais, Sadie Benning, Gabór Bódy, Christian Boltanski, Walerian Borowczyk, Jerzy Bossak, Jürgen Böttcher, Stan Brakhage, Robert Breer, Manon Briand, Zbynek Brynych, Detlef Buck, Robert Cahen, Abigail Child, Linda Christanell, Vera Chytilová, René Clair, Bruce Con-

ner, Hellmuth Costard, Jacques Cousteau, Chris Cunningham, Terence Davies, Carmen d'Avino, Paul de Nooijer, Maya Deren, Bea de Visser, Doris Dörrie, Andreas Dresen, Karim Dridi, Atom Egoyan, Sonia El Eini, Valie Export, Harun Farocki, Hollis Frampton, Herz Frank, Robert Frank, Sue Friedrich, Jorge Furtado, Karl Gass, Jean Genet, Jean-Luc Godard, Ruben Gomez, Michel Gondry, Claude Goretta, Renée Green, John Grierson, Johan Grimonprez, Gyula Gyzdag, Bert Haanstra, Birgit Hein, Wilhelm Hein, Jim Henson, James Herbert, Werner Herzog, Mike Hoolboom, Ben Hopkins, Rob Houwer, Hermine Huntgeburth, Takahiko Imura, Takashi Ito, Ken Jacobs, Jim Jennings, Jean-Pierre Jeunet, Winfried & Barbara Junge, Maurice Kaboré, Romuald Kamarkar, Aki Kaurismäki, Marjorie Keller, Karl Kels, Krzysztof Kieslowski, Lewis Klahr, William Klein, Clemens Klopfenstein, Alexander Kluge, Thierry Knauff, Vladimir Kobrin, Volker Koepp,

VII. WESTDEUTSCHE KURZFILMTAGE 1961 6. bis 12. Febr.



Großes Gedränge am Eingang zum Europa-Palast, wo Kinobesitzer Hans-Hubert Pesch eigenhändig die Karten kontrolliert

gramme fort. Dennoch hat das Festival in seiner langen Geschichte zahlreiche Wandlungen erlebt, zunächst durch das Oberhausener Manifest und die Opposition deutscher Filmemacher/innen, die u.a. zur Gründung weiterer nationaler Kurzfilmereignisse in den späten 60-er Jahren führten. In den 70-er Jahren verschwand der Kurzfilm aus den Kinos, so mussten die Kurzfilmtage ihre Position neu definieren und das Potential des Kurzfilms auch außerhalb des Kinos sichtbar machen. Seit den späten 80-er Jahren, mit der Integration von Video und den Neuen Medien sowie durch den Wegfall des Ost/West-Konflikts, der die ersten Jahrzehnte des Festivals geprägt und dessen Schwerpunkt bestimmt hatte, hat sich in Oberhausen ein sehr offenes Konzept von Kurzfilm durch-

Sandra Kogut, Ando Kohei, Pavel Koutsky, Kurt Kren, Vlado Kristl, Yoshi Kuri, David Larcher, Richard Leacock, Spike Lee, Jan Lenica, Helen Levitt, Marcel Lozinski, George Lucas, Len Lye, David Lynch, Chris Marker, Toshio Matsumoto, Mara Mattuschka, Don McKellar, Norman McLaren, Jonas Mekas, Georges Méliès, Marie Menken, Claude Miller, Helke Misselwitz, Jean Mitry, Matthias Müller, Werner Nekes, Peter Nestler, Jurij Norstein, Dore O., Yoko Ono, Ngozi Onwurah, Ulrike Ottinger, Idrissa Ouedraogo, François Ozon, Georgi Paradjanow, Artavazd Pelechian, Miranda Pennell, Roman Polanski, Lisl Ponger, The Brothers Quay, Joanna Quinn, Alain Resnais, Pipilotti Rist, Jacques Rivette, Glauber Rocha, Jürgen Roland, Jay Rosenblatt, Raul Ruiz, Zbigniew Rybczynski, Samir, Helke Sander, Helma Sanders, Peter Schamoni, Ulrich Schamoni, Christoph Schlingensief, Daniel Schmid, Werner Schroeter, Martin Scorsese, Ousmane Sembène, Richard Serra, Michael Snow, Aleksandr Sokurov, Audrius Stonys, Jean-Marie Straub, Jan Svankmajer, István Szabó, Alain Tanner, Jean Marie Teno, Rudolf Thome, Joanny Nissi Traoré, Monika Treut, François Truffaut, Peter Tscherkassky, Johan van der Keuken, Gus Van Sant, Stan Vanderbeek, Agnes Varda, Paul Verhoeven, Herbert Vesely, Bill Viola, Gilian Wearing, Wim Wenders, Hype Williams, Adolf Winkelmann, Sönke Wortmann, Krzysztof Zanussi, Zelimir Zilnik.

Gefragt, wie die Kurzfilmtage lokal, regional, deutschland- und weltweit einzuordnen sind, stellt Lars Henrik Gass fest, dass genau in diesen Bereichen auch die Wahrnehmung sehr unterschiedlich sei. Eigentlich gebe es niemanden, der das Festival über die 50 Jahre komplett einordnen kann. Das Publikum habe sich in den letzten Jahren lokal und regional völlig ausgetauscht, sehe die Kurzfilmtage im Gegensatz zu früheren Jahren unabhängig von großen Namen.

National sei die Einordnung schon schwieriger, weil die Kurzfilmtage durch das Oberhausener Manifest von 1962 zu einer Art Mythos geworden seien: „Viele, die darüber sprechen, waren nie da oder vor 15, 20 oder 30 Jahren zum letzten Mal. Da fragt man sich, wovon reden die eigentlich außer vom Mythos?“ Mit



Filmschaffende - links der Regisseur Ulrich Schamoni, rechts Werner Herzog - kamen früher noch im feinen Faden

Kurzfilm werde da immer noch das Kulturfilmphänomen verbunden. Natürlich sei das Festival immer noch auch eine Talenterprobung, aber es gebe eben auch die Ausweitung zur Pop-Kultur und zur Kunstszene: „Wenn wichtige Leute nach Oberhausen kämen und sich zwei Tage den Deutschen Wettbewerb anse-

hen würden, sie würden mit Sicherheit ein paar Talente entdecken. Regisseure wie Sönke Wortmann oder Hermine Huntgeburth, die damals artifiziiell gearbeitet haben und mit ihren Filmen in Oberhausen waren, arbeiten doch heute voll kommerziell. Der



Immer schon waren die Kurzfilmtage wie hier 1961 im ganzen Stadtbild präsent

Daher kommen die Regisseure inzwischen auch nicht mehr jedes Jahr wieder nach Oberhausen, das hat Vor- und Nachteile. Zum einen regeneriere sich das Festival dadurch sehr schnell, stellt Gass fest. Der Nachteil sei, dass man nur schwer etwas aufbauen kann und Namen eben nicht zu halten sind. Das sei auch international so, da gar noch stärker. International wüssten auch nur wenige, was man in Oberhausen wirklich tut, was hier passiert: „Es ist ein Oberhausener Festival-Spezifikum, im Prozess der Regenerierung fühlen sich die Leute wie ausgespuckt aus dem Festival. Das ist typisch für das Regenerationsproblem und in Oberhausen ist das viel signifikanter als in Berlin etwa.“

Daraus könne man etwas erkennen, was man sonst in der Alltagskultur nicht sieht, der Kurzfilm sei numerisch viel relevanter als früher. Die größere Bedeutung Oberhausens früher führt Gass zurecht darauf zurück, dass es damals in Deutschland auch nur drei Filmfestivals gab: „Heute sind es 60.“

Dass das Festival als nicht mehr so politisch gilt wie früher sieht Gass darin begründet, dass der politische Diskurs auch stark aus dem öffentlichen Raum verschwunden ist. Junge Regisseure seien nicht mehr in der Lage, öffentlich über ihre Arbeit zu sprechen, dieser Tendenz könne sich auch Oberhausen nicht entziehen. Aber streng politisch ist das Oberhausener Festival seiner Meinung auch nie gewesen, auch wenn der damalige Bundesinnenminister Höcherl angesichts der starken Annäherung an kommunistische Länder 1964 dem „roten Festival“ die Bundeszuschüsse streichen wollte: „Politik wurde immer durch bestimmte Ereignisse in die Kurzfilmtage hineingetragen. Auch das Oberhausener Manifest war ja eigentlich ein Münchener Manifest. Nur Kluge hat damals gesagt: 'In München kräht kein Hahn danach, lasst uns nach Oberhausen gehen'.“ Natürlich weiß der Festivalleiter sehr wohl, dass die Kurzfilmtage seinerzeit die Bonner Ostpolitik gewissermaßen vorweggenommen haben: „Aber heute gibt es kein Festival mehr mit einem strengen politischen Kontext.“ Eigentlich bedauerlich, denn es bedingt wieder die Zeit, dass Filmschaffende sich in Politik einmischen. Warum sollte das nicht wieder in Oberhausen sein? Dafür wäre das Mekka der Shorties, das in 50 Jahren nicht gealtert ist, das richtige und wichtige Forum.

Kurzfilm ist sehr stark an die Karriere von Filmemachern geknüpft. An der Hochschule werden die kurzen Filme gemacht, danach die langen.“

SPORT

Marktplatz für Nachwuchsathleten

40. Ruhrolympiade ein glanzvolles Kapitel in der Oberhausener Sportgeschichte

VON HELMUT KAWOHL

Mit knapp 10.000 aktiven Teilnehmerinnen und Teilnehmern im Alter zwischen 14 und 18 Jahren war es die größte regionale Jugendsportveranstaltung Europas: die 40. Ruhrolympiade, die Oberhausen im Juni 2003 ausrichtete. Das neuntägige Event bot nicht nur hochklassige Wettkämpfe, sondern war zugleich ein eindrucksvolles Beispiel für die Sportbegeisterung in der Region. Es stellte wieder einmal unter Beweis, dass Olympia im Revier möglich ist – auch wenn die deutsche Vorentscheidung wenig später leider zugunsten von Leipzig ausfiel. Eines zeigte sich bei den Spielen aber ganz besonders: Die seit 1964 in wechselnden Städten ausgerichtete Ruhrolympiade hat nicht nur Tradition, sondern auch Zukunft: Gerade in Zeiten knapper Kassen und bei Nachwuchsproblemen in vielen Sportarten ist das Konzept ein „wichtiger Eckpfeiler im bundesdeutschen Jugendsport“, so der Oberhausener Ulrich Feldhoff, Vizepräsident Leistungssport im Deutschen Sportbund. Denn wie bei Olympischen Spielen wird rund um die Wettkämpfe stets ein attraktives Rahmenprogramm für Aktive und Zuschauer organisiert. Der Städtevergleich ist eine einzigartige Gelegenheit, in einer die Sportarten



Eine Klasse für sich: Bereits zum 17. Mal in Folge gewannen Oberhausens Turner den Wettbewerb

übergreifenden Mannschaftswertung Nachwuchsathleten anderer Disziplinen kennen zu lernen.

Aus 22 Städten und Kreisen aus der damaligen Bewerberregion Rhein-Ruhr um die Olympischen Sommerspiele 2012 gingen die Nachwuchssportler bei der 40. Auflage an den Start. Neben Oberhausen waren dies Aachen, Bochum, Bottrop, Dortmund, Düsseldorf, Duisburg, der Kreis Ennepe-Ruhr, Essen, Gelsenkirchen, Hagen, Herne, Hamm, Köln, Leverkusen, der Kreis Mettmann, Mönchengladbach, Mülheim an der Ruhr, Neuss sowie die Kreise Recklinghausen, Unna und Wesel. In 200 Einzelentscheidungen wurden Gold-, Silber- und Bronzemedailles an 500 Sportlerinnen und Sportler verliehen. Diese maßen ihre Leistungen in den Disziplinen Badminton, Basketball,





Bunter Bilderbogen von der sportlichen Vielfalt im Rahmen der 40. Ruhrolympiade in Oberhausen, an der insgesamt 10.000 junge Sportler teilnahmen



Billard, Fechten, Fußball, Handball, Hockey, Judo, Kanu, Leichtathletik, Radsport, Reiten, Ringen, Rudern, Schach, Schwimmen, Sportkegeln, Sportschießen, Taekwondo, Tennis, Tischtennis, Trampolin, Turnen und Volleyball. Demonstrationen gab es zudem im Beachvolleyball (Bottrop) und Bogenschießen. Dabei wurde von Aktiven wie Offiziellen stets der gute Zustand aller Wettkampfstätten in Oberhausen hervorgehoben. Ganz maßgeblichen Anteil am perfekten Zustand der Sportanlagen hatten auch zwei städtische „Töchter“, die OGM Oberhausener Gebäudemanagement GmbH und die WBO Wirtschaftsbetriebe Oberhausen GmbH. Mangels vorhandener Sportstätten mussten allerdings Sportkegeln nach Mülheim, Sportschießen nach Moers, Billard nach Bottrop, Turnen (weiblich) nach Dortmund sowie Fechten, Trampolin und Schwimmen nach Essen vergeben werden. Der Trägerverein Ruhrolympiade e. V. hatte den Oberhausenern den Zuschlag für die 40. Ruhrolympiade erteilt, nachdem sich Oberbürgermeister Burkhard Drescher zuvor für die Stadt offiziell um die Ausrichtung beworben hatte. Die Organisation lag dann bei der Sportjugend des Stadtsportbundes sowie beim neu gegründeten Sportbüro der Stadt, das sich dabei auf die Unterstützung der einzelnen Fachschaften verlassen konnte. Der Etat in Höhe von rund 180.000 Euro wurde fast ausschließlich durch Sponsoren und Träger der Ruhrolympiade abgedeckt.

Alle Beteiligten haben diesen Kraftakt letztlich bravurös gestemmt und so fiel denn auch das Lob des Trägervereins nach Abschluss der Spiele entsprechend groß aus. Dessen Geschäftsführer Klaus Hinnenkamp: „In den letzten zehn Jahren Ruhrolympiade habe ich noch keine Ausrichtung erlebt, die von Anfang bis Ende so erstklassig geplant und durchorganisiert war wie dieses Jahr in Oberhausen. Die Konzeption stimmte, das Rahmenprogramm in seiner Schwerpunktausrichtung auf die Jugend war ein Volltreffer. Die Sportwettkämpfe bewegten sich sowohl von der Organisation als auch vom Leistungsstandard her auf bisher nicht gekanntem Niveau, der Informations- und Ergebnisdienst war durch das internetgestützte Wettkampfbüro ständig aktuell und hat reibungslos funktioniert.“

Die Sportjugend Oberhausen belegte am Ende der Ruhrolympiade in der Städtevergleichswertung mit



Packende Leichtathletik-Wettkämpfe im Stadion Niederrhein

371 Punkten einen hervorragenden 7. Platz und schaffte damit das selbst gesteckte Ziel: einen einstelligen Tabellenplatz. Zugleich war es das beste Ergebnis seit Jahren, wobei die Wettkämpfe Basketball (weiblich), Turnen (männlich), Badminton und Bogenschießen siegreich bestritten wurden. Oberhausens Turner sind und bleiben dabei eine Klasse für sich. Bereits zum 17. Mal in Folge gewannen sie den Wettkampf der Ruhrolympiade. „Das dürfte wohl einmalig sein“, strahlte Cheftrainer Siegfried Ingendorff nach dem Triumph seiner Schützlinge, der wie schon in den vergangenen Jahren absolut souverän errungen wurde. „Historisch“ dagegen der erste Sieg Oberhausens überhaupt im Badminton. Das Team siegte hier mit 109 Punkten vor den ansonsten stets dominierenden Nachbarn Mülheim (108) und Bottrop (101). Und wer weiß, welchen Stellenwert und welche Förderung das Basketball der Frauen in Oberhausen genießt, für den kommt hier der Sieg nicht ganz so überraschend.

In der Gesamtwertung stellten letztlich die Talente aus der Nachbarstadt Essen das Siegerteam mit 457 Punkten. Knapp dahinter landeten der Titelverteidiger Kreis Recklinghausen (444 Punkte), der nach 23 von 29 Wettbewerben noch vorne gelegen hatte, sowie die Sportlerinnen und Sportler aus Dortmund (432 Punkte). Als einzige große Enttäuschung im Rahmen der Ruhrolympiade erwies sich die Bilanz des Sportnachwuchses aus Köln. Obwohl die Domstädter für alle 29 Sportarten gemeldet hatten, erschienen letztlich nur Aktive in fünf Wettbewerben: Querelen

zwischen den Kölner Sportverbänden und der Kölner Sportpolitik hatten viele Sportler zu einer Absage bewogen. Fürwahr kein guter Sportsgeist!

Bei den Wettbewerben ragten insbesondere die Leichtathletik-Veranstaltungen im Stadion Niederrhein heraus, Judo in der vollbesetzten Sporthalle Biefang, Badminton in Schmachtendorf, Handball in den beiden Sporthallen der Gesamtschule Osterfeld, das Radrennen im Marienviertel sowie Kanu und Rudern auf dem Rhein-Herne-Kanal. Hierfür sperrte das Duisburger Wasser- und Schifffahrtsamt am Fronleichnamstag bis auf eine Stunde sogar den Kanal für die Schifffahrt, so dass die Kanuten und Ruderer die Wasserstrecke fast ganztägig für ihre Rennen nutzen konnten. „Eine organisatorische Top-Leistung“ strahlte Thomas Klein, Pressesprecher der Ruhrolympiade.

Mit einem herzlichen und zugleich lockeren Empfang samstags im Innenhof des Schlosses Oberhausen wurde die 40. Ruhrolympiade von Oberbürgermeister Burkhard Drescher stilvoll eröffnet. Reichlich Ehrengäste konnte das Stadtoberhaupt begrüßen, so auch den Präsidenten des Landessportbundes, Richard Winkels. Nach dem „Einmarsch der Nationen“ mit den jeweiligen Stadtschildern, die von Oberhausener Schülerinnen und Schülern getragen wurden, blieb genügend Zeit zum gegenseitigen Kennenlernen und Plaudern - allerdings mehr für die Offiziellen. Bei der abendlichen Welcome-Party am gleichen Tag in der „Turbinehalle“ mit dem „EinsLive“-DJ-Doppel Piet Blank & Jasper Jones war die Großdisco dann schon

Strahlende Gesichter gab es auch nach Abschluss der Reitdisziplinen in Königshardt



fest in der Hand von rund 1000 jugendlichen Sportlern. Außerhalb der Stadien und Sporthallen machten die Stars von morgen auch eine gute Figur beim eine Woche später im Kulturzentrum Altenberg stattfindenden open-air-Konzert „Rock Olympics“ mit vier Bands, u. a. der Gruppe „Liquido“.

Erfrischend und glücklicherweise weit entfernt vom Image einer verstaubten Funktionärs-Veranstaltung gestaltete sich auch die Abschlussfeier im Ebertbad, bei der die „Good old friends“ an einem lauen Sommerabend den Gästen mit Live-Musik einheizten. Zu Queens Dauerbrenner „We are the champions“ marschierten zunächst die Vertreter aller „Olympia“-Städte ein und nahmen an der offiziellen Siegerehrung teil. Der frenetische Applaus war natürlich dem Siegerteam aus Essen vorbehalten. Zu den Stars des Abends zählten neben vielen anderen „Ruhr-Olympioniken“ auch zwei Schwimmer: Der 17-jährige Robert Könneker aus Dortmund holte in Oberhausen einmal Gold und zweimal Silber, während der 18-jährige Dominik Keil aus Essen gleich drei Goldmedaillen einsammeln konnte. Mit diesen beiden Talenten erhielten auch erstmals zwei Nachwuchsathleten aus der gleichen Sportart den mit 5000 Euro dotierten Jugendförderpreis „Ruhrolympiade“, der vom Verein „Pro Ruhrgebiet“ gestiftet wird, um junge Sportler für ihre bisherigen Leistungen zu belohnen, aber auch um sie in ihrer künftigen Entwicklung zu unterstützen. Für die beiden könnte die Ruhrolympiade die erste, aber längst nicht die letzte Olympiade in ihrem Sportlerleben sein. Essens Top-Schwimmer Christian Keller hat's vorgemacht. Ein zweitägiger Fachkongress mit 250 internationalen Wissenschaftlern, Sportlern, Trainern, Funktionären, Politikern und Wirtschaftsvertretern im Rahmen der Ruhrolympiade befasste sich in der Luise-Albertz-Halle treffender Weise mit dem Generalthema „Talentsuche und Talentförderung“.

Zum Schluss noch einmal Ruhrolympiade-Geschäftsführer Klaus Hinnenkamp: „Auch wenn die 40. Ruhrolympiade schon wieder der Vergangenheit angehört, so wird die Jubiläumsausrichtung in die überregionale Nachwuchssportgeschichte eingehen und in den Köpfen aller Beteiligten noch lange präsent bleiben.“ Ein großes Lob für die nahezu perfekte Oberhausener Organisation.

SZENE

Wo der Zug durch die Gemeinde endet

Die Oberhausener Gastronomie gestern und heute

VON HANS-WALTER SCHEFFLER

Es war eine illustre Runde, die der Journalist Walter Buhrow da um sich geschart hatte. 1979 wollte die Kreisgruppe Oberhausen des Hotel- und Gaststättenverbandes ihr 100-jähriges Bestehen mit einem Festakt im Hotel Ruhrland, einem „Ball der Gastronomie“ in der Stadthalle und einem „Tag der Getränke zu halben Preisen“ feiern. Seinerzeit gab es in der Stadt über 500 gastronomische Betriebe, davon waren 70 Prozent „kleine Kneipen an der Ecke“. In den nächsten Jahren, so hieß es in der Branche, werde die Zahl der Betriebe um ein Fünftel zurückgehen.

Von den Vorstandsmitgliedern der Kreisgruppe wollte Buhrow erfahren, ob Oberhausen auch in den nächsten 25 Jahren noch eine gastronomische Landschaft sein werde, die in erster Linie vom Vereinsleben bestimmt sei. Walter Siepe vom „Sauerländer Hof“ zögerte mit seiner Antwort: „Ich weiß nicht, in 25 Jahren haben wir wahrscheinlich nur noch 50 Prozent der heutigen Vereine. Gucken Sie sich den Besuch bei Jahreshauptversammlungen an: Da sitzt doch der Vorstand, da sitzen die Funktionäre so ziemlich allein. Die Vereins-Existenz hängt heute vornehmlich an den Vorständen - und das sind meist Äl-



Ein Traditionshaus: „Klumpen Moritz“ auf der Bahnhofstraße in der Sterkrader Fußgängerzone

tere. Ob sich die junge Generation auch noch so engagieren wird - ich weiß nicht, da gibt's so viel andere Interessen. Einzig die Heimatvereine haben noch eine gesunde Struktur, weil Tradition da noch zusammenhält. Aber es kommt jedenfalls nichts hinterher.“

Auch Wilhelm Vogel, Pächter im Hotel Ruhrland, kam seinerzeit ins Grübeln: „Wenn heute mein Sohn, 18 Jahre alt, nicht zum Abendessen nach Hause kommt, wo er es ja umsonst hat, dann sitzt er mit seinen Freunden und Freundinnen bei Mc Donald's. Und wenn ich ihm dann sage: ‚Hör mal, so schön ist das doch gar nicht‘, dann sagt er: ‚Papa, da verstehste nichts von, da sitzen wir so gemütlich, und da schmeckt's auch ganz lecker.‘ Und all das Fachliche und so, was ich ihm dazu sagen kann, nützt da überhaupt nichts. Die jungen Leute, das müssen wir sehen, fühlen sich in dieser Kettengastronomie wohl. Was wir machen müssen? Wir müssen ganz einfach unsere einfachen Gerichte, die wir ja auch haben, im-



Carl Fritz vom Altmarkt, hier mit einer seiner wertvollsten Trophäen aus der aktiven Sportlerzeit als Leichtathlet, ist vielen älteren Oberhausenern noch in guter Erinnerung

mer schon hatten, mehr ins Angebot bringen. Wir haben unseren Pfefferpott-hast, unsere Rostbratwürste, wir haben so viele Dinge, die genau so lecker, so preiswert und so schnell zu beschaffen sind, aber wir haben es bisher nie so geschickt herausgestellt."

Ein Vierteljahrhundert später hat die rasante Entwick-

lung Oberhausens, weg von der „grauen Maus“ und der Klagemauer-Stimmung um Kohle und Stahl und hin zum Tourismus-Standort, auch die Gastronomie vor neue Herausforderungen gestellt. Seit die Neue Mitte, der Gasometer und Attraktionen in Nachbarstädten zumindest Kurzzeit-Touristen ins Revier locken, ist Aufbruchstimmung in Hotels, Gaststätten und Cafés angesagt. Die Hotellerie hat deutlich aufgerüstet, und auch die Gastronomie sucht nach neuen Wegen, auf das geänderte Image der Stadt angemessen zu reagieren. Viele kleine Kneipen an der Ecke sind auf der Strecke geblieben, aber es hat auch neue Highlights gegeben wie die „Gastronomische Meile“, die über ein Jahrzehnt den Friedensplatz bereicherte.

Noch immer schreiben familiäre Traditionsbetriebe und auch Individualisten an der Oberhausener Gastronomie-Geschichte, gleichzeitig sind aber viele klangvolle Namen verschwunden. 1846, 16 Jahre vor der Gründung der Bürgermeisterei Oberhausen, setzte Gerhard Stöckmann ein Haus mit der ersten Wirtschaft auf späteres Oberhausener Gebiet, direkt neben dem Bahnhof. Ursprünglich „in Wasser gesetzt“ („Stöckmann im Loch“), hatte es 1865 bereits eine

acht Fuß tiefe Unterkellerung. In der Chronik des Verbandes heißt es dazu: „Bei Stöckmann im Loch mussten die Kumpel der Zeche Concordia vorbei. Bei Schichtbeginn hängten sie ihre Teuten, die Muttern zuhaus mit Kaffee gefüllt hatte, leer in die Bäume des Vorgartens. Nach kurzer Zeit kamen sie zurück und holten die Teuten ab - mit hochprozentigem Lebenselixier gefüllt. Und vor dem Gang nach Hause kehrten sie noch einmal ein und ließen die Luft aus den Pinnkensäcken. Bezahlt wurde, wenn es Löhnung gab. Zum Leidwesen von Bürgermeister Schwartz fanden die Kumpel den Weg in ihre Stammkneipe an Lohntagen immer als erstes. Die Wirtschaft wurde schließlich durch die Erweiterung der Bahnanlagen verdrängt.“

Die älteste Oberhausener Gaststätte in Familienbesitz, deren Geschichte sich bis auf ihre Ursprünge lückenlos zurückverfolgen lässt, ist wohl das Haus Hagemann an der Buschhausener Straße. Franz Bonmann wurde 1833 auf dem Liricher Bonmannshof geboren. Zu seiner Heirat baute er 1868 das Gasthaus Bonmann. Sein jüngster Sohn Paul übernahm 1914 das Haus, starb aber schon mit 44 Jahren. Seine Tochter Ulla setzte mit ihrem Mann Walter Hagemann, der vom nachbarlichen Hagemannshof stammte, in dritter Generation die Bewirtschaftung fort und erweiterte das Gastgewerbe mit Hotelzimmern. Heute wird das Haus an der Buschhausener Straße in vierter Generation von Tochter Sigrid und ihrem Mann Siebren van Oostveen geführt. Leider gibt es nur noch wenig



Schon in alter Zeit ein beliebter Treffpunkt der Nachbarn und Kolonisten: die Dellwiger Traditions-gaststätte „Haus Matecki“



Früher fuhr noch die Straßenbahn auf der Mühlenstraße und endete am heutigen „Restaurant Frintrap“

Unterlagen aus alten Tagen. Dazu zählen aber das „Hagemannsche Kochbuch“ von 1911, u.a. mit einem Hausrezept für Sauerampfersuppe: „Zutaten: Junge Sauerampfer-Blätter, reichlich Butter, etwas Mehl, Salz, einige Eigelb, etwas süßen Rahm, Wasser oder Bouillon, geröstete Weißbrotwürfel. Zubereitung: Die jungen Sauerampfer-Blätter streicht man von den Stielen ab, reinigt sie gut und lässt sie in reichlich heißer Butter eine Weile schmoren. Die Butter darf nicht braun sein. Alsdann Mehl darin gar kochen lassen, soviel die Butter annimmt. Dann füllt man die Menge Wasser oder Bouillon auf, die man an Suppe haben möchte und gibt etwas Salz hinzu. Man rührt mit etlichem Eigelb und süßem Rahm ab. Beim Anrichten gibt man geröstete Weißbrotwürfel hinzu.“ Ein nostalgisches Bild zeigt das Vorgänger-Restaurant Zum Schützenhaus, das viele Liricher gern bei ihrem Sonntagsspaziergang aufsuchten.

1871 eröffnete Fritz Schultze die wohl älteste Sterkrader Wirtschaft. Zunächst hieß sie „Zum grünen Klumpen“. Die mächtigen Gehwerkzeuge, denen das Wirtshaus seinen Namen verdankte, zieren noch heute eine Wand. Moritz, der zweite aus der Schultze-Dynastie, trug stets die grünen Klumpen und sorgte so irgendwann für den Namen „Klumpen Moritz“. Bis 1964 blieb das älteste Kleinod der Sterkrader Gastronomie unter Regie der Familie Schultze. Werner, der dritte, gab das Lokal 1964 ab, mit Erwin Vespermann dirigierte erstmals ein „Fremder“ den Zapfhahn. Sein Nachfolger wurde 1979 Theo Ingenbleck. Die beiden kannten sich schon lange und hatten gemeinsam auf dem Pütt gelernt. 1993 zog Ingenbleck sich zurück, Tochter Heike Terhorst und Ehemann Volker über-

nahmen und modernisierten das Traditionshaus. In der „guten Stube“ an der Bahnhofstraße geben sich nach wie vor etliche Vereine die Türklinke in die Hand, Stammtische und ein großer Sparclub bereichern die Szene. Letzte große Veränderung war im August 2000 die Neueröffnung des Gesellschaftszimmers für bis zu 160 Personen. Für Heike und Volker Terhorst ist Beruf auch Berufung: „Wenn Sie die Gastronomie ohne Spaß machen, können Sie gleich wieder zumachen.“ Auf der umfangreichen Speisekarte, versehen mit schönen historischen Bildern aus Sterkrade, findet der Gast noch Mettwurstpfannekuchen und Westfälisches Bauernschnitzel, die Kleinen werden mit Hanswurst und Käpt'n Blaubär verwöhnt. Auch ein Fernsehteam der Deutschen Welle schwärmte von der Schnibbelbohnsuppe. Nicht nur für viele Sterkrader ist ein Besuch der Fronleichnamskirmes ohne eine Einkehr beim „Klumpen Moritz“ undenkbar. Theo Behle hat gar, mit Blick auf Kirmes-Heiligabend, eine musikalische Liebeserklärung an das Wirtshaus komponiert: „Beim Klumpen Moritz, Freunde, endet der Zug durch die Gemeinde...“

Zurück zu den Wurzeln will Marcus Wischermann, der im April 2003 für die Wiedergeburt der „Antony-Hütte“ sorgte. An der „Wiege der Ruhrindustrie“, wo 1758 die Geschichte der Gutehoffnungshütte mit der Inbetriebnahme der Eisenschmelze St. Antony begann, legte sein Ur-Ur-Opa Hermann Wischermann den Grundstein für ein Gasthaus, die Vollkonzession



„Zum grünen Klumpen“ hieß die wohl älteste Sterkrader Wirtschaft zunächst; 1871 wurde sie eröffnet

erhielt er 1884 durch den Grafen von Meerfeld. Ein Chronist weiß zu berichten: „In gewissen Abständen kreuzte der Graf auf der Klosterhardt auf. Er wusste einen guten Trunk zu schätzen, vor allem hatte

*In „Christa's Puppenhaus“ an der
Straßburger-/Lohstraße ist die Zeit
stehen geblieben*

er eine Schwäche für Cognac.“ Der jüngste Spross der bekannten Oberhausener Gastronomen-Familie fand erst auf Umwegen in diesen Beruf und in das altherwürdige Haus mit seinem attraktiven Gewölbekeller, das er in der vierten Generation führen wird. Bis 1981 war die Antony-Hütte von seinen Eltern betrieben worden, danach von unterschiedlichen

*Übernahm mit Sybille Seifert von Ria Kleine-Natrop
die gleichnamige Gaststätte an der Bebelstraße
in Alstaden: Dietmar Lorenz (2. v. r.)*

Pächtern und blieb zuletzt ein Jahr lang unbewirtschaftet. Beim Start versprach Marcus Wischermann: „Die Antony-Hütte war ein Magnet und soll es wieder werden.“

Von Anfang an eng mit der Oberhausener Kommunalpolitik verbunden war das „Hotel zum Rathaus“. Der Erlaubnischein für den Betrieb der Gastwirtschaft „Zum Rathaus“ stammt vom 26. März 1874 und ging an Franz Gaul, einen Malermeister. Obgleich die Ära seiner Fami-

*Ohne Bernd Schur und seine „Bauernstube“ wäre
das Stadtleben in Styrum kaum denkbar*

lie in dem Gasthaus 1967 endete, sagen viele Stammgäste noch heute: „Ich geh' zum Gaul.“ 1967 übernahmen Marie Luise und Norbert Braun die Regie und leiteten, u.a. mit der Erweiterung des Hotels,





eine ganz neue Epoche ein. Generationen von Politikern, Verwaltungsmitarbeitern und Geschäftsleuten saßen hier am legendären runden Tisch zusammen, fachsimpelten und trafen auch zu vorgerück-

Am Stammtisch im „Hotel zum Rathaus“ diskutierten schon Generationen von Politikern, Verwaltungsmitarbeitern und Geschäftsleuten



ter Stunde so manche knifflige Entscheidung. Vor 120 Jahren trank Bürgermeister Friedrich August Schwartz regelmäßig sein Bierchen, in der jüngeren Zeit zählten auch Maria Schell, Dieter Hallervorden, Günter Gaus und Rita Süßmuth zu den Gästen. Seinen Ruf erworben hat sich das Haus nicht zuletzt aufgrund seines vorzüglichen Weinangebotes. Von 1902 stammt das Haus des Gründer-

*Will aus der altehrwürdigen „Antony-Hütte“ wieder einen Magneten machen:
Marcus Wischermann*



stils am Ende der Mühlenstraße im Drei-Städte-Eck Oberhausen-Mülheim-Essen. Hermann Frintrop erwarb es vom Kaufmann Stille und musste ein akutes „Bedürfnis“ für eine Schankstätte nachweisen, um eine Konzession zu erhalten. Längst hatte sich bei Frintrop eine Amtsperson angesagt, um zu beobachten, wie viele Personen da so am Tage und in der Nacht vorbei zogen. Damals galt die Faustregel: Auf 400 Einwohner eine

Der „Uerige Treff“ am Friedensplatz wird von der bekannten Liricher Gastronomenfamilie Dehorn geführt, rechts im Bild Sohn Andreas

Schankstätte. Frintrop hatte zwölf Kinder und die hatten Freunde und Bekannte, die zum Hoch- und Runterflanieren auf der Mühlenstraße abkommandiert wurden. Das Bedürfnis wurde als solches an-

erkannt, die Konzession 1911 erteilt. 1978 stieg Hermann Frintrop in den elterlichen Betrieb ein und begann mit dem nicht leichten Abenteuer, die gutbürgerliche Gaststätte in ein Feinschmeckerlokal umzuwandeln. Er warb mit dem Werbeslogan: „Nachher ißt man immer klüger“. Doch als die ersten Edelfische auf der Abendkarte auftauchten, wartete Frintrop bis kurz vor 22 Uhr auf Gäste: „Dann kamen vier, drei wollten ein Steak.“ Gourmet-Kritiker beschreiben den Patron als „ruhig, bedächtig und bescheiden. Seine Stärke ist das Gefühl für den richtigen Zeitpunkt, wann das Gericht vom oder aus dem Ofen genommen werden muss.“ Und selbst die strengen Gault Millau-Vorschmecker lobten „sympathisch kräftige Gerichte mit rustikalem Einschlag, ein Zander im Speckmantel auf Sauerkraut oder ein etwas erleichtertes westfälisches Kraftgericht wie die gebratene Blutwurst auf Endivien in Kartoffeldressing. Wer keine Probleme mit dem Auto hat, wird sich auf das beste Weinangebot in Oberhausen freuen.“ Zwischen den Gängen staunt der Gast drinnen über ein großes Spiegelbüfett, draußen sitzt er in einem der schönsten Biergärten der gesamten Region.

Die Bockmühle in Klosterhardt zählt zu den ältesten gastronomischen Adressen in Oberhausen. Die erste Wirtschaft lag an der Bockmühlenstraße, errichtet von Heinrich Schmitz. 1837 heiratete Heinrich Wischermann ein, 1906 setzte dessen Sohn einen Neubau an die Ecke Teutoburger-, Mergelstraße. Der heutige Vorsitzende des heimischen Hotel- und Gaststättenverbandes und „Vater“ der Gastronomischen Meile, Paul Wischermann, übernahm das Haus 1967 von seinem Vater. Damals handelte es sich um eine Gaststätte mit Veranstaltungssaal und drei Fremdenzimmern. Über 35 Jahre hat er das Haus mit seiner Frau Ursula auf seine jetzige Größe von 82 komfortablen Zimmern mit gehobenem Restaurant, fünf Kegelbahnen, Sauna, Solarium, Whirlpool und Fitnessraum erweitert. Die Fertigstellung eines weite-

ren Anbaus mit neun zusätzlichen Zimmern im Fünf-Sterne-Standard steht an. Die Direktorin des Hotels ist heute Tochter Uschi, ihr Mann Hans Bruckschlegel ist mit der gastronomischen Leitung betraut. Beide sind stolz auf die Weiterbildung und Qualifikation ihrer Mitarbeiter, die bei bundesweiten Wettbewerben für viel Furore sorgen. Für hochkarätige Gäste gibt es einen eigenen VIP-Flur mit zwei Penthouse-Suiten. Hier ließen sich schon Victoria Beckham, David Copperfield, Claudia Schiffer, Peter Maffay, Til Schweiger, Sasha, Herbert Grönemeyer, Ben Becker, die Toten Hosen, Sarah Connor und Modern Talking verwöhnen. Inmitten einer sich rasant wandelnden Hotel-landschaft wirkt das Best Western Parkhotel wie ein verlässlicher Fels in der Brandung, hat aber gleichzei-



Veränderte die gutbürgerliche Gaststätte in ein Feinschmeckerlokal: Hermann Frintrop mit seiner Lebensgefährtin Andrea Loch

tig mit viel Mut zu unkonventionellen Ideen neue Kunden gewonnen. Gäste können die Burg Vondern exklusiv anmieten oder den Kult auf Schalke erleben: „Ob ich verroste und verkalke, ich gehe immer noch auf Schalke.“ Ein ganz ungewöhnliches Erlebnis ist die „Mondscheinfahrt auf dem Riesenrad“ im CentRO-

Freizeitpark. Dabei werden die 32 Riesenrad-Gondeln mit maßgefertigten Tischen und bequemen Sitzkissen für vier Personen ausgestattet und bei den kurzen Zwischenstopps am Boden das frisch zubereitete Menü mit italienischen Weinen kredenzt. Im „siebten Himmel“ gibt es dann beispielsweise beim dritten Gang ein Cassoulet von Langostinos, Jakobsmuscheln, Seeteufel auf Krebsrahmsauce mit Lauchgemüse und feinen Nudeln.

Auch in der Gastronomie-Szene wiederholt sich Geschichte nicht immer. Das gilt gerade auch für „die“ Nachrichtenbörse der Stadt, Fritz am Altmarkt. 1906 erwarb Carl Fritz Haus und Gastwirtschaft, die bis 1978 in Familienbesitz blieben. In dem beliebten Sportler-Lokal gab sich die Prominenz die Klinke in die Hand. Im Gästebuch fand man die Eintragungen von Dr. Kurt Schumacher, Herbert Wehner, Carlo Schmidt, Sepp Herberger, Willi Daume, Fritz Walter, Erwin Seeler, Max Morlock, Gottfried von Cramm, Siegfried Perrey, Ernst Huberty, Dieter Kürten, Veit Harlan, Jürgen Roland und Pater Leppich. Nur Konrad Adenauer, bei einer Wahlkampfkundgebung auf dem Altmarkt, schaute nicht vorbei. In der Nachkriegszeit galt Fritz am Altmarkt als die einzige Wirtschaft, in der man noch einen warmen Löffelstiel bekommen konnte, bis zu 150 warme Essen sollen täglich ausgegeben worden sein. Der 1976 verstorbene Sohn Carl Fritz, der „Häuptling der Rot-Weißen“, wusste aber auch von Blutvergießen zu berichten. So wurden vor der Eingangstür des Lokals im März 1920 vier Rotarmlisten standrechtlich erschossen.

Hätte es so manches Wirtshaus nicht gegeben, wäre die Stadtgeschichte wohl nicht anders verlaufen. Aber sie wäre ärmer gewesen. Das gilt auch für Hermann Kuß und Walter Schwill. Der eine legte sich, ebenso engagiert wie streitbar, auch schon einmal mit den Ordnungshütern im Rathaus an, denen er beim Hickhack um die Getränkesteuer ins Stammbuch schrieb: „Die Stadtverwaltung ist bereit, alles zu konzessionieren, was Theke und Toilette hat. Solange die Stadtverwaltung bereit ist, auf 150 Meter Front sechs Gaststätten zu konzessionieren, solange spreche ich dem Herrn Stadtkämmerer die innere Berechtigung ab, von Alkoholmißbrauch zu reden.“ Der andere war über viele Jahre das Synonym für Jugendszene in der Stadt und ließ dann „wilde Herzen“ im Theater auf

unnachahmliche Weise höher schlagen. Auch Wirte stehen zuweilen „auf der Bühne“: So wäre das Stadtleben in Styrum ohne Bernd Schur und seine „Bauernstube“, die 1874 als „Heidekrug“ eröffnet wurde, wohl kaum denkbar.

Die Dellwiger Traditionsgaststätte „Haus Matecki“ befindet sich an der früheren Schleuse III und ist seit 1910 in Familienbesitz. Sie war von Franz Möllmann unter gleichem Namen eröffnet worden. Schnell geriet sie zum Treffpunkt der Kolonisten. 1940 ging das Haus in den Besitz von Wilhelm Matecki über, der es bis 1960 betrieb. In dieser Zeit teilten sich Bergleute, Stahlarbeiter und Schiffer, die aufs Schleusen warteten, den Tresen. Diese Jahre waren auch die Hochzeit der Vereine, hier fanden Taubensportler, Fußballer, Billardspieler, Schützen und Karnevalisten ihr Zuhause. Da lag es nahe, dass sich Wilhelm Matecki 1956 zum Stadtprinzen künden ließ. 1960 ging die Gaststätte in den Besitz von Renate und Willi Matecki über. Auch sie hatten die eine oder andere Episode zu bewältigen, zum Beispiel bei der Wahlkampftour von Willy Brandt 1966. Nach der Rede des SPD-Politikers war die Gaststätte so voll, dass die Küche nicht mehr nachkam. Da fackelte Oberbürgermeisterin Luise Albertz nicht lange und half in der Küche aus. 1978 bauten die Mateckis die Gaststätte aus, mit einem Saal für bis zu 160 Besucher. Zu den Gästen, die die gute Küche schätzen, zählt auch der Volksbarde Heino, dessen Bild einen schon am Eingang begrüßt.

Als die Liricherin Helga Dehorn Anfang 1985 auf der Marktstraße das Traditionslokal Haus Wahl übernahm, herrschte noch pulsierendes Leben auf dem Altmarkt. Nicht nur Markthändler und -bummler brauchten, nach Fritz, endlich wieder eine Nachrichtenbörse. Groß geworden in der elterlichen Bäckerei und dann, an der Seite ihres Mannes Heiner, in der Lebensmittelbranche, stürzte sie sich in das Abenteuer Gastronomie, „weil das doch ohnehin unser Stammlokal war“. Der Erfolg gab ihr Recht, „der Laden“ brummte. Aber sie blieb ein unruhiger Geist: Im November 1991 eröffnete sie am Friedensplatz den „Uerige Treff“, in dem es das legendäre Düsseldorfer Alt erstmals „in der Fremde“ gab. Als „die jugendliche Frohnatur Liricher Art“ 50 wurde, gestand sie: „Ruhestand, nein, das bekommt mir nicht.“ Sie hält es mit dem Motto von Altoberbürgermeister Friedhelm van

den Mond: „Wer feste arbeitet, darf auch feste feiern.“ Aber sie weiß auch, dass der Erfolg viele Mütter und Väter hat: „Ich hatte immer Superpersonal.“ Ihren Gästen ist sie zuweilen auch Seelsorgerin am Friedensplatz, für City und Friedensplatz ein Motor für Aktivitäten - ob mit Matjesfest oder Modenschau. Viele Stammgäste können sich den Samstags-Frühscoppen ohne ihre Erbsensuppe nicht vorstellen. Und wenn es dann noch mittwochabends Reibekuchen und irgendwann eine Frischgemüsesuppe gibt, ist die Woche gelungen.

Überhaupt die Frauen: Ohne Wirtinnen gäbe es keine Oberhausener Gastronomie-Geschichte. Das gilt



Seeteufel auf Krebsrahmsauce im Riesenrad - serviert von Uschi Wischermann und Hans Bruckschlegel

für Ria Kleine-Natrop in Alstaden, die bis 2000, vor allem an der Seite vieler Sportler, in dem Familienbetrieb von 1923 ihren Mann stand, ebenso wie für Eleonore Reimann, die in Osterfeld eine Institution ist. Oder für Christa Neukamp: Als sie im Juli 2000 Geburtstag feierte, hieß es wahrlich: 60

Jahre und kein bisschen leise. Seit mehr als vier Jahrzehnten steht das Temperamentbündel an der Ecke Straßburger-, Lohstraße am Zapfhahn. 1908 kaufte Fritz Volkenborn das Eckhaus und führte mit seiner Ehefrau das Lokal, das später von Sohn Wilhelm und dessen Frau Gertrud weiter geführt wurde. Deren Tochter Christa setzt heute in dritter Generation die Familientradition fort. In „Christa's Puppenhaus“ ist die Zeit stehen geblieben, der Gast fühlt sich wie in einer nostalgischen Traumwelt, 200 Puppen, Plüsch, ein Piano und ein Tresen aus dem vorletzten Jahrhundert geben dem Haus einen einzigartigen Charme. „Gestohlen wird hier nichts“, versichern die Gäste. Im Puppenhaus und seiner einmaligen Atmosphäre tummelten sich schon Günter Lamprecht, Hilmar Hoffmann, Günther Ungeheuer und Dagmar Koller. Gespielt wird vorwiegend Popmusik aus den besten Jah-

ren, dazu gibt's Frikadellen, Mettbrötchen und Käschappen. Die Wirtin sagt: „Ich habe immer gerne Menschen um mich, und irgendwie sind wir hier eine große Familie.“ An den Wänden regiert derweil der Humor: „Wir fordern Männer - und keine Ersatzteile“. „Gott schütze dieses Haus vor Strom und Feuer, vor der Stadtplanung und der Steuer.“

Die Zeiten ändern sich, und manchmal auch die Sorgen einer Branche. Anno 1979 wagte Wilhelm Vogel die Vorhersage: „Es wird nicht anders möglich sein, als dass man an einem oder vielleicht sogar an zwei Tagen schließt und so die Arbeitszeit begrenzt. Und es wird auch nicht mehr machbar sein, dass der Gast noch um 11 Uhr abends Essen verlangt.“ Im Februar 2003 erklärten der heimische Hotel- und Gaststättenverband und sein Vorsitzender Paul Wischermann: „Eine Maßnahme könnte sein, das Auslaufmodell Ladenschluss in Deutschland endlich auszumustern. Wenn Gastronomie und Handel abends länger geöffnet hätten, wären die Innenstädte wieder voll. Deshalb die Forderung, das servicefeindliche Tür-zu-Gesetz zu einem Tür-auf-Gesetz zu ändern.“

Nicht zuletzt die Umstellung von der Mark auf den Euro bescherte dem Gastgewerbe schwere Zeiten. Aber der Humor sollte aus der guten alten Zeit hinüber gerettet werden: „Kam da gegen 23 Uhr ein eiliger Gast zu Fritz am Altmarkt und verlangte: ‚Einmal Muckelen.‘ Die Kellnerin sah ihn verdattert an: ‚Wie bitte?‘ fragte sie. ‚Muckelen!‘ rief der Gast, dass das ganze Lokal es hörte, ‚und bitte recht pikant!‘ Die Kellnerin schüttelte den Kopf: ‚Muckelen? Was sind denn Muckelen?‘ Der Gast tat beleidigt: ‚Was? Sie kennen keine Muckelen, das Delikateste von der Welt?‘ Die Gäste waren aufmerksam geworden, und es lief ein Raunen rundum: ‚Muckelen? Kennst du Muckelen?‘ Und der Herr überlaut dazwischen: ‚Was - auch Sie kennen keine Muckelen? Muckelen...!‘ - und er schnalzte mit der Zunge und sah herausfordernd zum Wirt herüber. Carl Fritz duckte sich ein wenig, zog sich aber klug aus der Affäre: ‚Muckelen - ja, ja. Aber die Küche ist schon geschlossen.‘ Der Gast stand auf: ‚Schade - und ich habe mich so auf die Muckelen gefreut. Na, dann bis morgen.‘ Und ging. Und eine Woche lang hinterher lief es durch die Stadt: ‚Muckelen - was, du kennst keine Muckelen? Köstlich, sage ich dir...‘

SOZIALES

Arzt in der Ferne

Seit fast zehn Jahren behandelt Dr. Klaus Kevenhörster im Auftrag der Hilfsorganisation „Ärzte für die Dritte Welt“ Menschen in Armenvierteln

VON BARBARA HOYNACKI

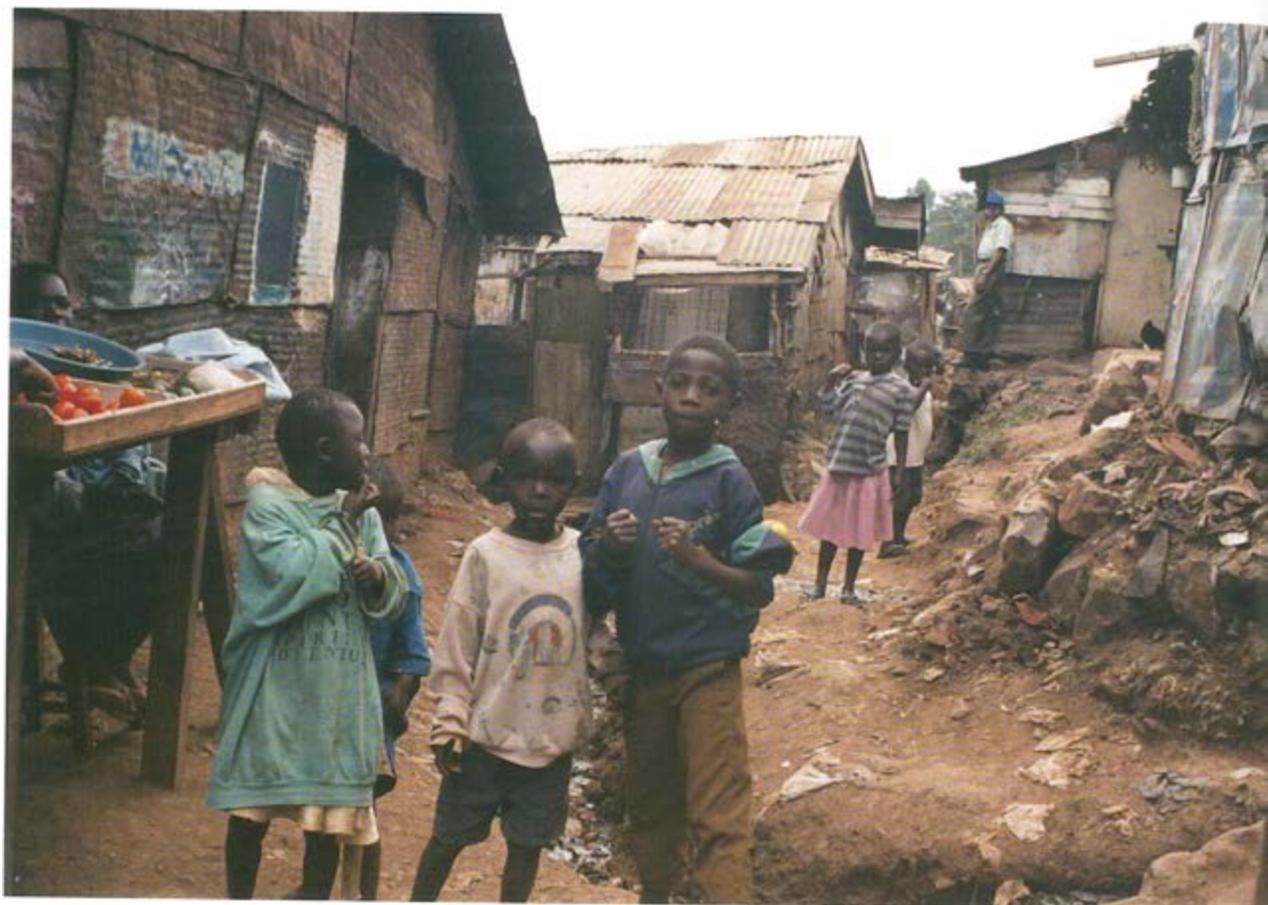


Geräte gibt's nicht: Dr. Klaus Kevenhörster kann bei seinen Untersuchungen, hier 1997 in einer Außenambulanz in Kalkutta, nur auf seinen Spürsinn und ein Stethoskop zurückgreifen

Holzvertäfelung. Das Haus an der Blumenthalstr. 52 in Mülheim-Styrum strahlt Wärme aus. Im Garten treibt der Wind mit den Halmen des fast drei Meter hohen Chinagrases sein Spiel. „Unverwüstlich“, sagt Klaus Kevenhörster, wandert mit dem Blick zum Strauch und lässt offen, ob er nicht sich selbst meint. Sein silbernes Haar steht Sturm. Er wählt den entferntesten Sessel, schafft räumlich Distanz, bevor er entglittene Momente erneut aufblitzen lässt. Geboren am 1. Juni 1932. Die Jugend in Haren an der Ems als erstes von vier Kindern. Die Mutter war Hausfrau, der Vater Geschäftsführer der Spar- und Darlehenskasse vor Ort..

Landarzt wollte Klaus Kevenhörster werden, engen Kontakt zu seinen Patienten halten, Hausbesuche machen, sich in Ruhe die großen und kleinen Sorgen anhören. Landarzt wie der Großvater mütterlicherseits eben. Die Eltern unterstützten seinen Wunsch, also studierte er Medizin, zunächst in Münster, dann in Innsbruck, Freiburg. „Damals war es noch kein Problem, mehrfach die Uni zu wechseln.“ Sagt's und zieht entspannt an der Pfeife.

Doch aus dem Traum vom Leben auf dem Land sollte nach dem Examen in Münster nichts werden. „Während meiner Ausbildung durchlief ich die Fächer Chirurgie, Geburtshilfe, Innere und Pathologie, danach arbeitete ich an der Essener Kinderklinik - und dort blieb ich, bis ich Facharzt war.“ Er lacht. Auf einer Fete der katholischen Studentenverbindung „Markomania“ lernte er 1956 seine Hedwig kennen. „Sie stammt aus der bekannten Oberhausener Anwaltsfamilie Huntgeburth“, bemerkt Kevenhörster nicht ohne Stolz. 1962 heiratete das Paar. Drei Jahre später ließ sich Klaus Kevenhörster in Oberhausen („im



Schatten des Amtsgerichts“) als Kinderarzt nieder. 8 Uhr Visite im St.-Elisabeth-Krankenhaus, von 9.30 bis 18 Uhr Praxis, danach Hausbesuche, oft bis 22 Uhr. Zwischendurch immer wieder Notfälle. Zu wenig Zeit für die Familie.

„Ich dachte immer wieder mal daran, ins Ausland zu gehen“, erzählt Kevenhörster rückblickend. Gebannt habe er damals etwa die Berichte vom Vietnam-Krieg verfolgt, von der Not der Flüchtlinge. „Das Rote Kreuz lag mit einem Schiff vor der vietnamesischen Küste, die Malteser unterhielten dort ein Krankenhaus“, erinnert er sich. Schon als Assistenzarzt in Essen war er selbst für den Malteser Hilfsdienst tätig geworden. Seit 1962 gehört er den Maltesern in Oberhausen an, gab dort viele Jahre lang Erste-Hilfe-Kurse. Familie und Praxis hielten ihn aber doch in Deutschland.

Kein Trinkwasser, kein Strom, keine Abwasserentsorgung: Die Menschen vor den Toren der kenianischen Hauptstadt Nairobi kämpfen täglich ums Überleben

Die alte Idee vom Aufbruch zu neuen Ufern wurde erst in der Trauer über den Tod seiner Frau wiedergeboren. Zwei Töchter, zwei Söhne und ihre Familien, vor allem aber auch die beiden Enkel stützen ihn heute. „Als meine Frau vor 16 Jahren an Leukämie starb, baute ich das Haus um, jetzt lebt meine älteste Tochter mit ihrem Mann und den beiden Kindern in der ersten Etage“, erzählt Kevenhörster. Endlich wieder Leben. So konnte er die Einsamkeit vertreiben, doch mit der Frage nach dem Sinn gelang ihm dies nicht. Der Zufall lenkte seine Schritte: „Während eines Kongressbesuches lief mir ein junger Kollege über den Weg, der für die ‚Aktion Sonnenschein‘ im südwestindischen Kerala ein Projekt zur Früherkennung und



Aus 1 Stück Holz besteht dieser Stuhl der Ifugao, einem Naturvolk im Norden der Philippinen

Therapie von Behinderungen leitete - er lud mich ein, ihn für zwei Wochen dorthin zu begleiten." Klaus Kevenhörster willigte ein. Was er dort sah, ließ ihn nicht mehr los: „Dieses furchtbare Elend.“

Als Klaus Kevenhörster nach seiner Rückkehr in einem Artikel las, dass die Hilfsorganisation „Ärzte für die Dritte Welt“ Mediziner sucht, meldete er sich sofort. „Ärzte für die Dritte Welt“ wurde 1983 in Frankfurt von dem Jesuitenpater Dr. Bernhard Ehlen gegründet. Innerhalb fester Langzeitprojekte arbeiten Ärztinnen und Ärzte in den Slums von Millionen-

Städten, bieten Kranken, die sich keinerlei medizinische Behandlung leisten können, in Gesundheitszentren eine kostenlose Betreuung an. Um die notwendige Kontinuität zu gewährleisten, sind ständig mehrere deutsche Mediziner vor Ort. Der gesamte Projekteinsatz ist ehrenamtlich. Spesenrechnungen oder Aufwandsentschädigungen gibt es nicht. Die Ärzte leisten selber noch eine Spende von mindestens der Hälfte ihrer Flugkosten. Ob in Indien, auf den Philippinen, in Bangladesh, Kenia oder Venezuela - zusammengearbeitet wird grundsätzlich mit einheimischen Schwestern und Fachkräften. „Nur so ist die notwendige Anpassung an Kultur, Mentalität, Sprache und Religion unserer Patienten gewährleistet“, hat auch Klaus Kevenhörster erfahren.

Im Sommer 1994 packte er für seinen ersten Einsatz in Kalkutta die Koffer. „Mein Herz klopfte bis zum Hals - ich war zwar in Allgemeinmedizin ausgebildet, aber Praxis hatte ich in all den Jahren als Kinderarzt gesammelt und so fragte ich mich, ob ich den Aufgaben, die da auf mich zukommen würden, gewachsen war.“ Die Landung ließ ihm keine Zeit mehr für Grübeleien. Im Geländewagen ging es raus zur ersten Ambulanz, die „Ärzte für die Dritte Welt“ vor 20 Jahren in Indien aufgebaut hatte. „Es ist, als hätte sich diese Fahrt in meinem Gehirn in ein Ölgemälde verwandelt, das ich noch genauso wie damals vor mir sehe“, sagt der 71-Jährige und fährt nachdenklich fort: „Wissen Sie, wenn Sie nie im Ausland waren oder nur Urlaubsreisen gemacht haben, sind Sie völlig fertig, wie die Leute in Kalkutta leben“. Der Moloch begrüßte seinen Gast mit spärlicher Beleuchtung. Lagerfeuer reihte sich am Straßenrand an Lagerfeuer. „Daran saßen ein paar Menschen, kochten für sich ein spärliches Abendessen.“ Rinder liefen über die mit Schlaglöchern gespickte Fahrbahn. „Mein Gott, wo kommst du hier bloß hin?“ fragte sich der Kinderarzt unruhig. Im Viertel der Ärmsten endete die Fahrt - direkt vor der Tür einer einfachen Ambulanz. „Zwei bis drei Untersuchungszimmer, ein überdachter Wartebereich - das war's.“ Keine Röntgengeräte, kein Labor. „Ich arbeitete nur mit meinen Augen und einem Stethoskop.“

Sicher, bei schwierigen Fällen gab und gibt es die Möglichkeit, gegen Bezahlung technische Leistungen in einer Klinik in Anspruch zu nehmen. „Die Hilfsor-

ganisation übernimmt dann für die Patienten die Kosten.“ Sechs Wochen blieb er in Indien. 1995 und '96 folgten Einsätze in Manila auf den Philippinen, '97 wieder in Kalkutta. Seinem Oberhausener Praxiskollegen Dr. Henry Hornstein hat es Klaus Kevenhörster zu verdanken, dass er seiner neuen Urlaubstätigkeit nachgehen konnte. „Er behandelte während dieser langen Wochen meine Patienten mit.“ 1999 stieg Klaus Kevenhörster schließlich komplett aus dem Praxisalltag aus und dafür verstärkt in die Hilfstätigkeit ein. Noch im gleichen Jahr standen Nairobi in Kenia, Dhaka in Bangladesh sowie Ost-Timor auf seinem Einsatzplan - und damit so unendlich viele Einzelschicksale, die ihm nicht mehr aus dem Kopf gehen.

Das von „Arnoldo“ zum Beispiel. Der 29-Jährige aus Ost-Timor litt an einer Lungen-Tuberkulose und konnte nur noch in der Hocke schlafen, weil er sonst keine Luft mehr bekam. „Ich dachte, er würde uns unter den Händen wegsterben, weil die Erkrankung schon soweit fortgeschritten war.“ Aber dank einer intensiven Betreuung kam Arnoldo wieder auf die Beine - konnte nach gut vier Wochen zurück nach Hause. „So etwas vergisst man nicht“, meint Kevenhörster. Erfolgsgeschichten wie diese genauso wenig wie Misserfolge.

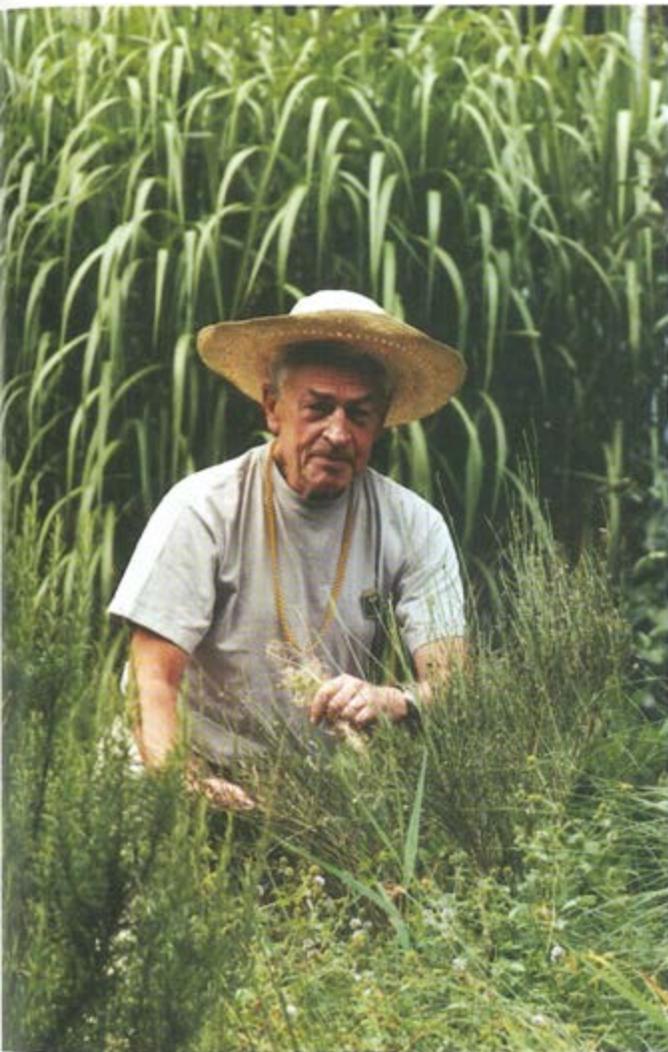
„Eine 21-Jährige, auch sie litt an Tuberkulose, hatten wir in Bangladesh gerade noch retten können, doch kaum war sie entlassen worden, verschlechterte sich ihr Zustand wieder, weil sie einfach nicht mehr zur Ambulanz kam, um sich ihre Medikamente abzuholen.“ Dabei seien die Tabletten für die Patienten kostenlos. „Aber oft genug fehlt die Einsicht.“ Ein letzter Versuch: „Ich fuhr mit einem einheimischen Übersetzer zu den Eltern der Frau und redete ihnen ins Gewissen.“ Was aus ihr wurde? Kevenhörster weiß es nicht. Ab und an erkundigt er sich bei seinen Kollegen von „Ärzte für die Dritte Welt“ nach dem ein oder



Täglich bis zu 100 Patienten warten stundenlang geduldig vor der Außenambulanz in Kalkutta, bis sie an der Reihe sind

anderen Patienten. Die Ungewissheit sei schrecklich. „Aber in solchen Fällen stoßen wir an unsere Grenzen - wir können ja nicht allen hinterherlaufen.“

Deprimierend auch die Zustände in Nairobi: Im Mathare Valley-Slum leben mehr als 150 000 Menschen auf engstem Raum. Meist ohne Trinkwasser, Strom, Abwasserentsorgung. Eingebunden in ein Sanierungsprojekt arbeitet „Ärzte für die Dritte Welt“ dort mit vier deutschen Ärztinnen und Ärzten auch gegen die Ausbreitung von HIV. „Wir versorgen dort täglich bis zu 400 Patienten.“ Gerade Aidskranke aber erhalten oft nicht die Arzneimittel, die sie benötigen: „Die Versorgung mit antiviralen Medikamenten klappt in Afrika noch nicht.“ Als eine an HIV erkrankte Frau zu ihm kam und dennoch um Hilfe bat, dachte er: „Mensch, da kann man ja doch nichts mehr machen.“ Immerhin gelang ihm eine Linderung der Begleiterkrankungen. „Als diese so schwer Kranke mich nach drei Tagen anlächelte und zu mir sagte, dass es ihr schon um so vieles besser gehe - da wusste ich, dass wir trotz allem eines niemals tun dürfen: aufgeben!“ Ohne die einheimischen Helfer aber liefe



*Unverwüstlich wie das fast drei Meter hohe Chinagrass in seinem Garten:
Dr. Klaus Kevenhörster*

nichts, weiß Kevenhörster. „Ohne die Schwestern etwa, die Gesundheitskurse geben, über Hygiene und Geburtenregelung und HIV-Schutz aufklären - dank ihnen sind sogar schon Selbsthilfegruppen für Frauen entstanden“, freut sich der Arzt aus Leidenschaft. Also macht auch er weiter, solange es die eigene Gesundheit zulässt.

„Die Fahrt, die Arbeitstage, das ist schon alles anstrengend, aber die Belastung ist eine ganz andere als

hier bei uns in Deutschland.“ Der zivilisatorische Stress falle weg. Um Unterkunft und Verpflegung brauche er sich nicht zu kümmern. Kein Fernsehen, kein Radio. Auch nach einem zehn bis zwölf Stunden Tag bleibe Zeit genug zum Lesen, zu Gesprächen mit den Kollegen, für kleinere Ausflüge an den Wochenenden. „In Manila wohnen wir zu dritt oder zu viert in einem Appartement.“ Enge, die zu starken Bindungen führen kann: „Die meisten Kolleginnen und Kollegen kenne ich mittlerweile besser als meine Nachbarn.“ Die einzige Abwechslung sei ein Gang über den Markt, ein Besuch bei den Patienten im Krankenhaus, vielleicht mal ein Tagesausflug zu den Reisterrassen.

Trotz Vorsorge besteht auch für die Helfer immer ein Restrisiko, sich selbst anzustecken. „Bislang ist zum Glück alles gut gegangen, bis auf einmal, da erwischte mich in Kalkutta das Dengue-Fieber, das ich aber unbeschadet überstand“, räumt Kevenhörster ein. Das war 1997, in dem Jahr, als Mutter Teresa starb. „Ich konnte leider nicht zu ihrer Beerdigung gehen.“ Zweimal hatte er diese bemerkenswerte Frau zuvor schon erlebt: „Von ihr ging eine unglaubliche Ausstrahlung aus, man merkte, da ist ein Mensch, der weiß, was seine Bestimmung ist.“ Als sie gestorben sei, hätten die Menschen kilometerweit vor ihrem Sarg Schlange gestanden. „Ganz Kalkutta wollte sich von ihr verabschieden und egal ob Christ, Buddhist oder Moslem - ihr Bild hängt in jedem Haus, in jedem Laden.“

Mit wenigen Mitteln viel ausrichten - ein Eindruck, der sich für Klaus Kevenhörster von Fahrt zu Fahrt verstärkte. Heute steht er bei „Ärzte für die Dritte Welt“ auf der Springerliste. „Ich habe ja Zeit, sobald ein Kollege ausfällt, fahre ich für ihn mit.“ Die „Wartezeit“ zwischendurch verbringt Klaus Kevenhörster mit Klavier spielen, ein wenig Gartenarbeit. Ab und an greift er auch zum Hobel und zimmert sich eine Bank oder einen Stuhl. „Neuerdings übertrage ich außerdem mein Tagebuch in den Computer, damit meine Kinder und Enkel später auch mal etwas davon haben, denn meine Schrift kann nun wirklich niemand entziffern“, sagt er schmunzelnd. Viele Alltagssorgen haben für Klaus Kevenhörster im Laufe der Jahre an Gewicht verloren. Geblieben ist die Erkenntnis, „dass wir in Europa im Vergleich zu den meisten Menschen dieser Welt auf einer Insel der Seligen leben“.

PORTRÄT

Von Mensch zu Mensch

Bärbel Höhn hat sich als Ministerin ihre Nahbarkeit bewahrt

VON MICHAEL SCHMITZ

Tisch 1 im Schlossrestaurant liegt fast in einer Nische, verschwiegen beinahe. Wir versinken in einer alten Polstergarnitur und warten nicht lange. „Hallo, hier ist Bärbel Höhn“, hatte sie sich ein paar Minuten vorher übers Handy gemeldet, „ich komme eine Viertelstunde später.“ Zehn der 15 Minuten sind vergangen, da ist sie da, ein kurzer Blick zu ein paar anderen besetzten Tischen, dann kommt sie zu uns. Es ist 19.25 Uhr. Bärbel Höhn versinkt im Polstersessel: „Ein Kännchen Kaffee bitte.“ Die Sitzung des nordrhein-westfälischen Landeskabinetts hat an diesem Dienstag im November 2003 eine Viertelstunde länger gedauert, sonst wäre die Ministerin für Umwelt und Landwirtschaft sogar fünf Minuten vor dem ganz kurzfristig fürs Jahrbuch 04 vereinbarten Termin gekommen. Zum Schluss, dann ist es nach 23 Uhr, wird sie sagen, dass es schön gewesen ist, mal wieder etwas in Oberhausen gemacht zu haben.

Denn all zuviel Zeit hat sie dafür nicht, in ihrer Heimatstadt aktiv zu sein, seit achteinhalb Jahren ist sie Umweltministerin in NRW, inzwischen dienstzeitälteste Landesministerin bundesweit in diesem Ressort. Schon die ersten Sätze aber verraten:



„Eine gesunde Ernährung ist der beste vorbeugende Gesundheitsschutz“

Bärbel Höhn ist alles andere als abgespannt oder gar dienstmüde. Auch am Ende eines „normalen“ Arbeitstages – einen Abendtermin hat sie für dieses Interview verschoben – wirkt sie topfit, gespannt und neugierig auf das, was jetzt kommen mag. Sichtliches Interesse gilt dem funkelneuen und klitzekleinen Aufnahmegerät, das wie eine Zimmerflak auf dem Tisch steht und angeblich sechs Stunden Speicherkapazität haben soll. Nach etwa zwei Stunden versagt das High-Tech-Gerät seinen Dienst, später wird ihm nur wenig zu entlocken sein.

Die Ministerin sprudelt sofort los: „Bei Terminen vor Ort bin ich froh, dass ich spontan bin, gerne etwas mit Menschen mache. Das kann man nicht lernen, entweder man hat's oder man hat's nicht. Mit Routine ist das nicht zu machen. So etwas hat mit der inneren Einstellung zu tun, es muss Spaß machen, etwas mit Menschen zu unternehmen.“ Und ihr macht es Spaß, auch wenn Bärbel Höhn zugibt, dass ihr die Jahre in dem verantwortungsvollen Amt mittlerweile auch Erfahrungen im Umgang mit der Öff-

fentlichkeit beschert haben. „Natürlich lerne ich einiges und mache dann in der nächsten ähnlichen Situation manches anders.“ Aber sie lebt auch damit, dass sie in ihrem Amt nicht überall willkommen ist: „Eine bestimmte Grundeinstellung ist notwendig. Als die Bunte Liste damals (1984) in den Rat kam, waren wir ja auch nicht willkommen, manche waren geradezu entsetzt.“

Die aktuelle Politik, das, wie es damals auf kommunaler Ebene anfing, es webt immer wieder den Gesprächsfaden, es ist wahrlich nicht einfach, Bärbel Höhn aus der großen Politik in die dagegen eher kleinteiligen Facetten des Privaten zu entführen. Immerhin lässt sich nach einer satten Stunde dann doch so einiges entlocken. Bärbel Höhn wird als jüngstes von drei Kindern eines Schuldirektors am 4. Mai 1952 als Bärbel Christensen in Flensburg geboren, in einer Diakonissenanstalt, die Tante ist Diakonissin. Sie hat einen älteren Bruder und eine ältere Schwester, die Eltern führen beinahe ein Nomadenleben, wandern hin und her, Wilhelmshaven, Plön, Heide sind nur einige

Stationen. Und das Elternhaus wird sie nachhaltig prägen. Der Vater ist überzeugter Protestant, die Mutter war Mennonitin, Angehörige einer evangelischen Freikirche, tritt zum protestantischen Glauben über, als sie heiratet. Auch wenn Bärbel Höhn noch während des Studiums aus der Kirche austritt, weil sie von der 68-er Bewegung geprägt war, „wir haben jede Institution hinterfragt und wollten uns möglichst nicht binden“, trägt und leitet die christliche Erziehung im Elternhaus noch heute mit entscheidend ihr Handeln.

In Wilhelmshaven wird Bärbel eingeschult, die 10. Klasse absolviert sie in Heide, ihr Abitur macht sie am mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweig auf dem Heisenberg-Gymnasium in Heide, einem gemischten Gymnasium. Zum Wintersemester 1971/72 beginnt sie ein Studium in Kiel, Mathematik und Volkswirtschaftslehre, bis zum Vordiplom fährt sie zweigleisig, dann spezialisiert sie sich auf Mathematik, macht dort ihr Diplom. Noch während des Studiums wird Bärbel Christensen schwanger, sie heiratet

und heißt fortan Bärbel Höhn. Eigentlich wollte sie ohne Trauschein mit dem Vater ihrer Söhne weiterleben, „der Trauschein ist nur ein Vertrag, es geht in einer Partnerschaft aber doch um Inhalte und Gefühle, uns reicht unsere Liebe“. Ein Zugeständnis auch an Eltern und Schwiegereltern: sie heiratet damals sogar kirchlich, einen Oberhausener Studenten, ebenfalls Mathematik, Sohn eines Bergmanns. Noch während des Studiums kommt Sohn Steffen am 25. Dezember 1975 zur Welt, Andreas wird am 13. Juli 1977 geboren. Der Vater war schon damals bei der Geburt dabei, wie das im hohen Norden und dann noch für freidenkende studentische Eltern üblich war, mit einer eigenen Hebamme. Die junge Familie wohnt in einem Bauernhaus in Tolsrüh nahe Eckernförde, das der Schwiegervater schon während der Bergbaukrise gekauft hatte.

1978, nachdem beide gerade ihr Diplom gemacht haben, lockt der Schwiegervater sie nach Oberhausen, nach Osterfeld. Hier hat er ein großes Haus nahe der Kokerei der Zeche Osterfeld, „und hier bekommt ihr Arbeit“. Womit er recht behält. Bärbel Höhn und ihr Ehemann bekommen im Dezember 1978 eine Stelle an der Universität Duisburg als wissenschaftliche Mitarbeiter, sie teilen sich den Job, schließlich sind beide Diplom-Mathematiker. Sie ist im Rechenzentrum zuständig für Statistik und Software, betreut Wirtschaftswissenschaftler und Soziologen, auch Ingenieure, Doktorarbeiten und Habilitationen. Heute sagt Bärbel Höhn rückblickend: „Mein Mann hat mich in seine Heimat geholt und ich fühle mich sehr wohl hier.“ Für eine „Nomaden“-Tochter ein beinahe sensationelles Bekenntnis, immerhin ist sie seit Juli 2003 schon 25 Jahre Oberhausenerin, „ich war noch nie so lange an einem Ort wie in Oberhausen“.

Dass Bärbel Höhn in den ersten Oberhausener Jahren zunehmend politisch aktiv wird, hat letztlich auch mit der Familie zu tun. Ihr erstes, hier auch spürbares Engagement ist in der Bürgerinitiative „Stadtelternrat Oberhausen“, ihr Einstieg in die Politik ist die Verbesserung der Kindergärten in Oberhausen, damit stellt sie sich automatisch gegen die vorherrschende Richtung. Aber 1968 war sie eben 16, politisiert, hatte während der Schulzeit und an der Uni an Demonstrationen teilgenommen. Diese „Schulung“ kommt ihr jetzt in Oberhausen zugute, man



kämpft außerparlamentarisch für einen Kindergarten in Sterkrade, der nicht zuletzt dank des Engagements von Bärbel Höhn auch eingerichtet wird, denn schnell ist sie einer der führenden Köpfe in der BL. Allüberall im Stadtgebiet ist sie an Infoständen präsent, informiert die Bürger/innen darüber, dass die Stadt zwar den Kindergarten will, aber nicht der Geldgeber, der Landschaftsverband Rheinland.

Dann erfährt Bärbel Höhn, dass der LVR gar nichts gegen den Kindergarten einzuwenden hat, die Stadt nur noch keinen entsprechenden Antrag gestellt habe. Da fordert sie einen LVR-Vertreter auf, ihr das doch schriftlich zu geben. „Mit diesem Brief bin ich zur Stadt, so ist unser Kindergarten an der Bremener Straße entstanden.“ Heute heißt der Kindergarten Stader Weg. Sie erinnert sich auch an eine Demo der BL mit Transparenten vor einer Oberhausener Ratsitzung auf dem Rathausvorplatz. Ein Redakteur der WAZ, ihrer Erinnerung nach hat es sich da um das heute noch allgegenwärtige Kürzel „hesto“ gehandelt, sei vorbeigekommen und habe zu den Umstehenden gesagt: „Geht doch hoch in den Ratssaal, was steht ihr hier unten rum.“ „Das haben wir dann auch gemacht, Lieder singend sind wir mit unseren Kindern hochgezogen, haben von Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond noch Schokolade bekommen und die Ratsitzung gesprengt. Als Mitglied der Bürgerinitiative war ich so zum ersten Mal im Ratssaal. Damals hätte ich nie gedacht, dass ich wenige Jahre später selbst da sitzen würde.“ Es ist, wenn man so will, Bärbel Höhns erster Schritt in die Politik.

Über die Bürgerinitiative kommt Bärbel Höhn, damals noch als Freie, keiner Partei angehörend, zur Bunten Liste, einem wahrlich bunten, zunächst außerparlamentarischen Zusammenschluss von DKP'lern, Grünen, Demokratischen Sozialisten, die teilweise kurz zuvor von der SPD abgesprungen waren, und Freien. Jetzt ist Bärbel Höhn mitten drin in der Kommunalpolitik, die BL tritt 1984 bei der Kommunalwahl an und wird prompt mit vier Sitzen in den Stadtrat gewählt. Noch ist Bärbel Höhn nicht dabei, aber ein Jahr später, soeben ist sie den Grünen beigetreten, rückt sie für Friedrich-Wilhelm Maaßen, der sein damaliges BL-Mandat abgibt, in den Rat nach.

Sie denkt an harte Zeiten zurück: „Wir wollte damals alles ändern, das hieß, wir mussten jede Vorla-

ge genau lesen, wir kannten uns ja noch gar nicht aus, auch nicht mit den Strukturen. Und ich hatte meinen Job an der Uni, meine Familie, unsere Kinder. Eine Hand hat die Suppe gerührt, die andere die Vorlage gehalten, um sie zu lesen. Dann, ha, das war auch gut. Ich war ja für Friedrich-Wilhelm Maaßen nachgerückt und damit für Finanzen zuständig. Ich habe mir alles klein für klein vom Kämmerer erklären lassen und der hat das auch bereitwillig und gut gemacht. Aber das war mir natürlich noch nicht genug. Die Grünen boten ein Seminar für alternative Sparkassenpolitik an. Wir wollten, dass die Sparkasse der Stadt billigere Kredite gibt, weil sie ihr Geld auf jeden Fall wieder bekommt. Wir haben alles begründet. Das war alles neu, für die etablierte Politik wie für die Sparkasse, Die musste jetzt ihr Verhalten erklären und jedes Jahr neu begründen. Ja, wir haben damals die Sparkasse schon ordentlich gequält. Aber sie schüttete anschließend auch mehr aus für Soziales und Ähnliches und vergab nach einiger Zeit auch günstigere Kredite.“

Der zweite Punkt ist die geplante große Giftmüllverbrennungsanlage, die Babcock in Lirich als Referenzanlage bauen will und die seinerzeit im offiziellen Sprachgebrauch Sondermüllverbrennungsanlage heißt. Bärbel Höhn und die BL durchschauen den Coup, der laufen soll. Der damalige NRW-Umweltminister Klaus Matthiesen (Höhns Vorgänger übrigens) will, dass Oberhausen dem Bau der Giftmüllverbrennungsanlage zustimmt und im Gegenzug der Stadt eine Landesgartenschau beschenken. Wohl kaum eine Protestaktion, der Widerstand gegen den Kahlschlag bei der Stahlindustrie in Oberhausen vielleicht ausgenommen, hat unsere Stadt in den 80-er Jahren so umgetrieben wie der gegen die Liricher Giftmüllverbrennungsanlage. Aber die BI schafft es gemeinsam mit der BL, breite Kreise des öffentlichen Lebens wie etwa Kirchen einzubinden. Der Rest ist Geschichte. Die Anlage ist nie gebaut worden, eine Landesgartenschau hat Oberhausen dennoch bekommen: 1999 als Bärbel Höhn, schon als Umweltministerin dafür zuständig ist. Sie gerät nachgerade ins Schwärmen,



wenn sie deren Erbe heute betrachtet: „Durch die OLGA und die IBA gibt es ein wunderbares Wegenetz für Fußgänger und Radfahrer fernab vom Autoverkehr. Kanal, Autobahn und Emscher wurden überbrückt. Die Stadt hat dadurch riesig gewonnen.“



Für Bärbel Höhn auch ein Gewinn für die Familie. Damals, als sie hier hergezogen sind, bekam der Sohn eine Bronchitis. Man zog zwar vorübergehend mal in die Stadt, dann aber wieder zurück ins Haus der Schwiegereltern. Sie denkt noch an die riesigen Gasleitungen und Werksbahnlinien, die es damals dort gab, auch an die Nähe zu Thyssen: „Heute sind hier Radwege ohne Verkehrskreuzung, links und rechts ist es grün, es hat sich total verändert, ist richtig toll geworden.“ Ähnlich wie in Duisburg-Bruckhausen, wo es auch eine Kokerei mitten im Wohngebiet gab, „die hatte entsetzliche Werte“. Jetzt ist das Problem entschärft, im Hafen eine neue Kokerei mit moderner Umwelttechnik entstanden: „Wir haben eine enorme Entlastung für die Bevölkerung geschaffen.“ Bis es zu solchen Verbesserungen kommt, sind aber harte Diskussionen auch mit Unternehmen zu führen: „Der Wegfall von 5000 Arbeitsplätzen wird dann immer als Drohung an die Wand gemalt.“ Aber wie früher in der Bürgerinitiative so ist Bärbel Höhn heute auch als Umweltministerin zwar nicht uneinsichtig, aber beharrlich und gegebenenfalls auch unnachgiebig: „Wir hatten im Süden von Duisburg die weltweit höchsten Dioxinwerte in der Luft. Dann haben wir eine Messstation dort hingestellt und die Industrie gezwungen, Filter einzubauen. Jetzt ist der Dioxin-Ausstoß um 95 Prozent reduziert.“ Gleichwohl gibt es in Duisburg immer noch eine problematische Umweltsituation.

Es ist wirklich ein Kreuz, aber irgendwann ist Bärbel Höhn auch wieder auf ihre Biografie zu bringen. 1985 wie gesagt Mitglied des Rates, wo sie bis 1989 bleibt, ihre Rededuelle mit Heinz Schleußer, der damals noch Fraktionsvorsitzender der SPD in Oberhausen ist, sind Legende. Bei allen gegebenen Unterschieden schätzen die politischen Gegner gegenseitig die Fachkompetenz, wenn es gilt, gewissermaßen aus

der Hand mit Zahlen aufzuwarten, ist Bärbel Höhn dem Elefantengedächtnis Schleußers ebenbürtig.

Das ändert sich auch nicht, als sie 1990 als Spitzenkandidatin der Grünen in den nordrhein-westfälischen Landtag gewählt wird. Damals hat sie beruflich eine wichtige Entscheidung zu treffen. Hat sie bis dato die Kommunalpolitik ehrenamtlich - nicht „nebenbei“ - gemacht, so muss sie jetzt wählen: Sicherer Job als fest Angestellte an der Uni oder der Schleudersitz einer Landtagsabgeordneten der Grünen, von denen niemand weiß, ob sie mehr als eine Legislaturperiode in Düsseldorf überleben werden. Bärbel Höhn entscheidet sich, Berufspolitikerin zu werden, lässt sich im Job beurlauben. Das Privileg, zurückkehren zu können, gibt damals den Ausschlag: „Ich wollte von der Politik nie finanziell abhängig sein, damit ich nichts gegen meine Überzeugung tun musste.“

Natürlich räumt sie ein, dass es, vor allem seit sie Ministerin ist für Umwelt und Naturschutz, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, auch Anerkennung und Privilegien gibt, die aufzugeben auch ihr nicht leicht fallen würde. Aber sie kennt auch die ersten Jahre in der Opposition im Landtag, wo die Grünen den Sozialdemokraten zunächst ebenso wenig willkommen sind wie seinerzeit die BL in Oberhausen. Und Bärbel Höhn macht sich als Fraktionssprecherin von zwölf Leuten einen Namen, in der Landesregierung zwar nicht beliebt, aber sie wird wie schon in Oberhausen von den Regierenden ob ihrer Kompetenz geschätzt, ob ihrer Gradlinigkeit aber auch gefürchtet.

Aber die Politik der Grünen kommt an bei den Menschen im Land, gerade der unnachgiebige Einsatz für die Umwelt, den Bärbel Höhn verantwortet und der schon Spuren hinterlässt, als sie noch in der Opposition sitzt. Den Lohn der Arbeit erteilen die Wähler bei der Landtagswahl 1995, die Grünen verdoppeln ihr Ergebnis von 1990 (fünf Prozent, damals sind es gerade 4000 Stimmen mehr als erforderlich), die SPD muss mit den Grünen koalieren, Bärbel Höhn bekommt einen Sitz im Landeskabinet, löst Klaus Matthiesen ab. Die bis dahin schon alles andere als kurze Arbeitswoche hat nunmehr 100 Stunden, 25 am Wochenende eingeschlossen, wenn Akten mit nach Hause genommen werden, zu deren Studium über die Woche oft wenig Zeit bleibt. Da genießt Bär-

bel Höhn es förmlich, wenn sie mal die Ruhe findet, sonntags eine Stunde in der Badewanne zu liegen, morgens gemeinsam und lange mit ihrem Mann zu frühstücken oder eben selbst am Herd zu stehen. Privat – endlich sind wir mal wieder dort angelangt – wird bei Höhns kaum Alkohol getrunken und seit Anfang der 80-er Jahre kaum mehr Fleisch gegessen, seit ihr Mann, der als Bergmannssohn natürlich mit deftiger Kost groß geworden ist, Probleme mit den Gelenken hatte: „Mit frischem Gemüse und Obst kann man so tolle Sachen kochen und Salate machen. Aber als Landwirtschaftsministerin esse ich natürlich auch Fleisch, schließlich bin ich auch für die viehhaltenden Betriebe zuständig.“

Beinahe grinsend erinnert sie sich an die Skepsis der Bauern und auch Jäger, als sie für die Landwirtschaft zuständig wurde. „Für von Heeremann war das damals wohl ein Doppelschock“, lacht sie, „eine Frau und dann noch eine Grüne war für einen Bauernpräsidenten wohl so ziemlich die härteste Zumutung. Bevor ich Ministerin wurde, haben mich viele Unternehmer auf die Jagd und die Hengstzucht angesprochen, die wussten, es wird sich etwas ändern.“ Vor allem aber für Bauern sieht Bärbel Höhn seither viele Vorteile. Die Nähe zu den Verbrauchern können sie mit der Regionalvermarktung nutzen: Frische Produkte, mehr Transparenz, eigene Versorgungsstrukturen, immerhin sei NRW inzwischen nach Bayern das Land mit den meisten Regionalprojekten. Dies sei eine Chance für Bauern und Verbraucher gleichermaßen. Sie habe außerdem den Bauern begreiflich machen können, „dass man aus Schiet Geld machen kann“. Aus Biomasse als Energieerzeuger: Gülle erst zu Energiegewinnung nutzen und dann ab aufs Feld damit. „Die Bauern werden die Ölscheichs des 21. Jahrhunderts“, feixt sie, „für diese Feststellung bin ich vor drei Jahren belächelt worden, heute kommen immer mehr und wollen aus Organik Energie machen. Das ist eine Jobmaschine: Wenn wir Öl durch Holz ersetzen, fällt zwar ein Arbeitsplatz im Ölbereich hier in Deutschland weg (die anderen sind in den Ölländern), aber dafür entstehen in Deutschland fünf neue Arbeitsplätze im Holzbereich.“

Klar, Solar und Windenergie sind weitere Energiezinsen, mit denen Bärbel Höhn wuchert. Kein Bereich werde neben der Landwirtschaft so subventioniert

wie die Energie. 130 000 Arbeitsplätze gebe es mittlerweile in erneuerbaren Energien. Selbst aus Kalifornien komme man inzwischen „und kauft unsere Windkraftanlagen“. Das sei doch ein riesiger Wirtschaftsfaktor. „Eigentlich müssten die Grünen das Wirtschaftsministerium beanspruchen“, schmunzelt sie, als sie gefragt wird, welches Ressort sie sich vorstellen könne, wenn es nicht Umwelt wäre. Und ein ganz wichtiges Argument für Bärbel Höhn: „Um Biomasse, Solar- und Windenergie gibt es im Gegensatz zu Öl keine Kriege und Tankerunglücke.“ Außerdem könne man Windkraftanlagen auch touristisch nutzen, „die Menschen steigen innen hoch und genießen den Rundblick aus dem Kopf der Anlage“.

Die Zeit in der Kommunalpolitik bezeichnet Bärbel Höhn auch für ihre nunmehr über 13-jährige Arbeit in Düsseldorf als außerordentlich wichtig: „Im Kommunalparlament habe ich gelernt, dicht an den Menschen zu sein.“ Natürlich werde man gerade mit dem Job auch ein Stück von ihnen entfernt, aber spätestens ab mittwochs – Montag und Dienstag sind Gremientage – will Bärbel Höhn soviel wie eben möglich im Land unterwegs sein, bis hin zum Jubiläum im Kleingartenverein.

Heiße Zeiten, sagt sie, habe sie inzwischen hinter sich, „da schmeißt einen nicht mehr so viel aus den Pantoffeln“. Wenngleich sie einräumt, dass sie bei der Diskussion um die Landeshundeverordnung nicht nur rhetorisch attackiert wurde. Die Hundebesitzer gingen ans Eingemachte, bescherten der Ministerin ein Jahr Polizeischutz. Noch heute demonstrieren Hundebesitzer einmal im Jahr vor ihrem Haus.

Und das bei einer Frau, die Berufliches sehr streng vom Privaten trennt: „Ich brauche einen bestimmten privaten Rahmen, wenn ich den ganzen Tag in der Öffentlichkeit stehe.“ Die Bärbel Höhn aber durchaus genießt, sie werde oft angesprochen, meist sei die Resonanz der Menschen sehr positiv. Aber Privates muss in der wenigen Freizeit sein. Raum für Hausarbeit hat sie zwar kaum, dafür gibt es eine Hilfe. Und Urlaub macht sie mit ihrem Mann inzwischen im Ausland. Als sie noch innerhalb von Deutschland verweist



sind, meist an die See, kamen im Urlaub garantiert Krisen, die sie zurückholten, dazwischen. Auch als sie Ostern urlauben wollte, musste Bärbel Höhn wegen der plötzlichen Geflügelpest bleiben. Kürzlich war sie in den USA, da hat sie sogar mal wieder, was selten vorkommt, selbst am Steuer eines Autos gesessen, es gebe Sachen, die man eben nicht verlernt. Als sie letztens nach 30 Jahren in einer Fernsehsendung unerwartet eben mal stricken sollte, habe sie sofort auch wieder Maschen aufnehmen können.

Nein, sie beschwert sich nicht, sie findet, wenn auch selten, ein paar Stunden, um im Garten Vögel zu beobachten oder Schmetterlinge, um sich an Pflan-

zen zu freuen, zu radeln oder zu joggen oder zu lesen. Im Urlaub schwimmt und schnorchelt sie gern. Und sie freut sich schon auf die Enkel. Der jüngste Sohn ist schon verheiratet, „ich freue mich darauf, irgendwann einmal die Oma-Rolle zu haben“. Oma im Revier, für das sie mit Leidenschaft wirbt. „Die ganze Geschichte vom Ruhrgebiet ist erstaunlich. Vor 100 Jahren war das eine Sumpflandschaft, hier und da ein Dorf. Dann kamen Millionen von Menschen.“

Und damit auch die Belastungen für die Umwelt. Aber inzwischen sei man sogar dabei, aus der Emscher wieder einen Fluss zu machen. Doch durch Kohle und Stahl seien nicht nur die Menschen von überall gekommen, auch Pflanzen seien mit denen von Kohle und Stahl gebrauchten Zusatzstoffen eingewandert. Zum Beispiel aus Norwegen, im Landschaftspark Duisburg-Nord gebe es auch Pflanzen aus Südafrika, die nur auf dem sonnenerwärmten Teer überleben.

Besonders betont Bärbel Höhn, dass NRW, vor allem das Ruhrgebiet, ein Einwanderungsland ist: „Hier ist ein wirklicher Schmelztiegel, dadurch haben wir verhältnismäßig weniger Fremdenfeindlichkeit und Kriminalität. Trotzdem müssen wir immer versuchen zu integrieren und keine Ghettos zu schaffen. Die sind für die Stadtentwicklung und für die Gesellschaft ein Problem.“ Das frühere Bild von NRW sei längst vollkommen überholt. Bärbel Höhn erinnert an sechs Millionen Menschen, die im ländlichen Raum

leben, in der Eifel, am Niederrhein, im Sauerland oder im Teutoburger Wald. Aber man mache daraus zu wenig, Urlaub auf dem Bauernhof, Essen nach alten Rezepten („Essen ist Kultur, ein gesellschaftlicher Faktor, diese Werte wollen wir den Menschen stärker vermitteln. Eine gesunde Ernährung ist der beste vorbeugende Gesundheitsschutz.“), die Natur genießen, „diese zusätzliche Lebensqualität findet immer mehr Anhängerinnen und Anhänger“. Stolz ist Bärbel Höhn darauf, dass sie jetzt mit der Bevölkerung in der Eifel den ersten Nationalpark des Landes in Szene setzt, bei 11000 Hektar ist man schon, am 1.1.2004 soll die Nationalparkverordnung in Kraft treten. Sie erinnert sich an ein Foto auf Seite 1 der WAZ. Der Halterner Stausee sah von oben aus wie eine griechische Insel.

Die Begeisterung für NRW ist es, die Bärbel Höhn nicht schmerzen lässt, dass sie nicht Landwirtschaftsministerin im Bund wurde, als das Berliner Kabinett umstrukturiert wurde und sie für den Posten heiß gehandelt wurde, wenngleich sie zugibt, dass es sie gereizt hätte: „Aber dann hätte ich mich viel zu oft und zu lange von meiner Familie trennen müssen. Das wäre ein gravierender Einschnitt ins Private gewesen, ein zu gravierender.“ Sie, die ihre Offenheit gleichzeitig für ihre Stärke und eine ihrer Schwächen hält, die in der Umwelt, der Sozial- und der Friedenspolitik auch ihre persönlichen Schwerpunkte sieht, die wieder viel mit der Kirchenmacht, in den letzten Jahren sogar ein paar Mal u.a. im Weseler Dom gepredigt hat, sie ist bei aller Politik, von der sie insgeheim wegen der Nähe zu den Bürgern und der Erlebnisse wie Erfahrungen, die sie da sammeln konnte, rückblickend für sich selbst vielleicht die Zeit auf kommunaler Ebene am meisten schätzt, sie ist ein Familienmensch, der mit Stolz berichtet, dass sie vor wenigen Wochen mit 130 Leuten die Diamantene Hochzeit ihrer Eltern gefeiert haben, dass ihre Mutter, die vor der Hochzeit mit dem späteren Berufsschuldirektor Einzelhandelskauffrau war, immer noch im DRK ehrenamtlich aktiv ist. Abgesehen davon, dass sie unaktive Menschen nicht gerade schätzt, findet sie an Menschen eigentlich immer etwas Positives.

Ihr Vater ist jetzt 88, die Großeltern sind um die 90 geworden, Bärbel Höhn kurz nach 23 Uhr zum Abschluss des Gesprächs: „Ich will mit meinem Mann gemeinsam 104 werden.“





Rudi Holtappel hat sein Archiv geöffnet und interessante historische Fotos auf den folgenden Seiten mit der Wirklichkeit konfrontiert

gestern/heute



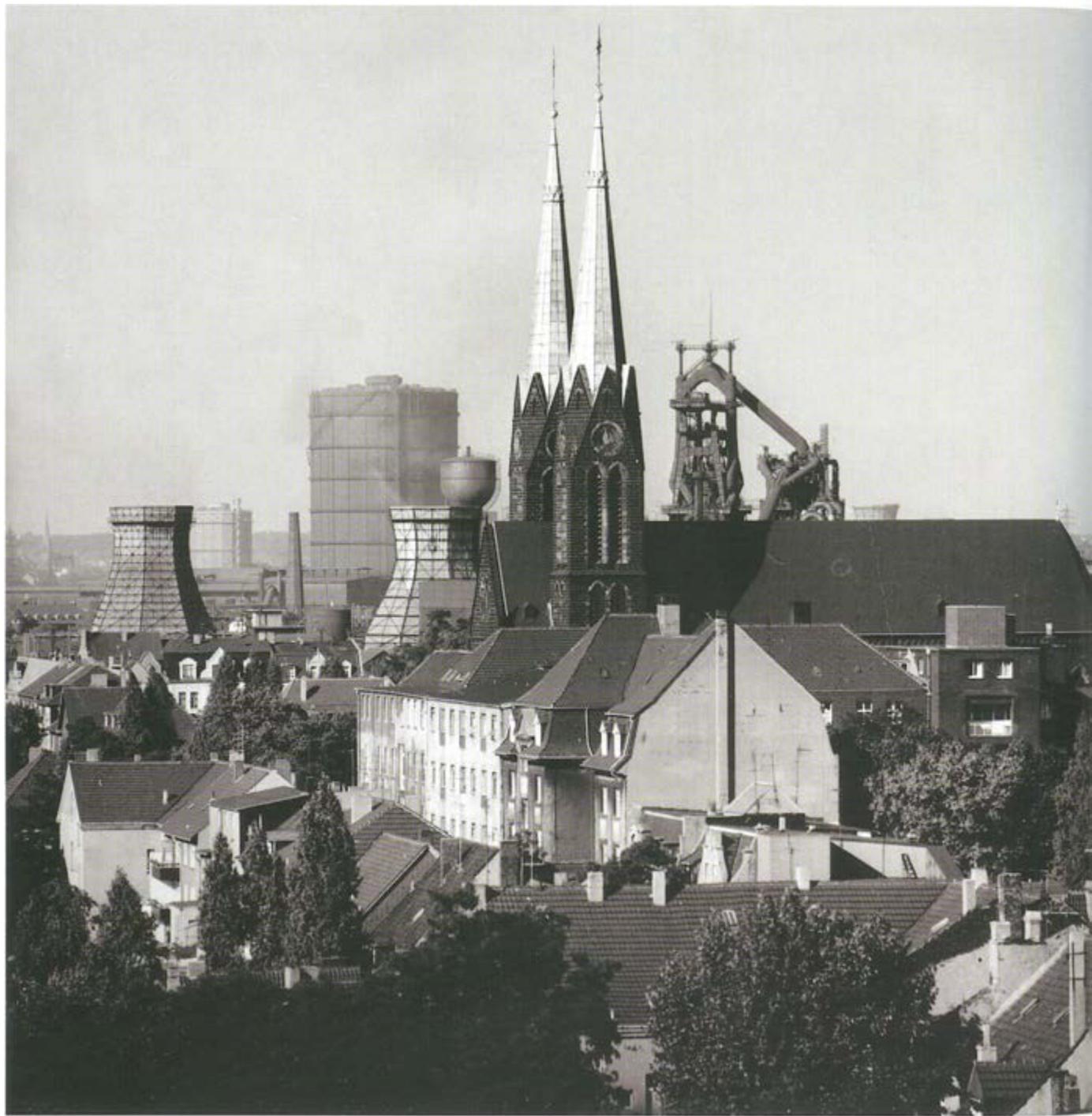
Einst fuhr die Straßenbahnlinie 4 noch von der Rolandstraße über die Mülheimer Straße in die Marktstraße ein. Seit Jahren heißt es hier für die Autofahrer: rechts oder links abbiegen.



gestern/heute



Den industriellen Wandel zeigt diese Perspektive von der Kreuzung Buschhausener-/Duisburger Straße beinahe unvergleichlich. Früher qualmte hier die Halde, heute rauchen die Schloten der Gemeinschafts-Müllverbrennungsanlage Niederrhein.



gestern/**heute**



Die Einmaligkeit, die der Blick vom Rathaus-Dach bietet, hat Jahrzehnte überdauert. Gestern wie heute erhebt sich die Marienkirche als einziges Oberhausener Gotteshaus mit zwei Türmen über dem Rathaus- und Theaterviertel in den Himmel.



gestern/**heute**



Längst verschwunden sind Protagonisten der Oberhausener Stahlgeschichte, die man von der Brücktorstraße aus sehen konnte. Inzwischen geht es hier rund um die Uhr mit „Tatütata“ quer durchs Wohngebiet zu den unzähligen Einsätzen der Feuerwehr.



gestern/heute



Die mächtigen Schornsteine der Stahlkocher rauchen nicht mehr längs der Essener Straße. Wo einst Zigtausende an den Hochöfen malochten, arbeiten heute ein paar hundert Menschen „Umsicht“ig und satt begrünt an modernsten Umwelt-Technologien.

SPORT

Die Weichen ins zweite Jahrhundert sind gestellt

Die Vereinsgeschichte des OTHC ist auch ein Stück Stadtgeschichte

VON GUSTAV WENTZ

Das erste Bild, das als Beleg für die Ausübung des Tennissports beim Oberhausener Tennis- und Hockey-Club stehen darf, zeigt feine Damen in langen weißen Kleidern, mit prächtigen Hüten auf den eleganten Köpfen und Herren würdigen Blickes, mit dunklen Anzügen und Fliegen auf weißen Hemden bekleidet. Auf den Sport deuten nur zwei Umstände: Unzweifelhaft stehen (und sitzen) neun Damen, acht Herren und zwei junge Mädchen auf einem Tennisplatz, und: Eines der Mädchen hält ein Schild, auf dem zu lesen ist: „Internationales Damen Tennis-Turnier“. Wie es ausgegangen ist? Da schweigt die Überlieferung.

Es ist dies nicht die einzige Stelle, an der es ein wenig „klemmt“ in der Geschichte dieses Vereins, dessen Mitglieder meist nur vom „Club“ sprechen, wenn sie ihn meinen. Im Jahre 2003 hat er jedenfalls sein 100-jähriges Bestehen gefeiert – mit Fug und Recht wohl, vor allem aber in einer angemessenen und heiteren Atmosphäre. Was ja in diesen Zeiten nicht selbstverständlich ist – erst recht nicht für einen Sportverein, der sich zudem seit vielen Jahrzehnten unter anderem ins Panier geschrieben hat: „... in je-



Die neue vereinseigene Anlage des OTHC an der Arenastraße in der Neuen Mitte Oberhausen

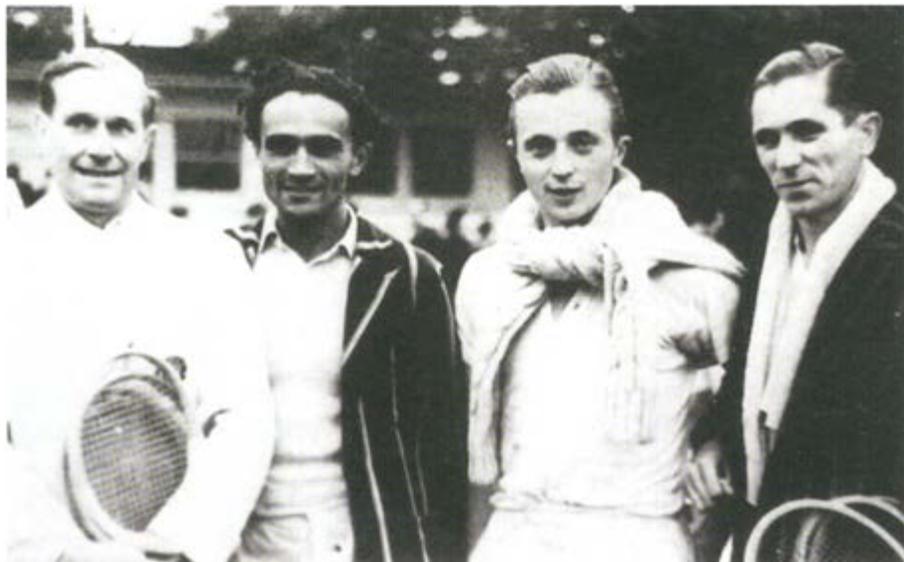
der Sportart eine spielstarke Spitzenmannschaft herauszustellen, die fortlaufend aus der Jugend ergänzt wird.“

Aber bleiben wir in der Chronologie, so ungesichert sie speziell für die Anfänge auch ist. Im Jahre 1902 gründet sich in Berlin der Deutsche Tennisbund, dem exakt 179 Vereine aus dem Deutschen Reich angehören. Da wurde wohl schon gespielt in Alt-Oberhausen, denn es gibt Erinnerungen an einen

ersten Platz am Fuße des Galgenberges (heute: Grillo-park), schließlich an einen Asphaltplatz in Nähe des Werksgasthauses (wo das erwähnte Foto entstand), und dann gab es noch einen Court am heutigen John-Lennon-Platz (damals noch nach dem Grafen Haeseler benannt).

Der Kaisergarten wurde erst 1904 Heimstatt des Clubs, der weder einen historisch überlieferten Namen (wahrscheinlich: Oberhausener Tennisverein) führte noch eine (ganz und gar ungewöhnlich) schriftlich fixierte Satzung besaß. Übrigens hatte er auch keinen gewählten Vorstand, sondern einige Herren (vielleicht auch Damen), die sich um die Geschicke des Tennis-Pioniers kümmerten. Das taten sie mit viel Leidenschaft. Denn an Veranstaltungen war der junge Verein nicht arm. Jährlich gab es zwei Vergleichskämpfe (gegen den am Kahlenberg beheimateten Mülheimer Tennisverein) sowie interne Turniere. Diese dienten sicher nicht nur als Vorwand für anschließende Feste im damals ebenso beliebten wie exquisiten Restaurant Kaisergarten. Woher kamen die Leute, die sich dem aus England gekommenen Sport verschrieben hatten? Nun, sicher ist, dass sich der Verein aus zwei Gruppierungen speiste: Da war die alteingesessene „Gesellschaft Haidblümchen“, und da war die mit ihr nicht wenig verwobene und in der Stadt der damaligen Zeit schier omnipräsente Gutehoffnungshütte (GHH). Der 1. Weltkrieg hemmte bestimmt die Entwicklung, denn erst 1921 gab es im Kaisergarten einen zweiten Platz, seit 1927 konnte sogar auf vier Plätzen gespielt werden. Sportler brauchen Heimat, und darum bauen Sportler sich Clubhäuser. Auch das geschah in der zweiten Hälfte der 20-er Jahre, in denen sich der Club auch eine Satzung samt der dazugehörigen „Vereinsorgane“ schuf. Zu den Tennisfreunden gesellten sich

in jenen Jahren andere Sportsleute, die statt des Rackets mit einem anderen Schläger hantierten, dem Krummstab. In die 20-er Jahre fällt auch der Beginn des Hockeysports, der – wie Tennis – aus England ins Rheinland gekommen war und sich nicht von ungefähr im Grafenbusch seine erste Heimat gesucht hatte. In der immer noch schönen und historisch hochinteressanten Siedlung im britischen Cottage-Stil wohnten etliche der leitenden GHH-Männer mit ihren Familien. Bis zum offiziellen Zusammenschluss ver-



„Tennis-Baron“ Gottfried v. Cramm (l.) 1948 im Kaisergarten; rechts Paul Kleemann, damaliger Daviscup-Crack des OTHC (†2003)

gingen zwar noch einige Jahre, aber schon zur Mitte der Zwanziger tauchte der Begriff „Oberhausener Tennis- und Hockey-Club“ auf. Offiziell wurde er allerdings erst im April 1931: Da beschlossen die Mitglieder beider Lager die Verschmelzung und gaben sich diesen Namen.

Es war schon die Rede von dem Leistungssport-Gedanken, der offenbar schon früh da war. Auf regionaler Ebene gab es den Niederrheinischen Tennis-Turnier-Club (NTTC), der bis zur Auflösung durch die Nationalsozialisten 1933 existierte. OTHC-Spieler waren stets an vorderster Stelle in den Ranglisten präsent, und auch als Team bildete der OTHC eine Macht. Dass 1935 zwei weitere Plätze in Betrieb ge-

nommen werden konnten, spricht für den Umstand, dass hier konsequente Aufbauarbeit geleistet wurde – schon jahrelang leistete sich der Club zwei Tennislehrer. Als 1938 der Tennisklub Schwarz-Weiß Oberhausen eingegliedert wurde, hatte der Club rund 200 Mitglieder – eine erstaunliche Zahl.

Aber er zählte da auch schon längst zu den prominentesten Tennisvereinen im Gebiet an Rhein und Ruhr, hatte Glück mit offenbar hervorragenden Vereinsführern und durfte sich stets der besonderen Gunst der GHH erfreuen, die längst das Protektorat übernommen hatte. „Protektorat“, das ist ein längst aus der Mode gekommener Begriff, der schwer zu übersetzen und zu vermitteln ist. Das war mehr als ein „Hauptsponsor“ und anders als „Mäzen“, das Sich-Kümmern um Belange und Interessen, eine Art „Beschützen“, finanziell gewiss, vor allem aber auch personell. Zu den vornehmsten Aufgaben des Protektors gehörte eben, dass es dem „Kind“ zumindest so ging, dass es nicht Schaden nahm.

„Tennis-Baron“ adelte den Club

Schaden nahm der Verein natürlich im 2. Weltkrieg. Aber er hielt sich in Grenzen, und als 1945 die Waffen endlich verstummten, sammelte auch der OTHC die Scherben ein. Vier Plätze hatten den Krieg überstanden, engagierte Männer gab es auch, und schon im Sommer 1945 wurde der Spielbetrieb wieder aufgenommen – im kleinen Rahmen des absolut Möglichen. Zum Glück aber gab es überhaupt noch Plätze und gab es noch Leute. In der Nachbarschaft war dies nicht überall der Fall, so dass schon schnell eine spielstarke Mannschaft da war – unter anderem hatten Spieler den Weg zum Kaisergarten gefunden, die in der angestammten Heimat nichts mehr vorgefunden hatten. Dass der britische Stadtkommandant, Colonel Robinson, begeisterter Tennisspieler war und gern im Kaisergarten aufschlug, war sicher nicht von Nachteil. Schon 1947 wurden Instandsetzung und Ausbau des Clubhauses in Angriff genommen, doch im gleichen Jahr holten die Schatten des Krieges den OTHC ein: Bei einem Turnier gegen Etuf Essen explodierte ein in einem Schutthaufen verborgener Blindgänger. Wie durch ein Wunder, berichten die Chroniken, gab es nur einen Todesfall zu betrauern: Hilde Koehne, geborene Funke-Kaiser, starb.

Es ging weiter, und ein Jahr später adelte der große

Gottfried von Cramm, der „Tennis-Baron“, die Anlage mit dem ersten einiger Gastspiele, für die Paul Kleemann, Daviscup-Crack des OTHC, sorgte. Ja, der OTHC wuchs zur Macht im Tennis- und auch im Hockeysport. Das Jahr 1951 markiert einen besonderen Höhepunkt: Die Tennis-Herren schlugen den Rochusclub Düsseldorf mit 9:0 und wurden Niederrheinmeister (weitergehende Titelkämpfe wurden nicht ausgetragen), die Tennis-Damen schafften den Aufstieg in die höchste Spielklasse. Da standen die



Dieses Bild aus dem Jahre 1903 ist der erste Beleg für Tennis im späteren OTHC

Hockeyspieler nicht nach: Gegen Uhlenhorst Mülheim spielten sie um die Westdeutsche Meisterschaft, das Damen-Team agierte – wie die Tennis-Kolleginnen – in der höchsten Liga.

Immer wieder wird der OTHC in den folgenden Jahren Ausrichter von internationalen Ereignissen – Hockey-Länderspiele, Schaukämpfe mit der kontinentalen Tennis-Spitzenklasse. Fast waren solche Ereignisse Alltag im Vereinsleben, zumal der OTHC mit seinen wackeren Vorständlern sich keiner Herausforderung verschloss, sie bereitwillig annahm. Zum Sport gehören Auf und Ab, vor allem aber eben die Bereitschaft, sich Höhen und Tiefen zu stellen, beide als neue Aufgabe zu begreifen. Das hat der OTHC stets getan.

Als sich vor allem in den 70-er und 80-er Jahren die Sportwelt unter dem wachsenden Einfluss von Professionalisierung und Kommerzialisierung zu

verändern begann, standen die OTHC'er - zumindest im Bereich Tennis - nicht abseits. Zwar kamen die erfolgreichen Cracks jener Jahre nicht mehr ausschließlich aus den eigenen Reihen, aber in kleinen und vorsichtigen Schritten tastete sich der Club an die Erfordernisse des Profi-Zeitalters heran, zeigte, dass er im Konzert der Großen mitspielen wollte. Es bedurfte langer und zahlreicher Anläufe, aber 1994 war der Sprung in die Tennis-Bundesliga geschafft. Dass Oberhausen ein Jahr später sogar im Endspiel um die Deutsche Meisterschaft stand (und verlor) - es



Die erfolgreichen Hockey-Herren des Jahres 1951 gaben stets eine gute Figur ab

war für Insider kein Wunder, sondern das Ergebnis beharrlicher und - auch finanziell - aufopferungsvoller Arbeit.

Umzug in die „Neue Mitte“

In diese Zeit fällt eine entscheidende Zäsur, die eng mit der Stadtentwicklung verbunden ist. Der eingeleitete Strukturwandel der einst von der Montanindustrie abhängigen Stadt findet einen Höhepunkt in der Schaffung des Stadtteils „Neue Mitte“. Und um dem traditionsreichen Hüttengelände zwischen Alt-Oberhausen und Osterfeld nicht nur geschäftliches Leben einzuhauchen, ist der Plan einer Umsiedlung gereift. Im April 1993 geben die Mitglieder dem Drängen der Stadt nach und beschließen den Umzug der zu klein gewordenen Anlage. An der Arenastraße entsteht die neue Anlage. Neun Plätze, eine Halle mit drei Plätzen, ein Clubhaus, nach langen Mühen endlich auch ein

Kunstrasenplatz für die Hockey-Abteilung, deren Herren sich allen Widrigkeiten zum Trotz in der Oberliga gehalten hatten. Das Kapitel „Tennis-Bundesliga“ wird 1999 aus finanziellen Gründen mit der Lizenz-Rückgabe vorerst ad acta gelegt, aber ein Jahr später wird das Unternehmen Aufstieg in Angriff genommen, erfolgreich, denn 2002 gelingt die Rückkehr ins Oberhaus. Und auch beim Hockey gibt es einen Aufschwung, der sich im Aufstieg zur Regionalliga manifestiert.

Der OTHC heute und morgen? Nach einer unglücklichen Saison - zu gern hätte die Tennis-Abteilung im Jahre des stolzen Jubiläums die Deutsche Meisterschaft gefeiert - beschlossen die Verantwortlichen, erneut die Lizenz abzugeben. Tennis der höchsten Klasse, der Weltklasse eben, ist momentan nicht zu finanzieren. In der Verbandsliga wird ein neuer Anlauf unternommen, und die Macher haben mit der Zusammenstellung des neuen Teams bereits signalisiert, dass sie die Drittklassigkeit nicht ertragen wollen. Die Hockey-Herren werden sich im Frühjahr 2004 der Regionalliga-Abstiegsrunde stellen müssen. Hier ist viel frisches Blut zu sehen, das zur Hoffnung auf eine gute Zukunft berechtigt. Mit etwas mehr als 400 Mitgliedern (je etwa zur Hälfte Tennis und Hockey) und einer starken Jugend im Rücken ist die Struktur gesund. Das gesellige Leben im Verein ist längst nicht mehr so ausgeprägt wie einst, aber dieses Schicksal teilt der OTHC mit wohl allen anderen Sportvereinen. Früher wurde dem „Club“ oft ein gewisser Dünkel nachgesagt, der sich wohl aus seiner exponierten Lage im Kaisergarten einerseits und der historisch gewachsenen Exklusivität der Mitglieder andererseits ergab.

Das ist längst vorbei. Als das „Hundertjährige“ gefeiert wurde, erwiesen zwar zahlreiche prominente Vertreter von Politik, Wirtschaft, Vereins- und Verbandsleben ihre Reverenz, aber die Feier wurde dominiert von jugendlicher Frische, sportlichem Anspruch und heiterer Atmosphäre - ohne Dünkel, ohne Arroganz, mit Lebensfreude, mit Zuversicht. Der OTHC ist ein starkes Stück Oberhausen, und er wird es auch im zweiten Jahrhundert seines Bestehens bleiben. Alle Weichen sind gestellt.

KULTUR

Wo niemand auf Godot wartet

Die Kleinstädter Bühne im ehemaligen Lito-Palast Sterkrade

VON HERTA HOLTAPPEL

Oberhausenern die Kleinstädter Bühne zu erklären, das wäre wie Eulen nach Athen tragen oder Kohlen in den Ruhrpott. Und doch gibt's dort immer noch und immer wieder gutes, altes Neues zu entdecken. Besonders Letzteres, denn seit 2000 hat die Amateurbühne ein neues Zuhause im ehemaligen Lito-Filmpalast in Sterkrade.

Nachdem die Disco „Old Daddy“ diesen Schauplatz verlassen hatte, sah es dort wüst aus. So ziemlich alles musste renoviert oder von Grund auf erneuert werden. Jeder kann sich davon heute überzeugen, dass ein wirkliches Schmuckkästchen entstanden ist. Die wunderschöne Decke erinnert alte Kinogänger immer noch an die 50er/60er Jahre, und wo der Betonblock für die Disco-GO GO-Girls stand, gibt's heute wieder die Bretter, die immer noch die Welt bedeuten. „Die Stadt hat uns großzügige Mietbedingungen eingeräumt“, sagt Heinz Muzik, seit nunmehr 33 Jahren Spielleiter und seit 1996 Träger des Bundesverdienstkreuzes. Wenn man ihm bei den Proben zusieht, wie er ruhig und ganz ohne Stimmgewalt seine Regieanweisungen gibt, kann man verstehen, dass seine Schauspieler ihm gerne folgen.



Ab in die Maske: auch für das Ensemble der „Kleinstädter“ vor jeder Aufführung unverzichtbar

40 Leute sind es, die dieses, besonders von den Sterkradern sehr geliebte Haus in Schwung halten. „Schade“, sagt das Publikum, „dass sie nicht das ganze Jahr spielen.“ Das ganze Jahr? Das geht nicht, denn alle Mitglieder des Hauses sind berufstätig und arbeiten ausschließlich ehrenamtlich. Ob Garderobiere, Platzanweiser(in), Bühnentechniker, Hausmeister, Klein- oder Hauptdarsteller, alle sind uneigennützig in ihrer Freizeit dabei. Wenn eine wie ich dumme fragt, was das denn bringe, kommt die Antwort: „Spaß, was denn sonst?“ und „Familienmitglieder lassen sich ihre Dienste untereinander doch nicht bezahlen!“ In der Tat, wie eine große Familie wirken sie, und wie eine große Familie wirkt auch ihr Publikum. Man kennt sich untereinander. Die Kinder sind auch dabei, springen in der Pause über Stühle und Treppen, sitzen aber mucksmäuschenstill während der Aufführung. Die ist mal wieder gut, eben weil man den Mitwirkenden den Spaß an der Arbeit anmerkt. Und dann natürlich die Stücke, die ja das größte Vergnügen bereiten.

„Leider müssen wir immer wieder auf Stücke aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zurückgreifen“, sagt Heinz Muzik, „die in unserer Zeit entstehenden sind zu banal. Nichts als eine Aneinanderreihung von Witzen und dummen Sprüchen, die sich höchstens für die Karnevalsbütt eignen.“ Das Publikum möchte aber den Handlungsfaden erkennen. Diesen Publikumswunsch erfüllen vor allem Lustspiele, Komödien, Schwänke, je komischer, desto beliebter. Auf Autoren wie Bachwitz, Reimann, Blum-

einmal nicken, als ich in meiner ersten Rolle auf der Bühne stand“, sagt Karl Bartsch. Auch seine Frau Renate macht mit. In einer Position, ohne die auch die Kleinstädter Bühne nicht auskommt: als Souffleuse. Abwechselnd mit Angelika Knaup wird sie den Schauspielern bei Bedarf was flüstern. Inzwischen ist auch schon die neunjährige Enkelin dabei.

Zur neuen Ära Litopalast gehört das Kindertheater. Für die Erwachsenen Lustspiele und Komödien, für die Kleinen Weihnachtsmärchen und Kinder- und Ju-

gendtheater. Hier werden alle Kinderrollen auch mit Kindern besetzt. Gerda Veerbek und Senta Korte, die sich um die Theaterarbeit mit Kindern kümmern, haben keine Nachwuchssorgen. Die Söhne und Töchter der „Kleinstädter“ bringen ihre Freunde und Freundinnen zum Vorsprechen mit. Zur Zeit entsteht unter der Leitung Senta Kortes „Pipi Langstrumpf“. Premiere ist am 20. März 2004. Auch erwachsenes Publikum ist willkommen.



Für ihre Kostüme sorgen die Schauspieler selbst und alle Kulissen entstehen in Eigenarbeit

enthal zum Beispiel, muss immer wieder zurückgegriffen werden. Lustspielautoren, die das Publikum mitnehmen in eine verzwickte Handlung, in der es den Mitwirkenden auf der Bühne im Wissen um die nächste sich anbahnende, urkomische Katastrophe, immer um eine Nasenlänge voraus ist.

Am beliebtesten sind Stücke mit möglichst vielen, verschiedenen Charakteren. Da können dann auch alle beschäftigt werden. Wenn nicht, gibt es Doppelbesetzungen. Klein angefangen haben ohnehin alle einmal. Das geht von der Garderobe über Platzanweisung bis zum ersten kleinen Röllchen. „Ich durfte nur

So tritt die nächste Generation ganz natürlich in die Fußstapfen der Eltern. Es ist wie beim Fußball. Dort werden die Jungen ähnlich gefördert, bleiben in der Verantwortlichkeit der großen „Familie“. So mancher hat bei der Theaterarbeit sein (Ehe)Glück gefunden. „Aber“, scherzt Muzik, „bei uns darf noch lange nicht Jeder geheiratet werden.“

Computerfachleute, Elektroniker, Finanzbeamte, Rentner, Arzthelferinnen, Hausfrauen und noch jede Menge anderer Berufe, in denen die Mitwirkenden ihre Brötchen verdienen. 70 Probenabende, bis ein neues Stück perfekt ist, und das ist noch nicht alles. Für ihre Kostüme sorgen die Schauspieler selbst. Nur ab und zu muss mal ein (meist antikes) Teil ausgeliehen werden. Sämtliche Kulissen entstehen in Eigenarbeit.



Auch die Verbeugung vor dem Publikum im „Bürgersaal Litopalast“ muss geprobt werden

Nicht zu vergessen: das Möbelhaus Zimmermann, wo schon in der zweiten Generation für die richtige Ausstattung auf der Bühne gesorgt wird. Fehlt vielleicht noch eine Truhe? Bitte sehr, es wird notfalls ein Schaufenster ausgeräumt.

Und was macht Hausmeister Helmut Meyer, der gute Geist des Hauses? Der kann, bitte sehr, ein Haus vorführen, das jederzeit aussieht wie frisch gebadet. Für die abendlichen Proben heizt er immer schon mal ein bisschen vor, muss sich aber fragen lassen, ob man eintreten darf, so ganz ohne Pantoffeln.

Gespielt haben die „Kleinstädter“ eigentlich überall gerne. Ob im Kaiserhof von 1949 bis 1970, wo das Publikum an Tischen saß, Alkohol konsumierte und so viele Zigaretten, dass die Darsteller zuweilen kein Publikum mehr sahen. Unmengen Wasser standen in den Kulissen für die verqualmten Hälse bereit. Von 1970 bis 1974 war die Spielstätte der Evangelische

Gemeindsaal, von 1974 bis 1984 die Gaststätte Luft. Von 1984 bis 2000 zeigte man im Sophie-Scholl-Gymnasium, was man alles mit der Schulaula anfangen konnte.

Nun also der „Bürgersaal Litopalast“. Zur Eröffnung ließ es sich Herbert Veerbek, langjähriger 1. Vorsitzender des Vereins, nicht nehmen, als Hausmeister mit Kittel, Eimer und Besen vor den Vorhang zu treten und das Publikum in dieser Aufmachung, „die Handwerker sind gerade raus“, zu begrüßen. Vor insgesamt 556 Sitzplätzen singen und spielen gern auch auswärtige Gäste. So gastierten zum wiederholten Male der Jugendchor Ruhrpott-Pourie, Die Junge Kammeroper Köln und das Gala-Konzert Mario Taghadossi und Freunde.

Der Ansturm auf die besten Plätze muss ab der Spielzeit 2003/2004 nicht mehr sein. Alle Plätze sind neuerdings nummeriert. Bleibt die Empfehlung für alle, die sie noch nicht kennen: Überwindet die Grenze (den Kanal) und entdeckt die liebenswerten „Kleinstädter“ in ihrer „kleinen Stadt“.

SHOPPING

Alles muss raus!

Im Centro sorgen rudernde Officer für die Sicherheit der Besucher

VON ACHIM BEER

Wie alles im Centro klingt auch die Frauenstimme aus dem Lautsprecher unbeirrbar freundlich. Doch die Wortwahl der Dame macht klar, dass der Einkaufsspaß fürs erste vorbei ist: „Sehr geehrte Gäste“, klingt es durch die Mall, „hier eine dringende Durchsage. Wegen eines technischen Problems bitten wir Sie, das Einkaufszentrum sofort zu verlassen. Bitte bewahren Sie unbedingt Ruhe und begeben Sie sich auf dem kürzesten Weg zu den Ausgängen oder gekennzeichneten Notausgängen. Benutzen Sie nicht die Aufzüge und nicht die Rolltreppen. Folgen Sie den weiteren Anweisungen unseres Sicherheitspersonals.“ Das ganze wird wiederholt, und zwar in Englisch und Niederländisch.

Wer die Bekanntschaft dieser Stimme macht, sollte tatsächlich nicht lange zögern, ihrem sanften Druck nachzugeben. Denn die Centro-Verwaltung räumt ihr Haus nur in enger Absprache mit Feuerwehr und Polizei - und nur dann, wenn es unbedingt nötig ist. Erst einmal haben die Sicherheits-Manager mit einem Knopfdruck die Tondatei gestartet und abgespielt. Wenn sie es tun, muss also schon Gefahr im Verzug sein. Ein Brand, eine Bombe - alles ist möglich.



Immer auf Achse im Dienst der Kunden

Im September ließ die Meldung aufhorchen, dass das Centro unter der Last von in den Himmel gewachsenen Versicherungsprämien zu leiden habe. Auf 400% seien die Versicherungskosten seit dem 11. September 2001 gestiegen, teilte Centro-Geschäftsführer Michael Grundmann der lokalen Presse mit. Damit musste er auch der breiten Öffentlichkeit in Erinnerung rufen, was die Besucher sonst lieber verdrängen: Die Versicherungen betrachten Anlagen wie das Einkaufszentrum als mögliche Terrorziele. Daher braucht das Centro Mitarbeiter, die sich rund um die Uhr um die Sicherheit des Objekts und seiner Besucher kümmern, und zwar gründlich.

Einzelnen von ihnen begegnet man schon beim Bummel durch die Mall. Will man mehrere sehen, muss man hinter eine Tür in den Gängen der Centro-Verwaltung im ersten Stock sehen. Diese Tür ist codiert, nur mit Magnetkarte kann man sie öffnen. Auf ihr steht: „Security Department“. Das Schild ist nicht irreführend, denn hinter ihm betritt man eine Welt, in

der alles und jeder eine englische Bezeichnung zu haben scheint.

Da sind zum Beispiel die „Officer“, Streifengänger in der Mall, den Parkhäusern und auf der Promenade, die ihren Dienst in drei Schichten tun. Besucher erkennen sie an ihren Uniformen: anthrazitfarbene Hose, weißes Hemd, grüne Krawatte mit gelbem „O“, der Schriftzug „CentrO“ auf dem Hemdkragen. Vor jeder Schicht treffen sich die Officer zum „Briefing“, einer Dienstbesprechung. Hier bringt der Leiter der vorangegangenen Schicht seine frischesten Kollegen auf den neuesten Stand.

Und hier, hinter der verschlossenen Tür, hat auch der Stab seine Büros. Chef der Abteilung ist Heiko Kurzawa. Er trägt zivil, das heißt Anzug und Krawatte. In seinem hellen Büro am Ende des Flurs hat er Platz genommen und sagt: „Terroristen haben viel Phantasie. Also müssen wir ebenfalls Phantasie haben.“ Doch welche Szenarien es sind, die Kurzawa und seine Mitarbeiter sich da ausmalen, muss geheim bleiben. Um den Terroristen keine Anleitung zu geben, sicher. Und um das Publikum nicht zu beunruhigen – auch das muss in einem Kaufhaus bedacht werden.

Egal, was Terroristen sich ausdenken mögen - eine schnelle Räumung des CentrO gehört immer zum Konzept der Sicherheitsleute. Devise: Alles muss raus! Ungewohnte Stille ist das erste, was die Besucher von einer Räumung mitbekommen: Das Ersterben der allgegenwärtigen Musik in den Geschäften,



Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser

vor allem in denen mit Junge-Leute-Mode. Dann die Stimme aus dem Lautsprecher. Schließlich werden CentrO-Officer mit rudernden Arm-Bewegungen die Menge zu den Notausgängen drängen. „Innerhalb von neun Minuten muss das Retail Center leer sein“, sagt

Kurzawa. Dass das nicht nur bei Übungen, sondern auch im Ernstfall klappt, weiß die CentrO-Verwaltung seit 2001.

Damals, als in Amerika und Europa die Angst vor dem Bio-Kampfstoff Anthrax umging, wurde im Lüftungssystem des CentrO ein Koffer gefunden. Nach intensiven Beratungen mit Feuerwehr und Polizei entschloss sich das CentrO-Management zur Räumung. Es war gegen

Mittag, etwa 8000 Besucher schlenderten durch die Mall und über die Promenade. „Aber alles funktionierte reibungslos“, sagt Kurzawa, auch der Koffer entpuppte sich später als ungefährlich: Es war der Werkzeugkoffer eines Elektrikers, der ihn dort vergessen hatte.

Seither schweigt die elektronische Stimme. Bevor der CentrO-Besucher durch einen Terror-Anschlag zu Schaden kommt, ist es ohnehin wahrscheinlicher, dass er einen Kreislaufkollaps erleidet oder stürzt und sich ein Knie aufschlägt. In diesem Fall wird er sich in einem eigens eingerichteten Sanitätsraum im Erdgeschoss wiederfinden, wo Sicherheitsleute ihn so lange versorgen, bis der Notarzt kommt. Manchmal geht dem Notarzt-Einsatz auch eine Rangelei auf der Promenade voraus: „Natürlich gibt es Nächte, in denen auf der Promenade nichts passiert“, sagt Kurzawa. „Aber dann kommt wieder eine Nacht, in der wir fünfmal den Rettungswagen rufen müssen.“ Mit Offi-



*Alles im Blick:
Sicherheitschef Heiko Kurzawa*

cern, die durch das nächtliche Highlife auf der Promenade patrouillieren, versucht Kurzawas Sicherheitsdienst, Auseinandersetzungen zwischen Promenaden-Besuchern gleich im Keim zu ersticken. Wer sich davon nicht beeindruckt lässt und die Atmosphäre stört, den geleiten die Männer zur Haltestelle und setzen ihn in den Bus. Wiederzukommen braucht er nicht: Denn wer sich nicht benimmt, dem wird ein Hausverbot aufgebrummt.

Aber wie überwacht man ein Hausverbot ganz ohne Türsteher? Unmittelbar neben Kurzawas Büro befindet sich eine weitere Tür. Dahinter das Herzstück der Abteilung, der Kontrollraum. Hier halten rund um die Uhr und an 365 Tagen im Jahr drei Mitarbeiter Wache. Ihr Job: Fernsehen, aber nicht zum Vergnügen.

Auf acht Videobildschirmen verfolgen der „Controller“ und der „Assistant Controller“ das Geschehen im CentrO. In der Mall, in der Oase und sogar auf der Promenade sind flächendeckend Videokameras angebracht. Besuchern fallen die kleinen Kunststoffkugeln meist gar nicht auf. Doch mit ihrer Hilfe kann die Besatzung des Kontrollraums fast in jeden Winkel der Anlage lensen. Selbst den Freizeitpark haben die Männer gut im Blick.

Über einen Joystick steuert der Assistant Controller die Kameras, deren Bild er sich je nach Bedarf per Knopfdruck auf den Monitor holen kann. Fällt den Mitarbeitern etwas auf, zoomen sie näher ran, und verfolgen das Objekt ihres Interesses Schritt für Schritt. „Jemand, dem ich Hausverbot erteilt habe, erkenne ich auch nach einem halben Jahr noch, wenn er das erste mal wieder einen Fuß ins CentrO setzt“, sagt der Controller. Das Gedächtnis der Monitor-Männer funktioniert gut, trotzdem werden die Bilder der Kameras auf Videobändern für eine kurze Zeit aufgezeichnet.

Haben der Controller oder sein Assistent in der Masse der CentrO-Bummler einen ausgemacht, der ihnen verdächtig vorkommt, dann setzt der Controller die Officer, die draußen Streifen laufen, per Funkanweisung auf seine Spur. Doch spektakuläre Verfolgungsjagden werden CentrO-Besucher nicht erleben: „Wann immer wir uns schnell bewegen müssen, benutzen wir die Rettungswege“, sagt der Controller. Das sind lange schmucklose Gänge, die hinter den Geschäften parallel zur Einkaufsstraße verlaufen. „Da hinten kommen wir erstens schneller vom Fleck, als im Gedränge der Mall“, sagt der Sicherheits-Mann. Und fügt hinzu, dass es zweitens auch diskreter ist: Denn nichts würde die Einkaufsatmosphäre mehr stören, als wenn Security-Männer mit schnellen Schritten durch die Menge pflügten.

Ihre Aufmerksamkeit müssen die Officer schon früh am Morgen unter Beweis stellen: Wenn sie zwischen acht und halb zwölf Uhr jemanden aufgreifen, dann sind es meist Kinder und Jugendliche: „Seit 2002 gibt es bei uns ein Schulschwänzerprojekt in Zusammenarbeit mit dem Schulamt der Stadt“, sagt Sicherheitschef Kurzawa. Und das funktioniert so: Natürlich sagen die Ertappten erst einmal, dass ihre Schulstunde ausgefallen wäre. Die Sicherheitsleute

klären das durch ein kurzes Telefonat mit der Schule. Sind im Klassenzimmer Stühle frei geblieben, bekommen die Schüler einen Zettel in die Hand gedrückt, den sie im Sekretariat abzugeben haben. Die Bestätigung, dass die Schüler nach dem Rauschmiss aus der Mall auch wirklich den Weg zurück auf die Schulbank gefunden haben, lässt das CentrO sich faxen - mit Stempel der Schule versteht sich.

„Wir wollen damit verhindern, dass die Jugendlichen schon frühzeitig auf die schiefe Bahn geraten“, sagt Kurzawa. „Damit leistet das CentrO einen Beitrag gegen die Jugendkriminalität.“ Nebenbei schreckt die erste Bekanntschaft mit den Officern natürlich auch vom späteren Ladendiebstahl ab - es sollte zumindest.

Natürlich wissen auch die Langfinger, dass nicht jeder kleine Laden im CentrO eigene Detektive beschäftigt. Aber wenn sie erwischt werden, gibt es praktisch kein Türmen: Die Geschäfte haben eine Standleitung zum Kontrollraum, über die sie die Officer alarmieren können. Die Kameras gucken zu, und an den Ausgängen warten schon die Herren mit den gelben „O“s auf der Krawatte.

Um Autoknacker kümmert sich unterdessen eine Streife, die im grün-weißen Jeep durch die riesigen Parkhäuser patrouilliert. Fällt den Officern etwas auf, dann greifen sie ein. Vor allem aber, berichtet Sicherheitschef Kurzawa, hat es die mobile Streife mit Besuchern zu tun, die den Weg nach draußen nicht mehr finden. Auch ihnen hilft die Security weiter.

Nicht nur Besucher verirren sich auf den Straßen und Wegen von Oberhausens neuer Mitte. Auch Krankenwagen, Feuerwehr, selbst die Polizei bekommt Unterstützung von der Security: Wenn etwas passiert ist, geht der Jeep vorne an der Essener Straße in Stellung - und führt die Hilfe auf dem schnellsten Weg heran.

Im CentrO ist eben an vieles gedacht. Als hätte es dafür noch eines Beweises bedurft, gibt es sogar eine fertige Lautsprecherdurchsage für Fehlalarme: „Sehr geehrte Gäste“, meldete sich daher nach dem harmlosen Kofferfund des Jahres 2001 noch einmal die sympathische Frauenstimme, „erfreulicherweise konnte das technische Problem behoben werden. Sie können jetzt ihren Aufenthalt im CentrO unbesorgt fortsetzen. Wir danken Ihnen für Ihr Verständnis und wünschen Ihnen einen schönen Tag im CentrO.“

Neubau eines Logistikzentrums

für



LEKKERLAND
tobaccoland



WIRTSCHAFT

*Im Frühjahr 2003 war es noch eine
Computer-Animation: Das neue
Logistikzentrum am Holtener Waldteich*

Libellen, Lebenshilfe und Logistik

*Das Gewerbebiotop
„Waldteich“*

VON HEINZ INGENSIEP

Der Name täuscht: Von einem Wald kann hier kaum die Rede sein. Aber wer sucht, der findet ihn: den Teich. Ökologen singen ein hohes Lied auf dieses Zufallsprodukt aus der Bergbau-Vergangenheit. Ökonomen würden auch gerne jubeln, denn der „Waldteich“ ist in den 90er Jahren eigentlich ihnen gewidmet worden.

„Wechselnde Wasserstände haben einen strukturreichen Offenlandlebensraum geschaffen, der den un-

terschiedlichsten Tierarten als Nahrungs-, Brut- oder Durchzugsrevier dient. Amphibien, Wat-, Wasser- und Greifvogelarten, Fledermäuse, Heuschrecken und Libellen sind seit 1992 erfasst worden. Zahlreiche Blütenpflanzen, besonders der feuchtigkeits- oder auch nässeliebenden Arten, konnten kartiert werden . . . Nicht nur örtliche, sondern landesweite Bedeutung hat das Waldteichgelände als Lebensraum für Libellen. Mit 21 Arten wurde in jüngster Zeit die mit Abstand höchste Artenzahl an Libellen im Oberhausener Stadtgebiet registriert. Neben den noch verbreitet zu findenden gesetzlich geschützten Libellenarten wurden eine vom Aussterben bedrohte Art und mehrere stark gefährdete Libellenarten der sogenannten „Roten Liste“ nachgewiesen. Zum Beispiel: die „südliche Binsenjungfer, eine in NRW als stark gefährdet eingestufte Art . . .“ (Monika Haep, Untere Landschaftsplanung der Stadt Oberhausen, 2003)

Kommt man von Süden, überquert man erst einmal die lebhaft A2/A3, dann die Werksgleise von Celane-

se Chemicals. Auf der inzwischen gut ausgebauten Weißensteinstraße geht es beinahe schnurgeradeaus weiter nach Holten. Gen Westen dominieren die Türme und Hallen der Ruhrchemie. Östlich wurde nach vielen Jahren der Vorbereitung ein Gewerbegebiet erschlossen, dass trotz einiger erster Ansiedlungen noch größtenteils brach liegt. Immerhin: Der Aufbruch ist geschafft. Gleich jenseits der Autobahn und der Ruhrchemie-Schienen sieht man das besonders deutlich: Hier hat Oberhausens seit Jahren größte „Neuerwerbung“ ihr Rhein-Ruhr-Hauptquartier nach nur zehn Monaten Bauzeit zum Jahresende 2003 aufgeschlagen. Und spätestens das sorgt dafür, dass die ruhigeren Zeiten auf der Weißensteinstraße vorbei sind. Der „Waldteich“ ist in der Neuzeit angekommen. Die emsigen Libellen rund um jenes Gewässer am Nordrand des insgesamt fast 70 Hektar (700.000 Quadratmeter) großen Geländes haben an dessen Südrand mächtig Konkurrenz bekommen: PS-strotzende Lastwagen, die mehrmals täglich an den Ladebuchten eines Logistikunternehmens andocken. Dass Letztere den lieben Frieden im Dunstkreis des Biotops nicht stören, dafür sorgen die Landschaftsplaner der Stadt und künftig wohl auch der Kommunalverband Ruhrgebiet, der das Naturrefugium in Pflege nehmen will.

Dabei ist der Teich, der dem Gebiet zwischen den Gleisen der Hollandlinie im Osten und dem Werks Gelände der Ruhrchemie im Westen den Namen gab, selbst nicht einmal der Urzustand – eher dessen Wiedergeburt. Denn, so berichtet die städtische Ökologie-Expertin Monika Haep: „Die Fläche diente über viele Jahre hinweg als Lagerfläche für die Nationale Kohlereserve. Nach dem Abräumen der Kohlenhalden in den 70er und 80er Jahren blieb eine relativ ebene und mit körnigem Kohlegrus bedeckte Fläche zurück, die nach Norden und Westen durch einen ca. acht Meter hohen und 25 Meter breiten, mit Gehölzen bepflanzten Wall umschlossen ist.“ Als die Berge des einstmaligen „schwarzen Goldes“ wichen, entstand eine Wasserfläche, die ihre Wasserstände häufig wechselt. Der Bergbau unter diesem Teil Oberhausens selbst hatte dafür gesorgt, dass das Gelände seit Ende des 19. Jahrhunderts um rund zehn Meter abgesunken war, was eine wesentliche Ursache für die Entstehung des Kleingewässers war: Der Pegel des Waldteiches wird „über das natürliche Grundwasserdargebot in

diesem Untergrundbereich geregelt“, wie Messungen Anfang des 21. Jahrhunderts belegten. Das bekamen auch die Bautrupps zu spüren, die im gleichen Zeitraum den verwertbaren Teil des Waldteich-Gebietes reif machen sollten für die längst überfällige Entwicklung zum Gewerbe- und Industrie-Areal: Sie arbeiteten wochenlang in stellenweise metertiefem Wasser.

Der Weg dorthin war freilich lang und steinig. Daran trug nicht einmal besagtes Biotop die Schuld; hinderlich waren eher die verzwickten Eigentumsverhältnisse bis in die 1990er Jahre. Die Flächen teilten sich die Immobilienverwalter der früheren Hoechst AG bzw. deren Nachfolgerin, der „Areatis“, die Thyssen Krupp AG, die Firma Nottenkämper und schließlich die Ruhrkohle AG. Bereits 1991 hatte Oberhausens Stadtrat für diesen Bereich die Aufstellung eines Bebauungsplanes beschlossen. Allerdings hatte sich während des Verfahrens herausgestellt, dass für die RAG-Fläche ein abschließendes Nutzungskonzept nicht möglich war. Die RAG konnte sich anfangs nicht entschließen, ihren Teil des Geländes freizugeben. Folge: Eine Entwurfsplanung für den gesamten Bereich war erst einmal undenkbar.

Um die Angelegenheit zu beschleunigen, wurde 1995 eine Teilung des Verfahrensgebietes vorgenommen. Es dauerte dann noch weitere zwei Jahre, bis der Bebauungsplan 331 „Waldteich“ endlich stand. Inzwischen hat sogar die Ruhrkohle AG ihren Widerstand aufgegeben – „mit dem Ergebnis, dass hier der ‚Logistikpark Oberhausener Kreuz‘ entstehen soll“, wie Wirtschaftsförderer Norbert Siegers von der Entwicklungsgesellschaft Neu-Oberhausen (ENO) erfreut verkünden durfte.

Nachdem der Bebauungsplan Ende 1997 rechtsverbindlich war, standen annähernd 380.000 Quadratmeter Gewerbe- und Industrieflächen für die Ansiedlung und die innerstädtische Verlagerung von Betrieben zur Verfügung. Davon unberührt blieben natürlich jene 115.000 qm für den Natur- und Landschaftsschutz, den eigentlichen Waldteich und seine nähere Umgebung.

Bereits 1998 wurden in der Nachbarschaft südlich der Autobahn Stimmen laut, die auf eine schnelle Nutzung des Gewerbe- und Industrieareals drängten. Das waren vor allem jene, die nicht einsahen, dass die Emschergenossenschaft ein Betonzerkleinerungs-



Erstes Lebenszeichen am Waldteich: Die Lebenshilfe Oberhausen beschloss sehr früh, dort eine Werkstatt zu errichten

unternehmen in direkter Nachbarschaft, nämlich an der Erlenstraße, ansiedeln wollte. Der Widerstand half. Der „Steinbrecher“ konnte seine Pläne nicht realisieren, weder auf der Weierheide noch später am Waldteich.

Ein Jahr später tat sich jedoch immer noch nichts auf dem „jungfräulichen“ Gelände östlich der Weißensteinstraße. Einzig die recht funktionelle Halle einer Recyclingtochter der Ruhrkohle verunzierte schon damals die Szenerie gegenüber der kaum schöneren Ruhrchemie. Das von den Wirtschaftsförderern als „interessante Alternative zum Gewerbepark Am Kaisergarten“ (Jahrbuch 2003) angepriesene Gebiet wartete weiterhin auf seine Erschließung.

Erst Anfang 2000 kam wirklich Bewegung in die Sache: 11,4 Millionen Mark wurden für eine gewerbetaugliche Urbarmachung angesetzt, weitere 7,5 Millionen für den unvermeidlichen Umbau der Weißensteinstraße von der A2/A3 bis zur Holtener Bahnstraße. Und die ENO rechnete schon einmal durch, dass dort 1000 bis 2000 Arbeitsplätze neu geschaffen beziehungsweise gesichert werden könnten. Optimismus pur, wie sich in den folgenden Jahren herausstellen sollte.

Auf potenzielle Nutzer musste man lange warten. Die ersten, die sich für einen Platz am Waldteich interessierten, waren nicht etwa Großunternehmen, sondern die mittelständischen Oberhausener „Lebenshilfe Werkstätten“. Sie verkündeten im Sommer 2000, dass sie eine neue Einrichtung unter anderem mit 40 Arbeitsplätzen für schwerstmehrfachbehin-

derte Menschen errichten wollten. Im Winter 2001 hatten sich trotz vielfacher Bemühungen immer noch keine weiteren Investoren gefunden. Und: Als im folgenden April der Umbau der Weißensteinstraße (einschließlich der Sanierung zweier Brücken) vorzeitig - und billiger als berechnet - fertig wurde und auch die Erschließung des Geländes abgeschlossen war, fehlte eigentlich auch die allerletzte Entschuldigung dafür, dass sich bei der Vermarktung der Flächen so wenig tat. Jetzt konnten die Eigentümer und die ENO nur noch die allgemeine Wirtschaftsflaute, die sich in einer schleichenden Investitionsunlust äußerte, für die Verzögerungen verantwortlich machen.

Im Dezember 2001 machte die „Lebenshilfe“ ihr Versprechen wahr und lud ein zum ersten Spatenstich für ihr 3,2-Millionen-Euro-Projekt: besagte Behindertenwerkstatt, eine lange Zeit ziemlich einsame Baustelle im Niemandsland südlich von Holten. Im Frühjahr 2003 war das Objekt dann bezugsfertig. Die Inbetriebnahme krönte die Feierlichkeiten zum 40-jährigen Bestehen der auch in dieser Hinsicht verdienstvollen Hilfsorganisation für behinderte Menschen in der Emscherstadt.

Im Mai 2002 war dann doch der nächste Hoffnungsschimmer am Waldteich in Sicht: Die „ibf Fiutak GmbH“ spielte ernsthaft mit dem Gedanken, sich endgültig im Oberhausener Norden zu etablieren. Das Unternehmen, Spezialist vor allem für Dieselmotoren - konkret solche für die internationale Schifffahrt - hatte bis dahin seinen Hauptsitz im Duisburg-Meidericher Hafengebiet und eine verkehrsgünstig gelegene Niederlassung an der Erlenstraße jenseits der A3. Firmenchef Rainer Fiutak wollte seine Aktivitäten bündeln - und das am liebsten am Waldteich. Gesagt, getan: Für rund eine Million Euro ließ er auf einem 2500 Quadratmeter großen Grundstück ein kombiniertes Werkstatt- und Verwaltungsgebäude errichten. Verbunden war diese Investition mit dem Versprechen, die Zahl der Mitarbeiter auf 30 zu erhöhen und auch verstärkt auszubilden. Im Spätsommer 2002 konnte Fiutak am neuen Standort loslegen.

„Auch die längste Reise beginnt mit dem ersten Schritt“, besagt ein chinesisches Sprichwort. Doch den Wirtschaftsförderern der ENO, die im Namen der Eigentümer die Vermarktung des riesigen Areals

übernommen hatten, waren die bisherigen Trippelschritte zu klein. Etwas wirklich Großes musste her, um den nicht unerheblichen Aufwand für die Erschließung zu rechtfertigen. Da kam nichts mehr gelegen als die Nachricht, dass ein namhafter Logistikkonzern in der Nachbarstadt Mülheim expandieren wollte, es dort aber nicht konnte.

Im Juli 2002 wurde erstmals publik, dass der „Convenience“-Riese Lekkerland/Tobaccoland (L-T) ein Auge auf Oberhausen und konkret auf das Areal am Waldteich geworfen hatte. Dem Unternehmen mit Konzernsitz in Frechen bei Köln ging es darum, die größte seiner Niederlassungen, das Logistikzentrum Rhein-Ruhr, auszubauen. Doch die Mülheimer hatten es trotz allen politischen Einsatzes selbst des damaligen CDU-Oberbürgermeisters nicht hinbekommen, den L-T-Chefs etwas Angemessenes anzubieten. Die Frechener schauten sich daher in der weiteren Umgebung um und sondierten die Konditionen. So war im September 2002 klar, dass Oberhausen nicht allein um die Gunst des Großhändlers und Zulieferers von Kiosken, Tankstellen, Kantinen, Baumärkten usw. buhlte. Da war auf einmal auch die westfälische Stadt Marl im Rennen. Selbst potenzielle Standorte in den Niederlanden wurden zeitweilig nicht ausgeschlossen.

Die erlösende Botschaft erreichte die hiesigen ENO-Akteure Mitte Oktober 2002: Die Emscherstadt hatte das „Ringeln“ um Lekkerland/Tobaccoland gewonnen. Vorausgegangen war diesem Erfolg allerdings eine mittelprächtige Schlammschlacht, in deren Verlauf die Mülheimer ihren nördlichen Nachbarn unterstellten, sie würden ihren Vorteil als „Ziel-2-Gebiet“ der EU, verbunden mit entsprechenden Fördermitteln aus Brüssel, schamlos ausnutzen. NRW-Ministeriale und Europaabgeordnete wurden eingeschaltet. Ohne Erfolg.

Dabei hätten letztendlich finanzielle Faktoren gar nicht den Ausschlag gegeben - für den wohl größten Ansiedlungserfolg seit Centro -, begründeten die L-T-Oberer ihre Entscheidung. Die Größe des zur Verfügung stehenden Geländes, immerhin 100.000 Quadratmeter, seine verkehrsgünstige Lage und die Tatsache, dass auch die Rahmenbedingungen in ihrem Sinne seien, hätten die Stadt Oberhausen zur Favoritin gemacht. Und nicht zu vernachlässigen: das Urteil



Wenige Monate nach der Grundsteinlegung im Mai 2003 waren wesentliche Teile der L-T-Niederlassung bereits erstellt

der rund 500 L-T-Beschäftigten am damaligen Standort im Gewerbegebiet Mülheim-Heißen, die natürlich einen Umzug in weiter weg gelegene Gefilde nicht akzeptieren wollten. Die meisten von ihnen wohnen nämlich in der Region Westliches Ruhrgebiet, etliche in Oberhausen.

Die Planung für den dauerhaften Auftritt im Oberhausener Norden, den die L-T-Manager im Januar 2003 präsentierten, übertraf alle Erwartungen. Nicht weniger als 27,8 Millionen Euro gedachte der Konzern mit Hilfe seiner Immobilientochter, der „Akkumula GmbH“, hier zu investieren. Das europaweit größte und modernste Logistikzentrum des Unternehmens sollte es werden. Vor allem: Es würde vorläufig der einzige L-T-Neubau sein, denn Lekkerland/Tobaccoland war gerade dabei, die Zahl seiner deutschen Niederlassungen auszudünnen, von 35 auf letztendlich nur noch 20 Standorte.

Als im Mai 2003 der Grundstein gelegt wurde, hatten Räumfahrzeuge bereits rund fünf Monate gewählt, um das Areal bebaubar zu machen. Lediglich weitere fünf Monate dauerte es, bis der imposante Komplex stand. Dabei hatte Lekkerland/Tobaccoland auf den zehn Hektar kaum die Hälfte genutzt: An der Erschließungsstraße, die von der Sterkrader Bezirksvertretung den Namen „Im Lekkerland“ zugebracht bekam, entstanden ein Verwaltungsgebäude nebst einer 18.000 Quadratmeter messenden Halle für das

Food-/Non-Food-Lager sowie 5000 Quadratmeter für den Tabak-Sektor. Da blieb also jede Menge Raum für Expansion: Nach Angaben des L-T-Logistik-Chefs Kay Schiebuhr kann der Food-Bereich um 60 Prozent, der Tabakwaren-Bereich gar um 70 Prozent erweitert werden. Auf dem umzäunten und mit elektrischen Schiebtoren gesicherten Areal ist zudem ausreichend Park-Platz für 105 Fahrzeuge, 80 große Lastwagen und 25 Kleintransporter - ganz abgesehen von den Autos der rund 500 am Standort Beschäftigten.

Welch einen „dicken Fisch“ die Oberhausener Wirtschaftsförderer da an Land gezogen hatten, wurde spätestens bei der Konzern-Bilanz 2002 deutlich. Die Lekkerland/Tobaccoland GmbH & Co. KG, die sich selbst „Convenience“-Großhändler tituliert (der Begriff „Convenience“ steht eigentlich für Fertigprodukte, aber auch für eine Art „bequemen Einkaufs in der Nachbarschaft“; früher hätte man von „Tante-Emma-Läden“ gesprochen), beliefert bundesweit rund 70.000 Tankstellen-Shops, Kioske, Tabakwarengeschäfte, Getränkemarkte, Kaufhäuser, Lebensmittelmärkte, Bäckereien, Kantinen und Convenience-Stores. Dorthin verfrachtet wird ein Vollsortiment aus Süßwaren, Getränken, Snacks, Eis, Tiefkühlkost, Frische-Produkten, Tabakwaren, Telefonkarten und ein breites Non-Food-Sortiment. Damit machte L-T in 2002 mit 5000 Beschäftigten einen Umsatz von mehr als sieben Milliarden Euro (11,3 Prozent mehr als im Vorjahr) und einen Gewinn von 70 Millionen Euro.

Allein im Rhein-Ruhr-Gebiet, das jetzt aus Oberhausen bedient wird, zählt man 7000 Kunden, die wiederum annähernd elf Millionen Menschen versorgen. Hier allein wird ein Umsatz von 1,3 Milliarden Euro erzielt.

Die neue Oberhausener Dependence verfügt über das Modernste, was die Logistik-Branche zu bieten hat. „Wir setzen auf mitarbeiter-freundliche Ausstattung und moderne Technologien“, betont Schiebuhr. Allein in der „Kommissionierzone“ des Food-Bereichs lagern mehr als 5000 Artikel (Getränke, Süßwaren, Snacks und Lebensmittel). In einem sogenannten „Pluskühlungslager“ werden auf 500 Quadratmetern etwa 280 Frischeartikel (Käse, Milche, Joghurt usw.) aufbewahrt. Die Kommissionierung (die Prüfung und Abwicklung der einzelnen Bestellvorgänge) erfolgt durch ein belegloses System, das den Kommissionie-



rern die Aufträge über einen Kopfhörer sprachlich übermittelt. Im Tabaklager, ein Schwerpunkt des L-T-Ablegers „Tobaccoland“ nicht nur für den Rhein-Ruhr-Raum, werden über 2000 Artikel vorgehalten. Der video-überwachte Bereich ist ebenfalls mit einer automatischen Kommissionieranlage ausgerüstet.

Natürlich ist die Freude bei den ENO-Wirtschaftsförderern groß über diesen Neuzugang in der Stadt. Allerdings kann das Unternehmen nach eigenem Bekunden nicht allen Vorstellungen der Oberhausener nachkommen. So wird die Zahl der Mitarbeiter die bisherige 500-er-Belegschaft - wenn überhaupt - nur geringfügig überschreiten; zeitweilig war von bis zu 250 neuen Jobs die Rede gewesen. Die Gründe dafür sind vielschichtig und haben auch mit der neueren Entwicklungen auf Bundesebene zu tun: Das Dosenpfand (darauf reagierte L-T übrigens bereits mit einem eigenen Rücknahmesystem), die Tabaksteuer-Erhöhung und nicht zuletzt die Lkw-Maut schlagen dabei nach Angaben der L-T-Manager durch. So folgte für den Konzern auf das erfolgreichste Jahr (2003) seiner Geschichte sogleich ein unerfreulicher Niedergang. Noch bevor es zum Umzug kam, musste allein die Niederlassung Rhein-Ruhr 27 Arbeitsplätze abbauen.

Aber auch die Politiker im Oberhausener Norden sind längst ins Grübeln gekommen. Trotz des Ausbaus der Weißensteinstraße glauben sie nicht daran, dass die der neuen Verkehrsbelastung auf Dauer gewachsen ist. Namentlich der Sterkrader Bezirksvorsteher Dieter Janßen (SPD) plädiert jetzt erst recht für

Auch die Schiffsmotoren-Experten der Firma ibf Fiutak erkannten die gute Lage im Holtener Süden

eine - schon früher angedachte - direkte Anbindung des Gewerbeparks „Am Waldteich“ an die A2/A3, nach Möglichkeit in Verbindung mit einem „Autohof“ für Lastkraftwagen. Die würde auch das Wohngebiet an der südlichen Weißensteinstraße entlasten. Ob eine solche Auf-/Abfahrt zwischen der nicht allzu weit auseinander liegenden Anschlussstelle Holten und dem Kreuz Oberhausen überhaupt realisierbar ist, wird von Verkehrsexperten wiederum bezweifelt.

All dieser menschliche Kleinkram lässt die Libellen, Fledermäuse und Vögel am Waldteich sicherlich kalt. Solange der geschäftige Mensch für ihren Schutz sorgt. Die Leute, die dafür zuständig sind, sehen sich gewappnet. Sie wollen Beeinträchtigungen des Ökologie-Idylls durch die benachbarte Ökonomiezone mit „Festsetzungen“ für die - aus Sicht der ENO hoffentlich - weiteren Baugrundstücke entgegenwirken. Diese „Festlegungen“ reichen von der Art der Bebauung über eine reglementierte Bepflanzung (möglichst mit „heimischen und standortgerechten Gehölzen“) bis zur Beleuchtung: Aus Rücksicht auf den Insektenbestand schreibt der Bebauungsplan Natrium-Niederdrucklampen als Lichtquelle vor. Derartige Auflagen des Fachbereichs Umwelt der Stadt machen den Wirtschaftsförderern die Arbeit, interessante Gewerbeansiedler zu finden, mit Sicherheit nicht leichter. Aber: Was als „Gewerbebiotop“ durchgehen will, muss halt auch das verkraften können.

KULTUR

Von „Kleinen Müttern“ und feurigen Drachen

Billie Erenkamp macht Kunst voller Energie in und für Oberhausen

VON MONIKA IDEMS

Sie malt. Sie schweißt und zeichnet. Sie fotografiert, sammelt und arrangiert, collagiert und installiert. Und sie organisiert. Billie Erenkamp scheint in jeder wachen Minute Kunst zu machen. Die 41-Jährige ist ein Glücksfall für Oberhausen - ohne sie wäre die hiesige Kunstszene ärmer. Und vor allem weniger sichtbar.

Ihr letzter großer Coup: BILLIE - unter diesem Namen arbeitet die Künstlerin - hat den Drachen in Oberhausen geweckt. Mit ihrem Konzept „Oberhausen - der Drache erwacht“ hat sie die Jury von „Ab in die Mitte!“ überzeugt und so zum vierten Mal Gelder der Landesinitiative für die Stärkung der Innenstädte locker gemacht; damit hatten die Fachleute nicht mehr gerechnet, immerhin war Oberhausen vorher schon drei Mal gefördert worden. Aber nicht nur die Jury hat sie mit ihrem Konzept begeistert, sondern auch geschätzte 15 000 Oberhausener und Drachentouristen aus dem Ruhrgebiet mit dem Programm, für das sie Künstlerinnen und Künstler von überall herholte: fürs spektakuläre Feuerwerk und poetische Illuminationen, Drachenspeisung und Lektionen im Feuerspucken, als schwarze Ritter, Vorleser von un-



„Warten auf die Schmetterlinge“ kann an der Danziger Straße jeder - in blauem oder rotem Licht. Billie beschäftigt sich seit einigen Jahren mit „Entwicklungen“.

geheuerlichen Geschichten und Rezipienten von Lyrik, für den Gang über heiße Kohlen, für die Inszenierung von flammenden „Zünfonien“ und Performances wie einem Bad im Drachenblut...

Sie mag diese Mischung aus Event und Kultur, aus „Beliebt und Unbeliebt“, aus Einfachem und Schwierigem - weil sie vermutet, so mehr Menschen

erreichen zu können, eben auch mit Kultur, der sich viele sonst nicht aussetzen würden. Und dabei wollte die bekennende Lokalpatriotin nicht nur Kultur in, sondern Kultur für Oberhausen machen, wollte nicht nur fabelhafte Fabelwesen nach Oberhausen holen, sondern auch den Drachen in der Stadt und ihren Menschen selbst wecken: „Diese Energie des Feuers soll die Menschen berühren“, schwärmt sie, „vielleicht finden sie einen Zugang zur eigenen Drachenkraft – und können die dann auch nutzen.“



Koffer als Metapher für die Möglichkeit, irgendwohin zu reisen: Billie hat hunderte gesammelt – für ein Projekt, das sich noch entwickeln muss

Wie das funktioniert, scheint Billie verstanden zu haben. Das beweisen die Aktionen, die sie organisiert: 16 „Künstler der Region“ hat sie im Sommer 2002 unter einen Hut gebracht für die Ausstellung der Ludwig Galerie Schloss Oberhausen. Hat anschließend in der City die Kulturwoche „Licht Stadt Schatten“ inszeniert, zusammen mit dem Oberhausener Künstler

Michael Dilly, auch da schon im Rahmen der Innenstadt-Offensive „Ab in die Mitte!“. Und da war die „Kanale 2001“: Nach Billies Idee und unter ihrer Organisation bauten 15 Künstler ihre Arbeiten nah ans Wasser – die Kunstvereins-Aktion machte das Stück Rhein-Herne-Kanal zwischen Schloss Oberhausen und Haus Ripshorst zum Open-air-Museum.

Am Kanal hatte Billie schon immer etwas machen wollen – dort ist sie aufgewachsen, Westfriedhof, Kanal und Schleuse sind die Koordinaten ihrer Kindheit und Jugend. Die Sache mit der Kunst kündigte sich relativ früh an, Kunst und Design habe sie studieren wollen, erzählt Billie. Der Begabungstest war kein Problem, doch die Zentrale Vergabestelle für Studienplätze spielte nicht mit. Das Warten auf den Studienplatz wollte sie sinnvoll verbringen – und wurde Fremdsprachenkorrespondentin, arbeitete einige Jahre in Düsseldorf. Ende der 80-er Jahre begann sie, in Dortmund Architektur zu studieren, brachte dann auch einen Sohn und eine Tochter zur Welt und startete Mitte der 90-er ihr Kunststudium in Essen. Getauft auf den Namen Birgit, nennt sie sich seit ihrem 18. Lebensjahr BILLIE: „Ich fand immer, dass dieser Name mehr mit mir zu tun hat, auch, weil er androgyner ist und mich weniger festlegt.“

Festlegen wäre wohl das Schlimmste, was man ihr und sie sich antun könnte. Auch wenn sie sich jahrelang auf ein Thema konzentrieren kann – wie sich Billie mit Inhalten auseinandersetzt, äußert sich in ganz verschiedenen Formen. Frauliche Figuren auf Männerbeine gekämmt. Rüstungen für einen weiblichen Körper – wahlweise aus Gips und Federn, Metall oder Beton. Eine gemalte Brust, die sich allein und riesig fast aus der Gegenständlichkeit verabschiedet. Unzählige Stahlbänder, die sie zu Kokons verspinnt, in denen Frauen zu schlafen scheinen. Dass es Billie mit der Beschäftigung mit Weiblichkeit ernst ist, ist keine Frage. Dass sie kaum etwas ohne geradezu spürbares Grinsen macht, auch nicht: „Humor öffnet die Menschen“, sagt die 41-Jährige, „auch für die Kunst.“

Eine Zeit lang habe sie sich intensiv mit Weiblichkeit auseinandergesetzt – „weil es“, so sagt sie, „fast nichts gibt, was die Lust von Frauen an ihrem Körper adäquat wiedergibt“. Ihre Weibsbildnisse aus Stein, aus Seife, gezeichnet oder in Öl gemalt, versteht Billie auch als Gegenentwurf zum pornografisch oder me-



Das wunderschöne und leicht chaotische Atelier der Künstlerin: Hier, hinter dem Haus in Buschhausen, arbeitet, sammelt, denkt die bekennende Oberhausenerin

diengefärbten Frauenbild. Da installiert sie auch mal an einer Wand, über drei Stockwerke verteilt, einzeln-einsame Beton-Brüste, die nach Seife duften. Oder macht aus den pelzigen Hüten, die früher ältere Frauen gerne trugen, ganz liebevoll „Kleine Mütter“ namens Roberta, Isabella oder Anna und lässt sie, ausgestopft und in strategisch vielsagender Höhe paarweise gruppiert, zu kuscheligen Busen werden. „Mich stört das erfundene Frauenbild, das Medien den Menschen vermitteln“, erklärt sie ihre Motivation, „das ist entgegen jeglicher Erfahrung, die man in sich trägt, das steht so im Gegensatz zu dem, was ich fühle.“ Und dabei weist sie einen feministischen Ansatz von sich: „Ich habe Frauen einfach anders wahrgenommen. Und das wollte ich zeigen.“

Aber mal ehrlich: Wie kommt man darauf, Männerbeine als Medium zu benutzen? Beim Baden mit Mann habe sie die Idee gehabt, erzählt die 41-Jährige lächelnd, per Anzeige habe sie weitere Modelle gesucht - und gefunden. Dann hat sie die Wadenpelze der Herren - mehr oder weniger dicht - mit Wasser

besprüht und in Form gebürstet (Kostprobe? Im Internet unter www.billie.de). Die Vergänglichkeit dieses Projektes ist für die Künstlerin kein Problem, sondern interessant: „Ich mag das als Sekundenkunst, das hat die Poesie des Augenblicks, so was kann man nicht in eine Galerie hängen und das ist gut so.“ Und sie kann die Schönheit in Dingen sehen, die einfach sind, kann sich begeistern für die Art, wie Steine aufeinander liegen. Oder macht aus der „Begleitung eines sterbenden Baumes“ ein Projekt, schmückt die Wunde des

Baumes, an dem sie täglich vorbei geht, mit verschiedenfarbigen Rosenblättern, bis nichts mehr blüht, bis sie die Fläche nur noch mit einfachen grünen Blättern zudeckt.

Aber dass eine Künstlerin mehr Energie darauf verwendet, Ausstellungen, Projekte mit anderen Künstlern zu organisieren, als die eigenen Arbeiten zu präsentieren, ist ungewöhnlich. Warum ist Billie das so wichtig? „Das ist für mich auch Kunst, nur anders - man arbeitet mit Strukturen, Sponsoren, Menschen. Das Ganze ist wie eine Skulptur, nur mit mehreren Dimensionen. Ich mache da nicht ein Kunstwerk, hänge es in ein Museum und warte darauf, dass es vielleicht gerade mal 25 Leute gut finden. Durch größere Projekte und die Mitwirkung anderer Künstler kann man viele Menschen erreichen.“

Das kann sie auch mit ihrer zweiteiligen Stahlplastik „Warten auf die Schmetterlinge“, die seit Oktober 2002 auf der Grünfläche an der Danziger Straße steht - Kokons, in die sich jeder mit Fantasie einspinnen kann. Besonders spannend findet Billie, dass diejenigen, die sich darauf einlassen, so eindeutige Vorlieben haben und sich dann nur in den kühl blau illuminierten Körper begeben oder sich nur von warmem



rotem Licht umhüllen lassen wollen. Entwicklungen, das Thema Metamorphose, interessiert die Frau, die selbst weniger von einer in die nächste Daseinsform zu wechseln scheint, als vielmehr ihrem Wesen – und ihrer Kunst – immer neue Facetten hinzuzufügen. „Es ist ja immer auch eine autobiographische Geschichte, sich mit Entwicklung zu beschäftigen“, überlegt sie. Aber die Vorstellung, sich von einem „erdgebundenen, krabbeligen Insekt in einen Schmetterling“ zu verwandeln, „aus Hüllen zu schlüpfen, zu fliegen und zu reisen, das ist faszinierend.“

Schon ein eigenes Stilleben: Billie sammelt viele verschiedene Materialien - ihre Ideen für Projekte scheinen fast unendlich

Diese Reise, auf die (mutige) Menschen sich begeben können, deutet sich auch in einem weiteren Projekt an: Die Künstlerin sammelt alte Koffer. Kleine, mittlere und große, hunderte hat sie in ihrem wunderschönen – und manchmal leicht chaotischen – Atelier hinter dem Haus in Buschhausen verstaut, in dem sie mit ihrer Familie lebt. „Ich weiß noch nicht, was daraus wird. Das wird sich zeigen. In den Koffern ist entweder nichts drin – als Möglichkeit, sich noch zu entwickeln –, oder Dinge, die mir etwas bedeuten, die aber noch nicht zusammenpassen“, erklärt sie. Für Billie ist der Koffer eine Metapher für die Möglichkeit, irgendwo hin zu reisen – „oder irgendwo zu sein, nur mit dem, was in dem kleinen Koffer Platz hat“. Dieses Bild überträgt sie auf Menschen, auf sich selbst: „In jedem Menschen“, sagt Billie, „stecken mehrere Möglichkeiten, zu sein oder zu leben.“ Und diese verschiedenen Daseinsformen, meint sie, müssen nicht nacheinander passieren, die können auch nebeneinander existieren.

Billie schreibt auch, natürlich – wer mit Farbe und Federn, Beton und Beinbehaarung spielt, mit Metall und Menschen arbeitet, tut das auch mit Worten. Im kommenden Jahr, sagt die Künstlerin, wolle sie sich gerne eine Auszeit nehmen und mal nur schreiben, das Buch, an dem sie arbeitet, vielleicht vollenden. Veröffentlicht hat sie von ihren Texten bisher noch keinen – so bekommen nur Ausgewählte ihre intensiven Geschichten zu lesen. Das ist schade. Und irgendwie auch schön.

STÄDTEPARTNERSCHAFT

Wo Palmen neben dem Förderturm stehen

*Auch Oberhausens sardische
Partnerstädte haben eine
große Bergbau-Tradition*

VON VÖLKER STROMMINGER

Oberhausen, bislang nicht eben üppig ausgestattet mit Partnerstädten, hat nachgelegt. Zum britischen Middlesbrough und der ukrainischen Industriestadt Saporoshje gesellten sich die sardischen Kommunen Iglesias und Carbonia. „Was haben wir mit Sardinien zu tun“, werden sie fragen. Und sie haben Recht: Auf den ersten Blick gibt es wenig Gemeinsamkeiten zwischen der Revier-Großstadt und den beiden rund 70 Kilometer vor der Inselhauptstadt Cagliari liegenden, jeweils kaum mehr als 35 000 Einwohner zählenden Gemeinden. Doch der erste Blick trügt: Oberhausen, Carbonia und Iglesias haben eines gemeinsam - eine große Bergbau-Tradition. Kohle wurde in der „Wiege der Ruhrindustrie“ auf mehr als einem Dutzend Zechen gefördert, und in Carbonia fuhren bis zum großen Zechensterben in den 50-er Jahren über 18000 Kumpel ein.

In Iglesias hingegen wurde nach Erzen geschürft - Zink, Galen, Bleioxyd und Silber - und das mehrere tausend Jahre lang. Die Römer pflegten zudem unliebsame Zeitgenossen „ad metalla“ zu schicken. Sie verschwanden in den sardischen Gruben und Stollen - meist auf Nimmerwiedersehen. Während Iglesias, die aus dem 13. Jahrhundert stammende Stadt der



Runde 700 Jahre alt ist die neue Oberhausener Partnerstadt Iglesias, deren Altstadt allemal einen Besuch wert ist

Kirchen, sich sehr wohl der alten Traditionen bewusst ist, blickt man in Carbonia zurück auf eine weit jüngere Geschichte. Benito Mussolini ließ 1938 die Stadt errichten - nach dem Reißbrett, mit einigen neo-klas-sizistischen Gebäuden, von denen die Reiseführer sagen, dass man sie nicht unbedingt gesehen haben muss.

Des Diktators Plan, im Südwesten Sardinien den gesamten italienischen Energiebedarf zu decken, ging indes nicht auf. Im Gegenteil: Als in den 50-er Jahren die erste Bergbaukrise die Inseln heimsuchte, mussten viele Zechen schließen und viele Bergleute die Koffer packen. Sie reisten der Arbeit nach, 2500 Kilometer weit nach Norden. Arbeitsvermittler hatten sie auf Sardinien geworben - auch für die Arbeit auf Concordia IV/V in Oberhausen. „Mit der ersten Emigrantenwelle gingen die gesündesten und stärksten Bergleute, die verbliebenen sollten eine Chance auf Arbeit bekommen“, sagt Gianni Manca, Präsident des Sardischen Kulturvereins „Rinascita“, rückblickend.



Auf deutschen Zechen wurde gutes Geld verdient, das sprach sich rum in der Heimat. Die Zahl der sardischen Bergleute, die nach Oberhausen kamen, wuchs.

Sie lebten in Wohnheimen, legten jede Mark auf die hohe Kante, um alsbald ihre Familien nachzuholen. „Zunächst haben wir in der Barackensiedlung am Kaisergarten gewohnt“, erinnert sich Elisa Mannai an ihre Kindheit. Zwei Zimmer für sechs bis acht Personen - und der innige Wunsch, alsbald in eine kleine Wohnung umziehen zu können. Elisa Mannai ging zur Josefschule. Eine schwere Zeit. Sie sprach kein Deutsch und wurde verspottet, als sie ihr sardisches Butterbrot auspackte. Es war mindestens dreimal so dick wie die Pausenbrote der anderen. „Da habe ich mich geschämt“, sagt sie. Doch festgehalten haben die Sarden an ihrem Brot - die Frauen brachten es den Männern in der Pause an den Zechenzaun.

Und wenn heute „Rinascita“ zu einem Fest einlädt, darf selbst gebackenes sardisches Brot keinesfalls fehlen. Schritt für Schritt wurde die große sardische Gemeinde dennoch heimisch in Oberhausen. Zurückgehen in die Heimat, den schönsten von Gott erschaffenen Flecken? Franco Sogus, Geschäftsführer von „Rinascita“ (zu Deutsch „Wiedergeburt“), schüt-

In den 80-er Jahren schloss die Mine „Porto Flavia“ im Bergwerksort Masua, der ebenfalls zur Region Iglesias/Carbonia zählt

telt bedächtig den Kopf: „Alle fahren nach Sardinien und sind mit der Heimat verwurzelt, auch wenn es dort zuerst hieß, die ‚Deutschen‘ kommen. Doch mit der Entfernung und den Jahren ist die Distanz gewachsen.“

Oberhausen wurde neue Heimat, ohne dass deshalb die alte vergessen wird. Deshalb haben die Sarden eine Folkloregruppe gegründet, deshalb haben sie in ihrem Kulturzentrum eine kleine Bücherei mit sardischen Autoren, pflegen sie neben der deutschen ihre Muttersprache. Und sie reisen auch weiterhin Jahr für Jahr nach Sardinien - schon um ihre Verwandten wiederzusehen. Bereits früher hat es Versuche gegeben, der engen Verbindung zwischen Oberhausen und der sardischen Bergbauregion einen institutionellen Rahmen zu geben. Der „Rinascita“-Vorstand setzte sich für eine Städtepartnerschaft ein, ein Vorhaben, dass wegen der häufig wechselnden Provinzregierung nie richtig von der Stelle kam. Und Oberhausen machte Cagliari einen Antrag, den die 400.000-Einwohner-Stadt, die sich älter als Rom



Eine Touristenattraktion ersten Ranges ist die Grotta Santa Barbara vor den Toren von Iglesias

wähnt, kühl abwehrte. Man erbat sich ein Jahr Bedenkzeit und meldete sich nicht wieder. Doch Oberhausen ließ nicht locker. Als klar wurde, dass Iglesias und Carbonia mindestens ebenso tief in der Struktur stecken wie Oberhausen, dass sie - ebenso wie die Emscherstadt - auf eine vorsichtige Öffnung zum Tourismus setzen, war das eigentlich schon Grund genug, dem Gedanken an eine Partnerschaft näher zu treten.

Es gab einen weiteren Aspekt: eine Verbindung, die noch weiter zurück reicht. In Porto Flavia, einer unweit vom Bergwerksdorf Masua an der Küste gelegenen Erzgrube, wurde Zink gewonnen, das über den Seeweg in nordeuropäische Häfen und von dort per Binnenfrachter und Eisenbahnwaggon nach Oberhausen transportiert wurde. Verarbeitet wurde es an der HansasträÙe, bei Zink Altenberg - auf Sardinien wohl



Alle zwei Tage können 100 Touristen die schneeweißen Stalaktiten und Stalakmiten bewundern

bekannt als „Companie Vielle Montagne“. Bis in die 20-er Jahre wurde das in der Grube Porto Flavia geschürfte Erz von Frauen und Kindern in Körben zu wartenden Segelbooten getragen, die es nach Carloforte brachten, einem kleinen Seehafen auf der vorgelagerten Insel San Antioco. Dort erst wurde es auf die großen Frachter umgeladen.

Einem jungen Ingenieur fiel 1922 die knifflige Aufgabe zu, eine kostengünstigere Belademöglichkeit zu entwickeln. Seine Lösung: Er ließ zwei Stollen in den Fels der Steilküste treiben. Zwischen dem oberen und dem unteren wurden gewaltige senkrechte Kammern in den Fels gesprengt, Platz genug für das abgebaute Erz. Auf der oberen, 38,5 Meter über dem Meeresspiegel gelegenen „Galeria di Carico“ wurde es aus Loren in die Kammern gekippt, im unteren Stollen über Bänder direkt zur Beladestation transpor-

tiert und dort in die Laderäume der vor der Steilküste ankernden Seeschiffe gefüllt. Auch das Motorschiff „Vielle Montagne“ lag dort vor Anker - ein historisches Foto beweist das. 60 Jahre lang wurde so das Erz verladen. Anfang der 80-er Jahre wurde die Grube geschlossen, doch der Unesco war es wert, die Beladestation Porto Flavia zu erhalten. Sie zählt heute zu den touristischen Zielen ersten Ranges in der Region von Iglesias und Carbonia. Nicht minder spektakulär ist die vor den Toren von Iglesias gelegene „Grotta Santa Barbara“. Sie ist ebenfalls Teil des städteübergreifenden Strukturprojektes „Parc Minerario“, mit dem die Menschen im Südwesten Sardinien's Tou-

Weg ins Innere der stillgelegten Grube zu ebnen. Zugleich setzt man in Iglesias alles daran, die Pracht der wohl schönsten europäischen Tropfsteinhöhle zu erhalten. Nur alle zwei Tage ist die Grotte zugänglich - und dann auch nur für 100 Touristen. Gleich gegenüber liegt die ebenfalls geschlossene Grube Monteponi. Von Palmen umsäumt sind der Förderturm und die prächtige Direktorenvilla. Sie beherbergt heute die Universität Sulcis-Inglesiente, einen Ableger der Uni Cagliari.

Drei Fakultäten gibt es: Informatik, Materialwissenschaften und Umweltingenieurwesen, sagt stolz der Bürgermeister von Iglesias, Dr. Paolo Collu, und



Vor der festlichen Unterzeichnung des Partnerschaftsvertrages: Bürgermeister Klaus Wehling inmitten einer sardischen Folkloregruppe

risten anlocken wollen. Im April 1972 war das 250 Millionen Jahre alte Naturwunder von Bergleuten entdeckt und gleich wieder verschlossen worden. Der sensible Naturhaushalt sollte nicht gestört werden. Mittlerweile kann man das Wunder erleben.

Auch wenn es noch eines scharfen Auges bedarf, das kleine Hinweisschild auf die „Grotta“ an der Straße von Iglesias nach Carbonia zu entdecken, wurde doch einiges unternommen, um Touristen den

fügt gleich hinzu, wie er sich die künftige Nutzung der leer stehenden anderen Minen-Gebäude vorstellt: Ein Wellness-Zentrum, ein Restaurant und ein Uni-Dorf sollen in den nächsten drei Jahren entstehen.

Investitionsvolumen: fünf Millionen Euro. Dabei, fährt Paolo Collu fort, sei die neue Städtepartner-



schaft berücksichtigt worden - es werde künftig genügend Raum für den Jugendaustausch zwischen Oberhausen und der Region Iglesias-Carbonia geben.

Unterkünfte für Touristen sind dort bislang eher Mangelware: Iglesias und Carbonia liegen - noch - abseits der großen Touristenströme. Trotz der wunderbaren Altstadt von Iglesias mit der Kathedrale Santa Chiara und dem Bischofspalast. Trotz der viele Kilometer langen sichelförmige Sandbucht von Gonesa auf halber Strecke zwischen den beiden Partnerstädten und der atemraubenden Steilküstenstraße nach Nebida und Masua, die zu den schönsten auf Sardinien gezählt wird. Wer dort im Sommer Urlaub macht, ist unter Sarden und Italienern. Man kann sicher sein, dass das auch noch eine Weile so bleiben wird - auch wenn die 22 Hektar große Zeche Sebariu in Carbonia zum Nationalen Kohlemuseum um- und ausgebaut wird und man heute bereits auf dem unweit von Carbonia gelegenen Monte Sirai den mehr als 3000 Jahre alten Siedlungsspuren von Nuragern und Phöniziern folgen kann.

Blick auf das stillgelegte Bergwerk Monteponi; es beherbergt heute die Universität Sulcis-Iglesiente

Der Strukturwandel muss auch in den Köpfen stattfinden. Dr. Salvatore Cherchi, Bürgermeister der Stadt Carbonia, machte klar, dass man da bereit sei, von Oberhausen zu lernen, wie Projekte zur Erneuerung der ökonomischen Strukturen schnell und effizient umgesetzt werden können. Der Know-how-Transfer kommt zur rechten Zeit: Während hier der Zukunftspark „O.Vision“ als letztes Projekt der europäischen Ziel-II-Förderung realisiert werden soll, steht man im Südwesten Sardinien bei der Strukturförderung ganz am Anfang. Bürgermeister und Beigeordnete aus den beiden neuen Partnerstädten machten bei ihren Besuchen in Oberhausen keinen Hehl aus ihrer Bewunderung für Oberhausens Neue Mitte. In der Region Iglesias-Carbonia werden die neuen Strukturen anders aussehen. Doch eines ist gleich: Hier wie dort bieten sie Menschen neue Arbeit und eine Perspektive. Und darauf kommt es an.

Blick zurück auf 2003

VON HELMUT KAWOHL

Die Zeichen stehen auch in Oberhausen zum Jahresende auf Sturm: Immer stärker mahnen Rat und Verwaltung bei Bund und Land eine dringend notwendige Reform der Gemeindefinanzen an, ansonsten ist bei allen freiwilligen Leistungen der Kommune angesichts des gewaltigen Haushaltslochs ein Kahlschlag nicht mehr zu verhindern. Und auch bei fast allen freien Trägern in der Stadt fehlt schlicht an allen Ecken und Enden das Geld für notwendige Maßnahmen. Die dramatische Lage am Lehrstellenmarkt und weitere Hiobsbotschaften wie die angekündigte Schließung des Bergwerkes Lohberg/Osterfeld machen es da verständlich, dass die Stadtspitze ihre ganzen Hoffnungen in die Verwirklichung des Zukunftsparks O.Vision setzt, von dem sie sich mittelfristig 10.000 neue Arbeitsplätze erhofft. Gescheitert ist der erste Bürgerentscheid in der Geschichte der Stadt, mit dem die vom Rat beschlossene Veräußerung der Nutzungsrechte am städtischen Kanalnetz zu Fall gebracht werden sollte. Protest gibt es auch gegen den geplanten Verkauf von Anteilen an der Energieversorgung Oberhausen - aber was ist die Alternative? Der Stadtkämmerer braucht die Einnahmen - eher heute als morgen. Es hat natürlich auch erfreuliche Nachrichten im abgelaufenen Jahr gegeben: Der Stabwechsel am Theater von Klaus Weise auf Johannes Lepper hat geklappt, der Lebensmittel-Großhändler Lekkerland-Tobaccoland hat in unserer Stadt eine neue Heimat gefunden, der Baubeginn für das neue Aquarium „Sea Life Oberhausen“ und die benachbarte Marina ist erfolgt, die Rock-Titanen „Rolling Stones“ haben vor 60.000 Fans ein Konzert gegeben, bei der 40. Ruhrolympiade hatten 10.000 junge Sportler viel Spaß - und was noch besonders schön war: gegen den Krieg im Irak sind ganz viele Bürger auf die Straße gegangen und haben protestiert.



Begeisterte mit dem Russischen Staatscircus:
Clown-„Legende“ Oleg Popov

Dezember 2002 / Januar 2003

RWO scheidet im DFB-Pokal-Achtelfinale mit 1:2 bei 1860 München · Stadt drückt Gesamtschuldenlast von 950 Mio. Euro · Verleihung der „Eins Live“-Krone lockt Tausende in die Arena · Feuerwehr und Polizei machen mobil gegen Tarifpolitik · Prignitzer Privatbahn fährt die Eisenbahnstrecke Ruhrort - Dorsten · Bäderkonzept und Neuorganisation des Sportbüros bleiben umstritten · Weltall-Ausstellung am CentrO. Park eröffnet · 1200 Verdi-Gewerkschaftsmitglieder streiken vor dem Hauptbahnhof für drei Prozent mehr Lohn vor dem Komma · EVO kündigt Preiserhöhungen für Erdgas, Fernwärme und Strom an · STOAG-Vorstandschefs Dr. Dierk Hans Hoefs und Wilhelm Schmitz in den Ruhestand verabschiedet · Landesentwicklungsgesellschaft will 260 Wohnungen auf dem Tackenberg verkaufen · Mehr als 20 000 Fans beim „Adventssingen“ der „Toten Hosen“ in der Arena · Grubengas-Kraftwerk auf Schachtanlage Lohberg / Osterfeld in Betrieb genommen · Maria und Margot Hellwig begeistern Bewohner des Behindertenzentrums Alsbachtal · Preußischer Tiefadwaggen von 1910 verstärkt Skulpturenpark des Rheinischen Industriemuseums · Beim Roten Kreuz gehen die Querelen weiter · Lothar May bleibt Vorsitzender im Kreisverband · Dr. Herbert Baltes neuer Celanese-Chef in Holten · Clown Oleg Popov begeistert im Russischen Staatscircus · St. Elisabeth-Krankenhaus steht zum Verkauf an · Viertägiges Marktschreier-Spektakel auf dem Friedensplatz · Empfang der Stadt: OB Drescher glaubt an „Jahr der großen Entscheidungen“ · Stadtdechant Emil Breithecker und Bürgermeisterin Gretel Kühn neue Ritter des nährischen Eulendorfs · Chef-Wechsel im Clemens-Hospital: Chirurg Dr. Arlt geht nach 21 Jahren in den Ruhestand



„Stories Supermodels“: Starfotograf Peter Lindbergh begrüßt im Schloss Nadja Auermann

Februar

Schneesturm fegt auch über Oberhausen hinweg · 17-jährige Oberhausenerin Vanessa Struhler wird Vierte bei der RTL-Sendung „Deutschland sucht den Superstar“ · Marktforscher ermitteln: Einkaufen in Oberhausen macht Spaß · STOAG will aus Pannen beim Fahrplanwechsel lernen · Kurzfilm „Karlchens Parade“ mit Dirk Bach in der Siedlung Stemmersberg vorgestellt · 700 Vertreter des Oberhausener Handwerks demonstrieren vor dem Rathaus gegen Stillstand in der Wirtschaftspolitik · Friedensdorf holt 124 verletzte Kinder aus Afghanistan · Kirchen und Schulen kämpfen für den Frieden im Irak · Mehrere hundert Gläubige beim Friedensgottesdienst · „Stories Supermodels“ - Ausstellung mit 200 großformatigen Aufnahmen des berühmten Fotografen Peter Lindbergh in der Ludwig Galerie eröffnet · Stadt klinkt sich mit bunten Aktionen ins Jahr der Behinderten ein · Neuer Theater-Intendant stellt seinen 1. Spielplan vor · Spanische Kette verleiht sich Nobelterberge ein: Astron-Hotel firmiert jetzt unter „nh Oberhausen“ · Stadtbibliothek in Rekordlaune: 1,1 Mio. Entleihungen im Jahr 2002 · Ganztagsbetreuung freier Träger droht das Aus · Eigentümer an der Marktstraße gewinnt Musterprozess gegen teures Stadt-Pflaster · Mediziner und Therapeuten kooperieren: Neues Netzwerk will Patienten besser heilen · Neue Pergamon GmbH übernimmt als privater Träger für 5 Mio. Euro das St. Elisabeth-Hospital · Run auf Real- und Gesamtschulen hält an · Skaterhockey: „Piranhas“ ziehen sich kurz vor dem Start aus der 1. Bundesliga zurück · Narren stürmen an Weiberfastnacht bei „Mallorca-Wetter“ die Behördentempel



Sichtbarer Protest: Gegen den Krieg im Irak gehen viele Oberhausener auf die Straße

März

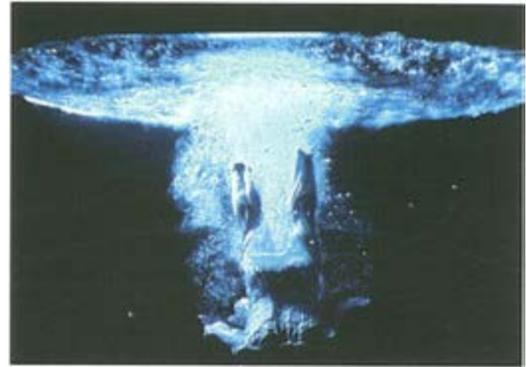
Haftstrafen für Drogen-Kuriere: Für Transport den Koks in Mieder genäht · 200.000 Narren säumen bei prächtigem Wetter den Karnevalsumzug in der Oberhausener Innenstadt · Lage am Lehrstellen-Markt wird dramatisch · Stadtparkasse sieht sich auf gutem Kurs und will 32 Mio. Euro in die Sanierung der Hauptstelle an der Wörthstraße investieren · Erneuter Raubüberfall auf Juwelier Schmiemann: Polnisches Duo wird nach kurzer Verfolgungsjagd gefasst · Oberbürgermeister Drescher erhofft sich vom Zukunftspark O.Vision mehr als 10.000 neue Arbeitsplätze · Stadt will die Anlieger bei Straßenbaumaßnahmen künftig stärker zur Kasse bitten · Rund 2000 Teilnehmer in der Oberhausener City bei Demonstration gegen drohenden Irak-Krieg · Friedensdorf bietet dem Irak seine Hilfe an · Harry Belafonte, der König des Calypso, begeistert in der propvollen Arena · Wachsende Gewerbesteuer macht ein wenig Mut, Finanzlage der Stadt bleibt aber problematisch · Chinesischer Staatscircus gastiert in der Luise-Albertz-Halle · Friedenstauben gegen Bomber: 3000 Schüler demonstrieren gegen Irak-Krieg · Prignitzer Eisenbahn nimmt neuen Triebzug „Talent“ auf der Strecke Ruhrtort - Oberhausen in Betrieb · Oberhausen gewinnt mit Stadtteilprojekt Knappenviertel beim Bundeswettbewerb „Die soziale Stadt“ · Kinder-Musik-Theater-Festival „Traumspiele“ im Theater eröffnet · Beschäftigte der Wirtschaftsbetriebe Oberhausen protestieren vor Ratssitzung gegen beabsichtigte Veräußerung der Nutzungsrechte am städtischen Kanalnetz · Privatdetektive überwachen Container-Standorte: Stadt will gezielt Bußgelder verhängen · Stadt ist trauriger Vorreiter in der Herzinfarktstatistik · Städtische Malschule prämiert 110 Arbeiten im Rahmen des Jugendförderpreises



Ein heißes Thema: Der Verkauf der Nutzungsrechte am städtischen Kanalnetz

April

Rat beschließt Veräußerung der Nutzungsrechte am städtischen Kanalnetz an die Emschergenossenschaft · SPD-Stadtverordneter und Bezirksschönsteinfeger Manfred Flore wird neuer Karnevalsprinz in der Session 2003/2004 · „Sportbüro“ ist Ergebnis der Neuorganisation der Sportverwaltung · Bevölkerungszahl in Oberhausen sinkt: Minus in Alt-Oberhausen, nördliche Stadtbezirke legen zu · Frühlingsfest und verkaufsoffener Sonntag bescheren der Oberhausener City viele neue Kunden · Wachablösung an der Spitze der örtlichen CDU: Wilhelm Hausmann als Nachfolger von Walter Paßgang zum Kreisverbandsvorsitzenden gewählt · Sparkassen Oberhausen und Mülheim wollen kooperieren, aber nicht fusionieren · Handball-Bundesliga: TuSEM Essen schlägt in der Arena THW Kiel mit 27:25 · Uwe Krey wird neuer Geschäftsführer der Wirtschaftsförderungsgesellschaft ENO · Bei Babcock gut drei Milliarden Euro Bilanzverlust: Insolvenz nicht vor 2008 abgewickelt · 10.000 Gläubiger pilgern am Karfreitag bei herrlichem Wetter auf die Bergehalde der Zeche Prosper Haniel · Schauspieler Stephan Schwartz („Freunde fürs Leben“) leistet eine Woche freiwilligen Dienst im Friedensdorf · 52-jähriger Viersener wird in Lirich Opfer eines spektakulären Raubmordes · 20-jähriger Azubi gesteht die Tat · Türkisch-islamische Gemeinde baut auf dem Tackenberg vierte große Moschee in Oberhausen · Friedensplatz soll 2004 neu gestaltet und übersichtlicher werden · Bundesregierung fördert offene Ganztagsgrundschulen in Oberhausen · Im Gasometer hängen die ersten Leinwände für die Videoinstallation „Five Angels for the Millennium“ von Bill Viola · Ehrennadel der Stadt für Sänger-Präsident Horst Küpper



Abtauchen im Gasometer: Bill Viola zeigt seine fünf Engel

Mai

1000 Festivalgäste kommen zu den 49. Internationalen Kurzfilmtagen – 145 Filme in den verschiedenen Wettbewerben · Gedenkhalle zeigt die Holocaust-Ausstellung „Oneg Schabbat“ · Gewerkschafter attackieren auf der Mai-Kundgebung die Bundesregierung · Spektakuläres Konzert von Peter Gabriel in der Arena · City-„Kaufhof“ feiert 75-jähriges Bestehen · NRW-Wirtschafts- und Arbeitsminister Harald Schartau wirbt für mehr Lehrstellen · 24. Hilfstransport der Caritas nach Rumänien · RWO-Fußballer schaffen den Klassenerhalt in der Zweiten Fußball-Bundesliga · Bero-Einkaufszentrum investiert 2,5 Mio. Euro in neuen Eingang und erweiterte „Multi-funktionsfläche“ · Paul McCartney lässt in der Arena das Fan-Herz hüpfen · Styruer Volksfest leidet unter Randalierern · Bata Illic und Bürgermeisterin Gretel Kühr singen bei 40-Jahr-Feier der „Lebenshilfe“ im Duett · Britische Investoren reichen Bauantrag für Deutschlands größtes Meer- und Süßwasseraquarium in Oberhausen ein · 3664 Teilnehmer beim Schulwalddlauf im Kaisergarten · „Five Angels for the Millennium“ im Gasometer eröffnet: Viele Kilometer Kabel führen zu den fünf Engeln · 3. Drachenfest im OLGA-Park · Grundsteinlegung in der Weierheide: Großhändler Lekkerland-Tobaccoland baut hier mit einer Gesamtinvestition von 27,8 Mio. Euro sein größtes und modernstes Logistikzentrum in der Bundesrepublik · Ex-Turbinenhallen-Betreiber gesteht Steuerhinterziehung und muss für fünf Jahre ins Gefängnis · Stahlrollen enthaupten auf der A 3 Führerkabine eines Lkw · Israels Botschafter Stein diskutiert mit Schülern über Israel und Palästina und über Krieg und Terror · Buschhausener Hegelschule feiert 125-jähriges Bestehen · 60 Vermittler des Arbeitsamtes starten ihre „Frühjahrsoffensive“ für mehr Lehrstellen · 15. Winzerfest auf dem Friedensplatz



Mit dem Hubschrauber bei der Feuerwehr gelandet:
Mick Jagger von den „Rolling Stones“

Juni

Aachenerin Heide Flachskampf-Hagemann ist neue Polizeipräsidentin in Oberhausen · Die Bagger können kommen: Land NRW gibt grünes Licht zur Förderung der Marina am Rhein-Herne-Kanal · Oberhausener CDU-Politikerin Hildegard Matthäus mit dem Verdienstorden des Landes NRW ausgezeichnet · Polizei zerschlägt Dealer-Ring und stellt mehrere Kilo harter Drogen sicher · Alstadener Chorgemeinschaft feiert 150-jähriges Bestehen · Schweres Unwetter: Pfingst-Radrennen wird erstmals in seiner Geschichte abgebrochen · 10. Mühlentag an der Baumeister Mühle · Wahnsinn: 60.000 Menschen feiern auf dem Gelände des Zukunftsparks O.Vision die „Rolling Stones“ und alles klappt problemlos · 10.000 junge Sportlerinnen und Sportler zwischen 14 und 18 Jahren gehen bei der 40. Ruhrolympiade in Oberhausen an den Start · Rheinisches Industriemuseum präsentiert 1. Eisenmarkt · Stadt und Polizei wollen Bürgern künftig bei ordnungswidrigem Verhalten die „gelbe Karte“ zeigen · Fronleichnamskirmes lockt wieder die Menschenmassen nach Sterkrade · Verkehrsbetrieb STOAG bleibt auch in schwierigen Zeiten auf Kurs · Radstation am Hauptbahnhof bleibt erhalten · Drei Autofahrerinnen sterben auf Oberhausener Straßen in ihren Wracks · Städtische Beigeordnete Petra Kersten-Rettig verlässt die Stadtverwaltung nach kurzer Amtszeit aus privaten Gründen · Landes-Rechnungsprüfer erheben schwere Vorwürfe gegen die Stadt: WBO-Gewinne nicht bei Gebühren berücksichtigt · Stadtspitze befürwortet Musterprozess · Evangelischer Posaunenchor bläst zum Hundertjährigen · Förderkreis Saporoshje sucht weiter Verstärkung · Bürgerinitiative gegen Veräußerung der Nutzungsrechte am Kanalnetz übergibt 10.500 Unterschriften an die Stadt



Rekonstruiert: Der Grillpark am Rathaus
präsentiert sich wie in den 30er Jahren

Juli

Perspektive für das TheatrO CentrO: Drei Partner gründen die „Theater mit Herz GmbH“ · Verkehrsbetrieb STOAG lädt zum „Kulturtransport“ in Bussen und Bahnen ein · Förderverein „Theater für Oberhausen“ zeichnet Schauspielerinnen Verena Bukal mit dem Theaterpreis 2003 aus · Ratsdelegation besucht neue Partnerstädte Carbonia und Iglesias auf Sardinien · Für Fortgang des Strukturwandels will die Stadtspitze Anteile der Energieversorgung Oberhausen (EVO) verkaufen · Rat fasst Grundsatzbeschluss · Spatenstich an der Erlenstraße für neues Gewerbegebiet zwischen Schwarzer Heide und Autobahn A 3 · Finanzierung für Umbau des Bert-Brecht-Hauses steht · Bei der „Nacht der Industriekultur“ im Ruhrgebiet schiebt auch Oberhausen eine Extralage · Neues Musikzentrum „Crowded-House“ auf dem Celanese-Gelände in Holten stellt sich mit dreitägigem Kulturfestival vor · Hans Tilkowski, WM-Torwart von 1966, engagiert sich als Botschafter für die Kinder im Friedensdorf International · Theater-Intendant Klaus Weise verlässt Oberhausen nach zwölf Jahren mit einem „heftig weinenden Auge“ · Viele Abschiedstränen und ein spektakuläres Finale · 70 neue Zimmer im Tryp-Hotel am CentrO · Grillpark am Rathaus rekonstruiert und mit über 200 000 Euro neu gestaltet · MAN Turbo erhält Auftrag für weltweit größte Kompressoranlage im Golfstaat Katar · Partnerstadt Saporoshje benötigt weiterhin humanitäre Hilfslieferungen · Zweiter Jahrhundertregen überflutet Norden und Süden der Stadt · Bürgerentscheid über Zukunft des städtischen Kanalnetzes zugelassen · Stadt und Polizei gehen künftig gemeinsam auf Streife · Polizei hebt Fälscher-Werkstatt einer Zigaretten-Mafia an der Emschertalstraße aus · Kunsthaus Haven öffnet zum 10-jährigen seine Ateliers



Affenhitze im Revier: Da hilft nur die Flucht ins kühle Nass

August

Brutaler Angriff in muslimischem Beerdigungsinstitut: Messerstecher verletzt Frau lebensgefährlich · Prof. Dr. Uwe Kindler am Evangelischen Krankenhaus in den Ruhestand verabschiedet · Große Hitze macht auch in Oberhausen vielen kranken Menschen zu schaffen · Waldbrandgefahr wächst · RWO startet mit überraschendem 3:1-Auswärtssieg in Bielefeld in die neue Zweitligasaison · Städtische Pflegeberatungsstelle ist „online“ · Bero-Zentrum zeigt Formel 1-Fahrzeuge · Jugendliche besetzen leerstehende Villa im Grilloviertel, um sie vor dem Abriss zu bewahren · Wirtschaftsminister Wolfgang Clement zollt Respekt für die Sanierung von Babcock Borsig · Bürgerentscheid gegen den Verkauf städtischer EVO-Anteile aus Sicht der Stadt nicht rechtens · Kult-Film „Hair“ lockt alte wie junge Fans zum Open-Air in den Innenhof des Schlosses · Triathleten von Sterkrade-Nord schaffen den Aufstieg in die Regionalliga · Lebendige Schaufensterpuppen posieren in Centro-Auslagen · Mehrere tausend Besucher bei „Olgas Rock“ auf dem Landesgartenschau Gelände in Osterfeld · Oberhausens Betten füllen sich wieder: Leichter Aufwärtstrend für Hotels und Pensionen · Berufsförderungswerk investiert 4,3 Mio. Euro in ein hochmodernes fünfgeschossiges Interims-Internat mit 60 Einzelzimmern · Bezirksregierung Düsseldorf stoppt vorerst den beabsichtigten Umbau des Bert-Brecht-Hauses, weil die Stadt den Kreditrahmen einhalten soll · OB Drescher sieht Gefahr weiterer Einschnitte



Friedliche Räumung: Die besetzte „Villa Unkraut“ wird abgerissen

September

Schicht auf Lohberg/Osterfeld: Verbundbergwerk schließt 2006/07 – OB Drescher: Ein weiterer Schlag für Oberhausen in einer langen Reihe von Arbeitsplatzverlusten in der Montanindustrie · SPD will am geplanten Umbau des Bert-Brecht-Hauses festhalten · Besetzte Villa im Grilloviertel wird nach friedlicher Räumung abgerissen · Stadt reicht beim Land NRW Projektantrag zur Förderung von O.Vision ein · Richtfest für die neuen Häuser im Friedensdorf · Regierungspräsident lehnt Haushaltssicherungskonzept 2003 der Stadt ab · Keine Hoffnung auf schnelle Sanierung des Bahnhofes Sterkrade · Jung und Alt feiern Superstar Carlos Santana in der Arena · Riesige Resonanz beim 18. Osterfelder Stadtfest · Friedensdorf startet neue Hilfsaktion für den Kaukasus · NRW-Energieminister Axel Horstmann bei MAN Turbo zu Gast · Ausstellung in der Gedenkhalle setzt sich mit dem Brandanschlag 1991 in Hünxe auseinander · OB Drescher kritisiert Vorstellungen des Bundes zur Gemeindefinanzreform · Renommiertere belgische Künstler stellen in Altenberg aus · Biologische Station im Haus Ripshorst eröffnet · Ausbau der Betuwe-Linie zwischen Emmerich und Oberhausen wird 900 Mio Euro kosten · Oldtimer-Schau begeistert beim „Tag der offenen Tür“ der Stadtwerke · Spatenstich zur Verschönerung des Umlandparks im Knappenviertel · Mit „König Ödipus“ und „Alice“ inszeniert Johannes Lepper die beiden Eröffnungspremieren seiner ersten Spielzeit am Theater · Tierschützer in Not: Verein zwischen Spendenrückgang und Kostenexplosion · Ludwig Galerie: Fotoausstellung „ManMade Planet“ von Wolfgang Volz in Anwesenheit des Künstlerpaares Christo & Jeanne-Claude eröffnet · Oberhausener haben entschieden: Stadt darf Nutzungsrechte an ihrem Kanalnetz verkaufen · Knappes Ergebnis bei erstem Bürgerentscheid



Feuriges Spektakel: In der City ist der Drache erwacht

Oktober

Oberhausen präsentiert den Zukunftspark O.Vision auf der Expo Real in München, der größten deutschen Fachmesse für Gewerbe-Immobilien · Dirk Grünewald gibt Vorsitz des Förderkreises Burg Vondern auf · Stadtkämmerer Bernd Elsemann und Dipl.-Ing. Dieter Kusenberg sind die neuen Ritter des närrischen Eulendorfs · Mögliche Erweiterung des CentrO soll mit den Nachbarstädten abgestimmt werden · Initiativkreis Altenberg ist zahlungsunfähig und geht in die Insolvenz · Zwei junge Männer werden nach Besuch einer Oberhausener Großdiskothek auf Bahngleisen von einem Zug überfahren · Feuerwehrleute protestieren im Rathaus gegen geplante Gehaltskürzungen · Haushaltsdefizit erreicht Rekordhöhen · Rat der Stadt wählt Hildener Apostolos Tsalasras zum neuen Sozial-, Jugend- und Sportdezernenten der Stadt · Männergesangsverein MGV Cäcilia 1853 Sterkrade feiert in der Luise-Albertz-Halle sein 150-jähriges Bestehen mit Sopranistin Deborah Sasson · Musikschule boomt dank Superstar-Welle · Feuriges Spektakel: „Der Drache erwacht“ in der Alt-Oberhausener Innenstadt · SPD zieht mit Oberbürgermeister Burkhard Drescher als Spitzenkandidaten in den nächsten Kommunalwahlkampf · Sechs Menschen bei Wohnungsbrand an der Styrumer Straße verletzt · Bürgerinitiative strebt weiteres Bürgerbegehren gegen den beabsichtigten Verkauf der EVO-Anteile an · Heine AG baut für Landesbank in Düsseldorf neues Domizil · 1800 Besucher bei den 20. Kinderfilmtagen · Udo Jürgens in der ausverkauften Arena gefeiert · Lagerhalle des Friedensdorfes abgebrannt: Flammen vernichten vier Tonnen Hilfsgüter · 42 Mitarbeiter betroffen: Firma „Collection Software“ ist insolvent · Beim Ausbildungswettbewerb der Wirtschaftsjuvenoren Deutschlands holt sich die Gesamtschule Weierheide einen lobenswerten 3. Platz



Spielt den „Geist der Weihnacht“: Guido Horn mit Partnerin Sanni Luis

November

Arbeiterwohlfahrt und Dienstleistungsgewerkschaft Verdi schlagen Alarm: Land spart bei Zuschüssen für Kindertageseinrichtungen · China stieg zum wichtigsten Absatzmarkt auf: MAN Turbo peilt die Umsatz-Milliarde an · Schüleranteil der Ausländer steigt enorm · Nach 4:1-Auswärtssieg in Unterhaching und 2:1 zu Hause über Regensburg schaut Fußball-Zweitligist RWO in der Tabelle nach oben · Protestflamme am Rathaus: „Reformen statt Kahlschlag“ · Auf fünf Jahre angelegter Masterplan soll der Innenstadtwieder auf die Beine helfen · Kreishandwerkerschaften in Oberhausen und Mülheim fusionieren · Spatenstich für das Groß-Aquarium in der Neuen Mitte: Im August 2004 soll das 20 Millionen teure „Sea Life Oberhausen“ bereits eröffnet werden · 12120 Menschen sind in Oberhausen arbeitslos gemeldet · „Vom Geist der Weihnacht“: Das Erfolgsmusical kehrt ins TheatrO CentrO zurück · Guido Horn spielt den Geist Marley · Bombenräumdienst entschärft bei Bauarbeiten am Sterkrader Bahnhof gefundenen „Blindgänger“ · Stadtverwaltung macht mit Protest Stimmung gegen Berliner Kürzungsorgien und Reförmchen · Freie Träger befürchten Kahlschlag in der Jugendhilfe · Rotary Club Oberhausen feiert 50-jähriges · Stadt erinnert an die Reichspogromnacht vor 65 Jahren · 11 500 Fans feiern in der Arena neunstündige Party bei der WDR 4-Schlager-Starparade · Kabarettist Dieter Hildebrandt hält im ausverkauften Ebertbad launige Plauderstunde ab · Stadtwerke bieten kostengünstige Schnupper-Abos an · Theater spielt für die Kinder Lindgrens Klassiker „Meisterdetektiv Kalle Blomquist“ · Solides Netzwerk: Stadt glänzt in Sachen Weiterbildung · 8000 Zuschauer feiern „Fleetwood Mac“ in der Arena

Glückwunsch: Zwei Jahrzehnte Sparkassen- Bürgerstiftung Oberhausen

VON RÜDIGER SCHUMANN

198



Die neue, bereits bundesweit prämierte Broschüre zum 20-jährigen Jubiläum

Die Sparkassen-Bürgerstiftung ist eine gemeinnützige Organisation, gegründet von der Stadtsparkasse Oberhausen. Dahinter verbirgt sich der Anspruch, mit Hilfe der von der Stadtsparkasse Oberhausen zur Verfügung gestellten Mittel einer Gemeinschaft von Menschen nützlich zu sein. Genau das hat die Stiftung in den vergangenen zwei Jahrzehnten wörtlich genommen.

Eine aussagefähige Broschüre, die zu diesem „Jubiläum“ erstellt wurde, will ihren Lesern hiervon erzählen. Die Stiftung hat in Oberhausen ebenso zahlreiche wie vielfältige Projekte mit nahezu 10 Millionen Euro unterstützt: Projekte zur Förderung der Jugendhilfe, Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit, zur Förderung des Wohlfahrtswesens, zur Verbesse-



Das Thema Jugendarbeitslosigkeit ist ein Schwerpunkt in der Stiftungsarbeit

rung des sozialen Umfelds sowie zur Förderung von Bildung, Kultur und des Heimatgedankens.

Fördern und unterstützen sind in diesem Zusammenhang ganz zentrale Begriffe. Denn es gehört zu den vorrangigen Zielen der Stiftung, gute Ideen voranzutreiben, nützliche Prozesse zu beschleunigen und notwendige Maßnahmen abzusichern.

Die Sparkassen-Bürgerstiftung Oberhausen versteht sich aber auch als Impulsgeber. Sie beabsichtigt, Menschen dazu „anzustiften“, selber Engagement zu zeigen und positive Entwicklungen zu initiieren.



Förderung des Wohlfahrtswesens: Ein bürgerschaftliches Projekt mit dem Verein „Frauen helfen Frauen“

Diesem Gedanken trägt die Stadtsparkasse Oberhausen auch in der ab Herbst 2003 ins Leben gerufenen „Stiftung Oberhauser Bürger“ Rechnung. Im Gegensatz zur Sparkassen-Bürgerstiftung übernehmen hier die Bürger selbst die Initiative. Sie stellen ihre Spende für bestimmte, gemeinnützige Zwecke zur Verfügung.

Karlheinz Merzig, Vorstandsvorsitzender der Sparkasse: „Wenn es auch in den nächsten 20 Jahren gelingt, uns auf ähnliche Art und Weise für Oberhausen zu engagieren, sind wir unserem Verhältnis von ‚Gemeinnützigkeit‘ mit Freude treu geblieben“.

75 Jahre jung wird 2004 die Stadt Oberhausen in ihren heutigen Grenzen. Das gleiche Alter hat der Gasometer am Rhein-Herne-Kanal, längst das Wahrzeichen der Stadt. Der Zusammenschluss der bis 1929 selbstständigen Städte Sterkrade, Osterfeld und Oberhausen ist im neuen Oberhäuser Jahrbuch ein Schwerpunkt. Aber auch über weitere Jubiläen berichten die Journalisten: Die Sportvereine RWO und OTHC blicken auf ein 100-jähriges Bestehen zurück, 50 Jahre alt werden die Internationalen Kurzfilmtage und der Kunstverein.

Weitere Themen in „Oberhausen '04“ sind der Wechsel an der Theaterspitze, die Ruhrolympiade, die neue Städtepartnerschaft mit Iglesias und Carbonia auf Sardinien, die lokale Gastronomie gestern und heute sowie der Baubeginn für das neue Aquarium. Porträtiert werden die in Oberhausen lebende nordrhein-westfälische Umweltministerin Bärbel Höhn, die Künstlerin Billie Erenkamp und der Sterkrader Propst Michael Ludwig.

